Neues Novellenbuch

von

W. H. Riehl.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1867.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Abendfrieden.

Eine Novelle als Vorrede.

Erstes Kapitel.

Wir Biebricher hatten den prächtigsten Schulweg, da wir als zehnjährige Knaben das Pädagogium (die Lateinschule) zu Wiesbaden besuchten. Früh morgens halb sechs Uhr sammelten wir uns in den Gassen, wer nicht bereits marschfertig vor der Thüre stand, der wurde mit dem Appell des nassauischen leichten Bataillons aus dem Hause gepfiffen, und dann stürmte die kleine Rotte lustig vom Rheine durch's Dorf und durch Mosbach über den Berg nach Wiesbaden, fast fünfviertel Stunden Wegs, in jeder Jahreszeit und bei jedem Wetter.

Im Winter war's besonders schön, da brachen wir erst um halb sieben auf, traten gar manchmal die erste Spur in den frischen Schnee und fanden es weit vernünftiger, bis an den Leib durch die Schneewehen des Chausseegrabens zu waten, als

mit den andern Leuten oben auf dem Fußpfad zu gehn; mein besonderer Stolz aber war dann eine kleine Laterne, welche ich im Dunkel voranleuchten und trotz Morgenroth und Sonnenaufgang bis zu den römischen Ruinen der neuen katholischen Kirche fortbrennen ließ, um, wie man sagt, dem Tage die Augen auszubrennen. Jene Kirche im Style des Pantheon war übrigens, nebenbei bemerkt, von einem scharfen Theoretiker gebaut, welcher klar bewies, daß Fundamente ein höchst kostbarer Ueberfluß seyen; er brachte auch den stolzen Säulenbau fast ohne alles Fundament nahezu bis an's Kreuz auf dem Dache; da hatte die Kirche eines Nachts das Unglück zusammenzufallen.

Auf dem Rücken trugen wir kleinen Wanderbursche allesammt ein Ränzchen, unten mit Büchern gefüllt, oben mit Milchbrödchen, Aepfeln, Birnen, Nüssen, Kirschen, in der ganz schlechten Zeit aber blos mit zwei doppelten Butterbroden — zur Aufbesserung des Mittagstisches im Wiesbadener Kosthause, welcher uns für acht Kreuzer die spartanische Blutsuppe pädagogisch veranschaulichte. Und leichteren Herzens und mit erleichtertem Tornister

pilgerten wir dann um vier oder fünf Uhr abends dieselbe Straße weit langsamer wieder heim.

Kinder laufen durch's Land wie die Hunde: sie sehen und behalten unglaublich scharf das Nächste, was an und auf dem Wege liegt; für die Fernen haben sie keinen Blick. Darum bekümmerten wir uns denn auch weit weniger um die herrliche Aussicht in's Rheinthal hinab als um die großen Aepfelbäume an der Landstraße; die kannten wir alle und nannten sie alle mit Namen. Allein wir sahen blos nach den Aepfeln und griffen nicht darnach; denn es ging die Sage, wer bei den Aepfeln erwischt werde, der müsse nach nassauischem Feldrecht alle unersetzt gebliebenen Flurfrevel des ganzen Jahres bezahlen und sey solchergestalt ein armer Metzgerbursche für einen einzigen Apfel um 120 Gulden gestraft worden.

Doch nicht blos, daß uns dieses Obst zu theuer dünkte, wir hatten überhaupt viel wichtigere Dinge zu thun als nach Aepfeln zu werfen. Die Straße war uns morgens Lernplatz, abends Spielplatz, in der Frühe zeigte sie uns ihr Werktagsgesicht und ihr Sonntagsgesicht am Abend.

Sowie wir beim Ausmarsch früh morgens das letzte Haus von Mosbach im Rücken hatten, trat Einer von uns vor und sprach laut die Versregel, welche aus Zumpt's Grammatik oder die Fabel, welche aus Wagner's „Lehren der Weisheit und Tugend" für den laufenden Tag auswendig zu lernen war, und die Andern sprachen's taktfest im Chore nach. Mochte uns der Märzsturm da droben auf der Höhe packen und zausen, wir schrieen seinem Geheule kräftigst entgegen:

„Viele Wörter sind auf is
Masculini generis!"

und beschworen ihn mit „panis, piscis, crinis, cinis" wie mit einer Zauberformel; mochten die Regenwolken in ganzen Geschwadern vom Binger Loch herüberziehen und uns auf die Haut durchnässen, das galt uns alles gleich, wenn wir nur unsere „Hausaufgaben" in den Kopf trocken unter Dach brachten.

In diesen Morgenstunden war die Landstraße außer von Spatzen und Goldammern gewöhnlich nur von Leuten belebt, welche durch ihr Geschäft

zur Stadt geführt wurden oder von Bauern, welche in den Acker gingen; wir gingen auch in den Acker, aber in einen lateinischen, und wie viel stolzer war unser Schritt, der nach Zumpt's, Gellert's und Pfeffel's Rhythmen einherschwebte! Da zogen die Gunsenheimer Gemüsweiber an zwanzig Mann hoch zu Markte; sie hatten ihre schweren Körbe bereits im Nachen über den Rhein gefahren und in Biebrich allesammt auf einen Wagen geladen, den der Hammartin, ein hinkender Fuhrmann, mit einem lahmen Gaule führte, und liefen neben dem Wagen her und schnatterten durcheinander wie eine Gänseheerde: wir aber übertönten sie weitaus, Lichtwer's „Thier' und Menschen schliefen feste" im Chor sprechend. Was wußten die armen Weiber, was wußte der Hammartin von Lichtwer! Oder es kamen Biebricher Handwerker, welche in die Stadt gingen, Rohstoffe einzukaufen; wir erzählten uns, Einer dem Andern das Wort aus dem Munde nehmend, die Geschichte von Cyrus und Astyages, damit wir sie um zehn Uhr in der Geschichtsstunde wiedererzählen konnten. Was war diesen Schustern und Schneidern Astyages, ja was war ihnen Cyrus!

Wir fühlten uns als die wahren Herren der Landstraße, und höchstens sank uns der Muth, wenn früh morgens ein Hase über den Weg sprang: da hemmten wir unsere Lichtwer'schen Trochäen und gingen erschrocken dreimal drei Schritte rückwärts; denn hätten wir solchergestalt nicht den bösen Angang zunichte gemacht, so würde uns sicher Strafarbeit im Laufe des Tages geblüht haben.

Außer den Hasen vermochte nur Eines noch unsere Studien zu unterbrechen: der Mainzer Schauspielerwagen. Wenn der kam, dann hielten wir allemal inne und schauten auf. Es war ein großer Omnibus, schwer befrachtet mit schönen Damen und Herren, mit der ganzen Oper oder Tragödie, welche heut' Abend über die Wiesbadener Bretter gehen sollte; denn Mainz und Wiesbaden hatten damals gemeinsames Personal für ihre zwei stattlichen Schauspielhäuser und die dramatische Kunst fuhr so herüber und hinüber, einen Tag um den andern, und nur im Winter beim Eisgang blieb sie solange an einem Orte liegen, bis der Rhein entweder eisfrei oder so fest gefroren war, daß er den Thespis-

karren tragen konnte. Den Mainzer Schauspielerwagen aber ignorirten wir nicht vornehm wie den Gunsenheimer Gemüsewagen; wir begrüßten ihn mit lautem Jubel und Hurrah, denn warum soll die Wissenschaft die Kunst nicht begrüßen? Diese Frauenzimmer, welche so artig aus den Wagenfenstern blickten, fuhren auch zu ihrem Tagewerke, allein dasselbe war gleich dem unsrigen den Musen geweiht und also achteten wir die Passagiere des Theaterwagens für die einzige ebenbürtige Gesellschaft, welche sich morgens mit uns auf der Straße bewegte.

Der Heimweg am Abend sah nun aber ganz anders aus; nicht nur unser Sinn und Gemüth, auch die Chaussee mit ihren Menschengestalten war völlig verwandelt. Zu jener Tageszeit ging es da ziemlich stille zu; denn im Sommer war der schattenlose Weg zu heiß, und im Winter hatte ohnedies halb Wiesbaden Feierabend. Geschäftlose, friedesuchende Menschen schlenderten vereinzelt des Weges, pensionirte Beamte auf ihrem täglichen Gange, alte Damen, die sich ohne männlichen Schutz bis zu den zwei großen Birnbäumen an der „Umkehr“

wagen konnten; vielleicht ritt auch ein Reiter bedachtsam vorbei, der wegen chronischer Unterleibsleiden im fünfzigsten Jahre zum erstenmal ein Pferd bestiegen hatte. Das bunte, aufregende Gewimmel der großen Kurwelt fluthete nach einer ganz andern Seite, nach den malerischen Pfaden des Sonnenberger und Nerothales und nicht einmal die Kuresel mit ihren feuerrothen Satteldecken kamen heraus auf unsere Straße. Höchstens daß im Winter ein einsamer Croupier dort müßigging, der in der kalten Jahreszeit nichts zu thun und vielleicht auch nichts zu essen hatte, eine wandelnde Elegie auf die Vergänglichkeit der Sommerpracht; denn in jenen vormärzlichen Tagen war die Roulette während des Winters geschlossen und erst das Jahr achtundvierzig brachte mit andern Errungenschaften den Fortschritt des „Winterspieles." Zwar rollte auch mitunter eine glänzende Equipage oder eine Extrapost in's Rheingau vorüber, allein das waren zur Stunde unsers Heimweges doch nur Ausnahmen, charakteristisch herrschten die schleichenden, stillen Feierabendgestalten, und unter ihnen die Krone von Allen, der Kasteler Franz, der

armseligste von den damals wegen ihrer Armseligkeit weit berühmten Kasteler Einspännern: er hatte sein „neues“ Pferd, an dessen Hüftknochen man den Hut aufhängen konnte, für drei Brabanter Thaler auf dem letzten Hochheimer Markt gekauft, und es galt für ein Wagniß bei ihm einzusteigen, nicht wegen des Durchgehens, sondern weil verschiedene Fahrgäste schon mit dem Boden seiner Kutsche durchgebrochen waren. Der Franz verstand keinen Spaß und hatte trotz seines Schneckenschrittes den wahren Feierabendfrieden allerdings noch nicht gefunden, und doch hätte jedes fühlende Herz wenigstens der keuchenden Mähre und dem wackeligen Marterkasten so gerne den ewigen Feierabend gegönnt.

Unter allen diesen friedlichen oder friedebedürftigen Gestalten schwärmten wir kleinen Wanderburschen nun anfangs recht wild und ruhelos umher. Auch wir fanden, gleich dem Kasteler Franz, den Feierabend in uns selber noch ganz und gar nicht. Die Freude über den vollendeten Schultag mußte ausgetobt seyn, und da lief dann der Eine vor, der Andere blieb zurück, man trieb allerlei

Muthwillen, neckte sich, stritt, kriegte und balgte, kurzum beim Friedensscheine der Abendröthe fehlte jene einträchtig gemüthliche Kameradschaft, zu welcher uns Zumpt, Wagner und Kohlrausch doch in dem viel aufregenderen Morgenlichte unvermerkt verbündet hatten. Wir ärgerten uns, daß es des Morgens fast schöner war auf der Chaussee als am Abende, wo doch die Chaussee von rechtswegen am allerschönsten hätte seyn sollen. Aber Keiner wußte den Grund von dieser verkehrten Welt.

Nun geschah es eines Tages, daß Einer der Genossen den Rinaldo Rinaldini mitbrachte, welchen er von ungefähr zu Hause gefunden hatte. Der glückliche Finder begann auf dem Heimwege den Roman vorzulesen, gleichsam als Gegengewicht gegen Wagner's „Lehren der Weisheit und Tugend" beim Morgengange. Allein er kam nicht weit. Wir fanden das Buch grausam langweilig, hatten bei einem Räuberromane gleich auf Seite 1 ganz andere und zwar recht haarsträubende Dinge erwartet, und der Vorleser verstummte alsbald mißmuthig, weil ihm Niemand mehr zuhörte. Wir waren offenbar noch nicht reif für Vulpius.

„Da könnt' ich euch ganz andere Geschichten erzählen, weit schönere!" rief ich übermüthig, als Rinaldo wieder in den Ranzen seines Besitzers gewandert war. Die Kameraden staunten, freudig überrascht, und nahmen mich beim Wort; denn sie wollten heute Abend nun einmal etwas „Schönes" hören, und ich besann mich auch nicht lange und begann.

Was für eine Geschichte ich darauf erzählte, das weiß ich freilich nicht mehr. Allein sie muß gefallen haben, besser als Rinaldo Rinaldini; denn ich war von nun an der ausgemachte Rhapsode unserer Schaar und erzählte Monate lang allabendlich auf dem Heimwege lauter selbsterfundene Geschichten, gezeugt und geboren, erdacht und vorgetragen im nämlichen Augenblicke auf der Chaussee, einzelne oft acht bis zehn deutsche Meilen lang, mit „Fortsetzung folgt" von heute auf morgen, Geschichten mit lauter Handlung, lauter Abenteuern, und auf jedes Dutzend Apfelbäume, welches wir abliefen, kam mindestens ein Scenenwechsel.

Es muß damals wunderlich genug in meinem

kleinen Kopfe ausgesehen haben. Gelesen hatte ich noch gar keinen Roman, aber zerstreute Bilder und Charaktere aus dem Robinson, aus Mährchen, Sagen, Reisebeschreibungen, Volksbüchern, aus den Historien des Straßburger hinkenden Boten und aus Mengeldorff's „Exempelbuch der alten Zeit" schwirrten und tanzten vor meinem inneren Gesichte und ich verwob die bunten Bruchstücke zum seltsamsten Ganzen, schuf mir neue Helden, indem ich die alten nach Lust und Laune umbildete und ersann mir meine eigenen langen Romane, bevor ich irgend Geduld und Ausdauer besaß, auch den kürzesten fremden Roman gedruckt zu lesen. Das ist nun gerade nicht merkwürdig, aber daß meine Kameraden die Geduld besaßen, lieber jenes tolle Zeug monatelang anzuhören, als sich im Chausseegraben zu balgen oder den Chaisen nachzulaufen, das dünkt mir heute noch ein merkwürdiges Räthsel.

So berichtete ich denn naturgetreu, als wäre ich selber dabei gewesen, von Schiffbrüchen an wüsten Inseln, von Räubern, die in Höhlen oder auf hohen Eichbäumen wohnten, von tapfern Rittern,

besonders Kreuzfahrern, von eingemauerten Mönchen und Nonnen, am liebsten aber von unermeßlichen Schlachten, und immer gelangte mein Hauptheld durch unsägliche Kämpfe und Nöthe zuletzt zu höchsten Ehren. Meine Geschichten führten stets in weit entlegene Zeiten oder Länder. Ahnet das Kindergemüth nicht auch bereits den verklärenden Zauber der Ferne, kraft dessen „alte Geschichten" an sich schon ein Stück unverdienter Poesie vor modernen voraus haben? Dazu spielte die Handlung wo möglich durchaus im Freien (Thürme, Rittersäle und Verließe abgerechnet); denn alles was unser tägliches Leben schön und abenteuerlich schmückte, das fanden wir ja auch im Freien, nämlich zwischen den Apfelbäumen der Wiesbadener Landstraße.

Liebschaften und Frauenzimmer hielt ich für langweilig, sie kamen gar nicht vor in meinen Geschichten. Damit jedoch auch den zarteren Regungen des Herzens ihr Recht werde, lebte mein Held etwa in wahrer Bruderschaft mit seinem Pferde, oder hatte einen großen Hühnerhund zum Busenfreunde oder noch besser einen gezähmten,

auf den Mann dressirten Löwen, der sich ihm des Nachts im Walde in Ermangelung einer Matratze dienstwillig als weiches und sicheres Lager unterbreitete.

Indem wir nun aber so erzählend und hörend heimwärts zogen, bekam die Landstraße ein völlig neues Gesicht, sie sah ganz sonntäglich aus, obgleich es doch immer nur Werktag war. Vordem zerstreut umherschwärmend, schlossen wir uns nun zur geordneten Gruppe wie am Morgen, einträchtig, als gemüthliche Kameraden; Keiner blieb mehr zurück oder lief vor, Keiner zerrte und neckte mehr den Andern, wir hatten Feierabend für uns und hatten Friede geschlossen mit Allem, was auf der Landstraße lebte und webte. Die Spatzen auf dem Wege, die Mäuse im Graben wurden nicht mehr gescheucht und verfolgt, der Kasteler Franz nicht mehr verspottet und selbst der fünfzigjährige Gesundheitsreiter hatte jetzt Ruhe auf seinem frommen Pferde, welches wir früher durch unser Springen und Schreien öfters um ein Haar scheu gemacht hätten. Eine Geschichte hören oder erzählen, das war uns Friede und Feierabend. Die Epik ist die

Poesie des Friedens, selbst wo sie uns den trojanischen Krieg erzählt. Man denkt sich an's Herdfeuer, zu der Lampe, an den Lehnstuhl der Großmutter, wenn von dem seligen Frieden der Geschichten, Mährchen und Sagen die Rede ist, aber das Herdfeuer an sich bringt doch den Frieden nicht, sondern die Geschichte bringt ihn. Kocht die Mittagssuppe auf dem Feuer, dann dünkt uns der Herd nicht so gar friedlich, wohl aber am Abende, wann die Kohlen verglühen: bei den Geschichten ahnen wir die Flamme der Leidenschaften in der stillen Gluth der verglimmenden Kohle, die Geschichte hat den Frieden, weil Alles bereits geschehen und vollendet ist und in der Ferne verschwebt; mag sie auf den heißesten Tag zurück blicken, sie kann es doch nur am Feierabend oder sie verdient nicht den Namen einer Geschichte. Darum fanden wir den heimlichen Zauber des Herdfeuers und der Lampe auf der offenen Landstraße, weil wir dort mit den Geschichten den Feierabend gefunden hatten.

Und wann wir nun so mit meinen Helden unter den syrischen Palmen umherirrten oder in den

Urwäldern Amerika's und in altdeutschen Eichenhainen, dann deutete wohl Einer und der Andere fragend auf die fernen Waldhöhen des Taunus, ob die nicht auch noch solche Urwälder hegten, oder auf den weitab im blauen Duft verschwimmenden Donnersberg, ob dort nicht auch noch eine ungeheure Wildniß sey? oder wir späheten sehnsüchtig zu den Burgthürmen von Sonnenberg hinüber und zum Mainzer Dome, dessen Fenster im rothen Abendscheine leuchteten, als seyen Lichter ohne Zahl im Schiff der Kirche angezündet: wir sahen unsern Weg plötzlich umlagert von tausend weit entrückten Geheimnissen, umkränzt von schönen, seltsamen, räthselhaften Erscheinungen, während es uns bis dahin das nüchternste und selbstverständlichste Ding von der Welt gewesen, daß man auf der Wiesbadener Chaussee den Rhein und den Taunus und Mainz und Sonnenberg sieht. Indem die Geschichten geträumte Fernen uns nahe rückten und offenbar machten, ahnten wir zum erstenmale den Zauber der Schönheit und des Geheimnisses, welcher die wirklichen Fernen umschleierte, die uns täglich vor Augen lagen.

Da aber kam urplötzlich jener bekannte Blitz aus heiterer Luft, der so oft aus dem blauen Himmel der Bücher niederfährt, ob er gleich, wie ich glaube, am ächten blauen Himmel noch gar nicht entdeckt worden ist, und schlug zerschmetternd in den Abendfrieden meiner Geschichten.

Zweites Capitel.

Dies geschah an einem weichen, blüthenduftigen Maitage. Die Sonne stand noch hoch, als wir um vier Uhr unsern Heimweg antraten. In lieblicher Pracht wogten die frisch aufsprossenden, treibenden Saatfelder zu dem breiten Silberstreifen des Rheines hinab, wir Knaben fühlten den beseelenden Frühlingsodem gleich dem andern jungen Volk der Vögel und Mücken, welches uns umschwirrte, wir waren heute ganz besonders aufgeregt und wußten nicht warum.

Ich erzählte wieder, und auch in meiner Geschichte trieb und gährte der Frühling gleich dem Wein im Fasse, wann die Traube blüht, das heißt, ich häufte Abenteuer auf Abenteuer, ich ließ meinen Helden wie einen Halbgott einherschreiten und die erhabensten Thaten vollbringen: kein Wunder, daß

er auf einmal grausam in's Gedränge kam. Er ist abgeschnitten von den Seinigen, in zwanzigfacher Uebermacht sitzt ihm der Feind auf dem Nacken und vor ihm und seinem todtmüden Rappen gähnt eine fünfzig Fuß breite thurmtiefe Felsenkluft. Der bedrängte Ritter aber besinnt sich nicht lange, befiehlt Gott seine Seele, schließt die Augen, spornt, daß es blutet, und im Fluge setzt das Roß über die Kluft und noch ein paar Ellen weiter; die Feinde aber, welche ihm nachsprengen wollen, purzeln, Einer nach dem Andern, in den Abgrund, wie Bleisoldaten, wenn man sie mit der Hand vom Tische streicht, und unten am Boden lag ein ganzer Klumpen.

Ich verschnaufte eine Weile; der große Sprung hatte mich etwas außer Athem gesetzt.

Da rief mein Nebenmann, es sey unmöglich, daß ein todtmüder Rappe über eine fünfzig Fuß breite Kluft setze; er wisse auch, wie weit Rappen springen könnten, denn sein Oheim habe einen solchen im Stall.

Ich fuhr auf; — das war die erste literarische Kritik, welche ich in meinem Leben erduldete —

und entgegnete fest und ernst, so recht lehrhaft: „In den Ritterzeiten sind eben die Pferde viel stärker gewesen, das Roß des Eppelein von Gailingen hat zu Nürnberg einen noch weit größeren Satz gethan als vorhin mein Rappe, des rabenschwarzen Pferdes der vier Haimonskinder gar nicht zu gedenken, und Karl der Große ist in drei Tagen von Ungarn nach Oberingelheim geritten; übrigens" — so schloß ich mit trotzig gehobener Stimme — „übrigens habe ich mir den Ritter sammt dem Rappen selbst gemacht und lasse meine Ritter so viele Heiden todtschlagen, als mir beliebt, und meine Rappen springen, so weit ich will!"

Die Andern begriffen meine Rede nicht; sie fragten, ob denn die fünfzig Fuß wirklich im Buche stünden? Da regte sich zum erstenmale der Autor in mir und ich erwiderte: „Im Buche steht gar nichts, meine Geschichten stehen überhaupt in keinem Buche, sondern blos in meinem Kopfe und sind alle miteinander hier auf der Chaussee gewachsen."

Diese Erklärung wirkte wie ein Donnerschlag, und der Schlag entfesselte einen Sturm, eine Windsbraut. Meine Kameraden glaubten, was ich ihnen

da seit Monaten erzählte, das stehe Alles irgendwo gedruckt und sey folglich wahr und wirklich geschehen: nun fiel es ihnen wie Schuppen von den Augen und sie hielten sich für belogen und schändlich angeführt. Vergebens warf ich ihnen entgegen, daß ich ja niemals vorgegeben habe, gedruckte Geschichten zu erzählen, daß ich nur gesagt, ich wisse etwas „Schöneres" als den Rinaldo Rinaldini, der doch auch vielleicht nicht wahr sey — das blieb Alles in den Wind gesprochen, sie hatten keine Ahnung von dem Schöpferrecht der Phantasie und hielten Dichten und Lügen für gleichbedeutend. Der Eine rief, ich dürfe niemals wieder eine Geschichte erzählen, der Andere, ich müsse aber auch für die bereits erzählten einen exemplarischen Denkzettel erhalten; — „da liegt der Denkzettel schon!" schrie der Dritte und brachte ein schweres Holz herbei, das am Graben lag: den Klotz sollte ich bis Biebrich schleppen zur Strafe für meine ungedruckten Geschichten. Die Andern fielen dem Vorschlage jubelnd bei; ich protestirte, wehrte mich, es kam zum Handgemenge: — ich war auf dem Punkte, der Uebermacht zu erliegen.

Da kam ein leerer vierspänniger Leiterwagen, ein herzogliches Fuhrwerk, hinter uns her gerollt; ich reiße mich los und springe dem Wagen nach, ein paar Hausknechte, die oben standen und wahrscheinlich das Abladen der Fracht in Wiesbaden besorgt hatten, sahen meine Noth, winkten mir herbei, es gelang mir, mich an dem rasch dahin sausenden Wagen hinten festzuklammern, die Männer packten mich unter den Armen, zogen mich hinauf, und ehe ich noch selber recht wußte, was geschehen, stand ich oben, rückwärts gekehrt, und fuhr wie ein Triumphator vierspännig davon, indeß meine Widersacher mit dem Klotze verblüfft auf der Straße standen und ihre Nachrufe im Gerassel der Ketten und Räder verhallten.

Einen Augenblick schwelgte ich in dem süßen Gefühle, welches Jeder kennt, der einmal bei eben ausbrechendem Platzregen ganz unverhofft noch in's Trockene gekommen ist. Aber bald wich dieses Behagen einer anderen Stimmung. Ich trug einen neuen Kittel von naturgrauem Linnen mit schwarz lackirtem Ledergürtel und stand am Hinterrade, wider die Leiterwand des Wagens gelehnt. Da zupfte es

mich ganz leise hinten am Kittel; ich schaute um und sah Niemand. War das etwa die unsichtbare Hand des bösen Gewissens, welche Einen so von hinten am Kittel zupft? Ich hatte der Mutter fest versprochen, auf dem Schulwege niemals einem Wagen nachzulaufen, viel weniger mich anzuhängen, ja nicht einmal auf Einladung eines Kutschers mitzufahren. — Es zupfte schon wieder, merklich stärker. Siedend heiß lief mir's über das Gesicht. Das Versprechen war besonders feierlich gewesen, ohne alle Klausel, denn die Mutter ängstigte sich sehr wegen der Fährlichkeiten der Landstraße. Bisher hatte ich auf's strengste Wort gehalten und war vorhin doch auch nur im drängenden Triebe der Rettung dem Wagen nachgesprungen, — aber mein Wort hatte ich nun doch gebrochen! — Jetzt zupfte es zum dritten Male, so derb, daß ich fast umgefallen wäre, und krach! that's einen Riß durch meinen ganzen Kittel: ein großer Fetzen der schönen neuen Leinwand hing am Wagenrade. Das Kleid war von einem hervorstehenden Splitter der Radspeiche erfaßt worden und ohne die feste Rücklehne der Wagenleiter würde ich wohl

selber mit hinabgezogen und unter's Rad gekommen sein.

Den zerrissenen Kittel sehen und denken: das ist die Sündenstrafe für das gebrochene Wort, und blind vom Wagen springen, — dies Alles war die Sache eines Augenblickes.

Da lag ich dann auf der Chaussee im dicksten Staube, die Arme weit ausgestreckt, ein ächter Büßer; denn bei dem jähen Sprunge war ich der Länge nach hingefallen. Vergebens baten mich die Hausknechte, wieder aufzusteigen: kein Demosthenes und kein Cicero hätte mich wieder auf den Wagen hinaufgeredet, geschweige ein Hausknecht.

Nachdem die Leute dann gesehen hatten, daß ich mich weiter nicht verletzt, fuhren sie davon; ich aber schlich einsam meine Straße und starrte bald in den Himmel, bald auf meinen zerrissenen Kittel. Es war die erste zerknirschende, bewußte Reue, welche jetzt mein kindliches Herz durchschnitt; ich war im Innersten betrübt, nicht weil ich Strafe fürchtete, sondern weil ich klar erkannte, daß ich gesündigt hatte. Da droben hinter den lichten Flockenwölkchen, die gegen den Donnersberg hinüber

das endlose Blau anmuthig unterbrachen, glaubte ich, sehe jetzt Gott hervor, nicht der liebe Gott, sondern der HErr GOtt, wie er mit zwei großen Anfangsbuchstaben so strenge in der Bibel gedruckt steht, und halte Gericht über mich, und von irgend einer andern Ecke des Himmels schaue mein unlängst verstorbener Großvater herab, den ich sehr lieb gehabt, und ärgere sich über die dummen Streiche seines Enkels.

So sind wir großen und kleinen Kinder: als ich oben auf dem Wagen stand in der Blüthe meiner Sünde, dachte ich nicht, daß Gott mich sehe; erst als ich heruntergefallen war, hatte er mich augenscheinlich entdeckt.

Ich verwünschte meine schönen Geschichten, die doch allein zuletzt das Unheil herbeigerufen hatten. Der Abendfrieden des Erzählens schien mir auf immer zerrissen und verweht und hinter jener fünfzig Fuß breiten Schlucht, über welche der unselige Gaul gesprungen war, lag ein verlorenes Paradies.

Drittes Kapitel.

Zu Hause bekannte ich sofort mein Vergehen, von welchem ja der zerrissene Kittel schon klar genug zeugte. Nur den mildernden Umstand, daß ich auf der Flucht vor beschimpfender Gewaltthat dem Wagen nachgelaufen sey, verschwieg ich standhaft. Daran waren wieder die verhängnißvollen Geschichten schuld. Denn hätte ich den ganzen Hergang im Zusammenhange gebeichtet, so mußte ich doch auch meiner selbstgemachten Geschichten erwähnen und das wollte ich um keinen Preis: ich schämte mich, etwas Anderes gekonnt zu haben als meine Kameraden, es war mir, als habe ich mit vieler Würde einen großen Cylinderhut getragen, während Schuljungen doch eigentlich bloskspfig oder mit der Mütze gehen. So brachten mir die Geschichten, welche ich draußen erzählt hatte, das Unglück und die Geschichten, von welchen ich daheim schwieg, die Strafe.

Meine Eltern besaßen einen schönen Garten unterhalb Biebrich am Rheinufer, und es war uns Kindern immer ein besonderes Fest, wenn wir abends dort spielen durften und dann in dem kleinen Gartenhäuschen das gemeinsame Abendbrod verzehrten. Heute gingen Alle hinaus, man hatte nur auf meine Ankunft gewartet, mich mitzunehmen und nun mußte ich zur Strafe ganz allein daheim bleiben. Das war mir leid genug; doch in den Schmerz über die blind darein fahrende Strafjustiz mischte sich bitterer Groll, während jene freie Buße, wie ich sie vorhin einsam in mir selber durchgerungen, unsäglich qualvoller gewesen war, aber ohne Bitterkeit.

Als die Andern fortgegangen waren, hielt es mich darum auch gar nicht lange in der Stube; ich schlüpfte vor die Thür, ich brauchte Luft, um meine wallende Empfindung auskochen und ausdampfen zu lassen, nur einen kleinen Raum zum Vertoben, so ganz in der Nähe, wie man's bei milder Deutung einem Hausarrestanten nachsehen kann.

Nun wohnten wir aber in einem Nebengebäude des Schlosses, ganz nahe der Haupt=Auffahrt, welche aus dem Dorfe durch eine kleine Ecke des Herren=

gartens zu den herzoglichen Gemächern führt. Rechts von dieser Auffahrt stand eine Bank, beschattet von zwei Kastanienbäumen; dort pflegte allerlei müßiges Hofgesinde zu sitzen, Stallknechte, Frotteure, Lakaien, Haus- und Küchenmägde, und weil die Bank von jenen Leuten so besucht war als der bequemste Platz die Aus- und Eingehenden zu beobachten und zu bekritteln, nannte man sie die „Lästerbank.“

Ich schlich um die Kastanienbäume hinter der Bank, scheu versteckt, denn da mein neuer Kittel zerrissen war, so hatte man mir ein verwachsenes und verwaschenes Kittelchen vom vorvorigen Jahre angezogen, eine Art Zwangsjacke zum Hausarrest; meine Hände aber starrten bis weit über die Knöchel aus den eng anliegenden Aermeln, also Grund genug zu Hause zu bleiben oder doch nur heimlich spazieren zu gehn. Indem ich nun so hinter den Bäumen ganz stille meinem Groll und Kummer, Trotz und Reue nachhing und die rothen Kastanienblüthen, welche am Boden lagen, aufhob und zerpflückte, kam ich unvermerkt ganz nahe an die Lästerbank. Sie bot sonst Raum für Viele, eben jedoch saßen nur zwei Leute dort: ein Frotteur, — das

ist der gefährliche Mann, welcher die Parkettböden glatt wichst und also veranlaßt, daß man bei Hofe so leicht ausgleitet und fällt — und sein Schatz, das Eschborner Klärchen, die Küchenmagd; eine höchst corpulente Person, deren eindrucksvolle Figur mir's in späteren Jahren, als ich Goethe zu lesen begann, recht schwer machte, Egmont's Klärchen ohne Fettsucht mir vorzustellen.

Ich horchte nicht auf das Gespräch der Beiden, aber plötzlich vernahm ich, wie der Frotteur sich selbst unterbrach und mit erhobener Stimme dem Klärchen zurief: „Da kommt ein Mann, den müssen wir grüßen! — aufstehen! Front machen!"

Was mochte das wohl für ein hoher Herr seyn? Ich schaute auf. Durch das Portal des Gartens schritt ein fremder alter Mann, eine stattliche aber gebeugte Gestalt, gestützt auf den Arm einer schönen jungen Dame, beide schlicht und einfach, doch fein und vornehm in Tracht und Haltung. Nur mühsam und mit dem rechten Fuße hinkend konnte der alte Herr sich fortbewegen und hielt alle paar Schritte inne zum Ausruhen, so daß ich die Nahenden lange und scharf in's Auge zu fassen vermochte.

„Das ist der Walter Scott mit seiner Tochter,“ sagte der Frotteur zum dicken Klärchen; „der Walter Scott, welcher alle die schönen Geschichten gemacht hat, den Ivanhoe und Quentin Durward, steh' auf, den müssen wir grüßen!“

Ich erwachte wie aus einem Traume. So also sehen berühmte Männer aus! Denn dies war der erste Mann, der viele Bücher geschrieben, der erste so eigentlich berühmte Mann, welchen ich in meinem Leben erblickte, und ob ich gleich noch keines dieser Bücher gelesen, wußte ich doch, daß die kleinen gelben Bändchen Walter Scott, wie sie alle vierzehn Tage auf Subscription in die Häuser kamen, durch ganz Biebrich und stellenweise sogar in Mosbach von Alt und Jung verschlungen wurden; ja ich hatte sogar bemerkt, daß sich die Dienstboten Sonntags nachmittags zusammen setzten, um den Walter Scott zu lesen, welchen sie ihrer Herrschaft gestohlen hatten.

Ohne darum an meinen alten Kittel zu denken, noch an den Frotteur und sein Klärchen, trat ich vor und stellte mich in die Reihe neben die Beiden. Walter Scott kam ganz nahe an die Lästerbank. Ach er sah so krank und müde aus und über seinen

großen Augen lag es wie ein Schleier, als ob sich die neu ergrünenden Kastanienbäume mit den rothen Blüthenbüschen gar nicht mehr recht hell darin spiegeln könnten! Doch als er mir gegenüber stand, blickte er auf und lächelte gar gutmüthig, wie ein Lichtschimmer zuckte es über die dämmernden Augen, die schlaffen Züge bewegten sich, ja ich glaube sogar, er hat gelacht. Ich ahnte stracks weßhalb und erröthete bis über die Ohren: in dem verwachsenen, verwaschenen Kittel machte ich neben dem dicken Klärchen eine äußerst drollige Figur, und dazu trug ich eine abscheuliche Kappe von Roßhaarzeug, grau und weiß gesprenkelt, eine sogenannte Kümmel- und Salzkappe, die hatte ich im Anstarren aufbehalten und riß sie nun ganz erschrocken vom Kopfe, als mir der berühmte Mann in's Gesicht sah. Er warf mir grüßend ein paar freundliche Worte zu, allein in meiner Schaam und Bestürzung verstand ich sie nicht und blieb stumm und vergeistert, indeß der Dichter lächelnd weiter schlich.

Der Frotteur erklärte mir hierauf, daß Walter Scott sich eben auf der Rückreise aus Italien befinde und daß der Herzog ihn zu Gast geladen habe.

Doch den kranken Dichter, der im Süden vergebens Genesung gesucht, zog es ruhelos zur Heimath, und wer mit dem Tod um die Wette reist, daß er noch eine Stunde früher nach Hause komme, der muß selbst fürstliche Gastfreundschaft dankend ablehnen, und so hielt nur die nothwendige Rast eines Nachtlagers den müden Mann in Biebrich zurück.

Nachdem mir der Frotteur also in der Kürze erläutert, wie Walter Scott so plötzlich zu uns in den Biebricher Herrengarten gerathen sey, fügte er hinzu: „Diesen Engländer grüßt die ganze Dienerschaft, weil er uns schon so oft erfreut hat, mag er nun im Uebrigen hoffähig seyn oder nicht. Als hingegen neulich der alte Baron Rothschild zur Tafel geladen war, da grüßten ihn etliche Bediente nicht und es gab großen Scandal darüber, ja ein Küchenjunge rief dem hebräischen Baron Spottverse nach, wofür er mit Schimpf und Schande fortgejagt wurde. Das geschah ihm recht, denn so weit darf man's nicht treiben und zuletzt stammen wir doch Alle von den Juden ab." (Weil nämlich Adam und Eva im alten Testamente stehen, hielt der Frotteur die Ureltern des Menschengeschlechtes für Juden.)

„Den Rothschild habe auch ich nicht gegrüßt, aber den Walter Scott,“ so schloß er mit epischem Refrain, „grüßt die ganze Dienerschaft.“

Als der Dichter zwischen den Bäumen und Büschen verschwand, kämpfte ich unschlüssig in mir selber, was ich nun thun solle? Ich wäre um's Leben gern ganz sachte nachgeschlichen, hätte hinter den Büschen gelauscht und sah im Geiste schon, wie der Herzog aus dem Schlosse treten, den Dichter höflichst unterm Arm nehmen und in seine Gemächer führen werde, um ihm dann wenigstens die Marmorsäulen im großen Rondell und die neue Stuccatur-Decke in der Gallerie zu zeigen. So ungefähr dachte ich mir die Sache. Und der Mann hatte auch Geschichten erzählt wie ich, und war ihm doch nicht so schlimm dabei ergangen! Uebrigens dünkte mir's fast merkwürdiger, daß die ganze Dienerschaft den Walter Scott grüße als daß ihm der Herzog das große Rondell zeige. Denn Lakaien sind weit spröder und vornehmer gegen irreguläre Größen, welche kometenhaft durch die Sternenbahnen des Hofes fahren, als die Fürsten selber; das wußte ich, als geborener Biebricher, auch schon mit zehn Jahren.

Sollte ich nun nachschleichen und lauschen? Es war mir überhaupt verboten, in jenem Reviere unmittelbar vor den Thüren der Herrschaft umherzustreifen, und vollends heute Abend! Den Hausarrest hatte ich ohnehin schon halb gebrochen und mich gar an der Lästerbank aufgepflanzt, was mir ein für allemal untersagt war: sollte ich mir durch Ungehorsam über Ungehorsam ein zweites Strafgericht auf den Kopf ziehen, schlimmer noch als das erste? Die Reue von der Landstraße wirkte nach, das Gewissen zupfte mich wieder ganz leise, diesmal am verwachsenen Kittel und ohne Riß: ich überwand mich und ging langsamsten Schrittes nach Hause.

Aber den „großen Unbekannten" wollte und mußte ich heute Abend doch noch näher in's Auge fassen, und suchte sofort nach den kleinen gelben Bändchen — mit den fürchterlichen Lithographien und den zahllosen Druckfehlern; Stuttgart bei Gebrüder Franckh. Ein blinder Griff brachte mir den Guy Mannering in die Hände. Ich setzte mich in die Fensternische und las.

Gleich der Anfang gefiel mir nicht übel, denn er spielte im Freien, ganz wie meine eigenen

Geschichten, und der junge Engländer, welcher bei einbrechender Nacht in den Mooren von Dumfries irre reitet, erinnerte mich genau an unsere Winterabende auf der Wiesbadener Chaussee; denn obgleich wir nicht ritten, uns nicht verirrten, auch keine Engländer waren und die Chaussee kein Moor, so war es doch in beiden Fällen dunkel. Nur ging mir die Geschichte viel zu langsam und ich wäre beinahe, ähnlich dem Reiter, in jenem Moore völlig stecken geblieben, wenn mich's nicht immer auf's Neue gereizt hätte, Worte gedruckt zu lesen, die ein Mann verfaßt, welchen ich so eben erst mit eigenen Augen gesehen hatte. Es war mir vorher nur ein einziger Mensch zu Gesicht gekommen, und zwar in einem Wirthshause. in Schierstein, den ich als gedruckte Berühmtheit staunend angeschaut, das war Theodor von Haupt gewesen, welcher das Textbuch der „Stummen von Portici" und den „Hochverrathsproceß der Minister Karls X." ins Deutsche übersetzt hat. Aber was war Theodor von Haupt gegen Walter Scott, was waren sämmtliche Minister Karls X. gegen den einen Guy Mannering, was war ein Autor, welcher übersetzt und in Schierstein

einkehrt, gegen einen Autor, der übersetzt wird, und den der Herzog zu Gaste lädt!

Diese Gedankenkette brachte mich wieder in Zug, die Erzählung gedieh zu rascherem Flusse, sie packte mich fester und immer fester, schon schüttelte mich jenes Lesefieber, in welchem man Zeilen und Seiten nur so mit den Augen verschlingt, — — da klopfte mir mein Vater auf die Schulter, den ich, sammt der übrigen Familie, in meiner Selbst- und Weltvergessenheit gar nicht hatte hereintreten hören.

Er fragte, wie ich denn zu diesem Buche komme? „Weil ich vorhin den Walter Scott selber gesehen habe." Ein strafender Blick traf mich; denn der Vater, welcher von der Anwesenheit des Dichters in Biebrich nichts ahnte, hielt die unlogische Antwort für eine muthwillige Schnurre. Doch fragte er unwillkürlich: „Wo hast Du ihn gesehn?" — „An der Lästerbank." — „Und wie durftest Du Dich zur Lästerbank wagen?" — „Weil ich meine Strafe verdient und doch auch unverdient erhalten hatte; das konnte ich im Hause nicht zusammenreimen und bin also nur ein klein wenig vor die Thür gegangen, ob sichs draußen etwa besser reime."

Jetzt sah ich eine gewaltige Ohrfeige heranziehen, die mir ohne Zweifel den Kopf aufräumen sollte, daß ich statt solch verworrenen und trotzigen Geredes vernünftigere Antworten gäbe. Allein ich wich mit geschickter Wendung links aus und rief: „Jetzt will ich alles erzählen," — und nun kam ich erst recht in Fluß und berichtete die Erlebnisse des ganzen Abends von Anfang an, und ob nun gelacht wurde über meine selbst erfundenen Romane oder nicht und über die kritischen Bedenken meiner Zuhörer obendrein, das war mir jetzt völlig gleich. Walter Scott hatte ja auch über mich gelacht und doch hätte ich in diesem Augenblicke schon jenes Lachen um keinen Preis wieder hergeben mögen.

Meinen Vater ergötzte die Sache in der wunderlichen Art, wie ich sie vortrug, so sehr, daß er zuletzt selber ins Lachen kam und mir Alles verzieh.

Mir war ein schwerer Stein vom Herzen genommen, ich hatte Generalbeichte gethan und Generalablaß erhalten, ich fühlte wieder jenen Abendfrieden, der mir verloren gegangen war, da ich vom Leiterwagen fiel. Allein es war mir, als habe doch eigentlich schon der kranke, gebeugte Dichter,

wie er mich so freundlich lächelnd anblickte und unverstandene Worte sprach, den ersten Schimmer jenes Friedens mir wiedergegeben.

Nun hätte ich gar zu gerne noch fortgelesen im Guy Mannering. Die Uhr hatte neun geschlagen und ich mußte ins Bett. Doch ins Bett zwar kann Einen die väterliche Gewalt zwingen, aber nicht zum Schlafen. Und so schwebte dann vor meinen wachen Sinnen ein seltsamer Reigentanz von allerlei Schlüssen und Folgerungen auf und nieder. Ich war versöhnt mit meinen Geschichten, die ich vor wenigen Stunden noch verwünschte; denn hätten sie mir nicht die Püffe des kritischen Handgemenges und den drohenden Klotz eingetragen und den zerrissenen neuen Kittel dazu, so würde ich ja heute Abend in unsern Garten gegangen seyn und den Walter Scott nicht gesehen haben; ich war auch versöhnt mit dem verwachsenen alten Kittel und der Kümmel- und Salzkappe, denn Beiden verdankte ich's ohne Zweifel ganz allein, daß der Verfasser des Waverley über mich gelacht und mir vermuthlich einen schönen guten Abend gesagt hatte, zu alledem aber war meine Schuld gesühnt und vergeben, und die ganz

regelrechte friedliche Novelle, welche ich an diesem Abend durchlebt, schloß in der denkbar friedlichsten Weise, nicht mit der Heirath, sondern mit dem Einschlafen des Helden.

Als ich nach einigen Tagen mit den Kameraden wieder unsere Landstraße heimwärts zog, faßte ich im Drange meiner gehobenen Stimmung einen großherzigen Entschluß. Ich bot den Kritikern, die mich zum Klotztragen verdammt und mir alles weitere Erzählen verboten hatten, aus freien Stücken eine neue Geschichte an und zwar eine gedruckte, und erzählte nun, da sie mir freudig zufielen, den Guy Mannering, wie ich ihn eben in den späten Abendstunden zwischendurch selber las. Und als ich nach Wochen endete, gestanden mir Alle, die Geschichte sey viel schöner als meine früheren selbstgemachten sammt und sonders. Das freute mich ungemein; hätten Jenen meine eigenen Erfindungen besser gefallen als mein Walter Scott, so würde mich's tief verstimmt haben. Denn weit leichter ertragen wir's, daß die Welt uns selber gering ansieht, als daß sie uns einen vergötterten Freund herabsetze.

Den großen schottischen Dichter hatte ich seit

jener Stunde, wo er mir in den Büschen vor dem Schlosse entschwunden war, völlig aus dem Gesicht verloren. Nach Jahr und Tag las ich im „Pfennig-Magazin," feuchten Auges, daß Walter Scott vom Rheine eilends nach London zurückgereist, daß er dort mit fürstlichen Ehren empfangen worden sey, allein wie er sich der herrlichen Natur Italiens und des Rheines entrissen hatte, so entfloh er auch der Huldigung seines Volkes in der Weltstadt, — er eilte in die stille Heimath seines geliebten Abbotsford und kam dort gerade noch zurecht zum Sterben. Sein Bild aber blieb mir für immer umgeben von jenem Friedenszauber des milden Maiabends im Biebricher Schloßgarten; und wie die plötzliche Erscheinung des Mannes den ersten Seelenkampf meines kindlichen Alters zum versöhnten Ausgange gewendet hatte, so ruhete mir der Geist eines Friedebringers auch fort und fort verklärend über seinen Dichtungen. Gar reiches, buntes Leben, oft derb und breit, mitunter auch ungleich und unfertig gezeichnet, gar mancher Kampf, gar manches dunkle Schicksal ziehet über die Bühne seiner erdichteten Welt, allein der Abendfriede des gemüthlichen Erzählers ruhet doch

versöhnend und heiter erhebend auf allen diesen Schöpfungen. Dies ist das Wahrzeichen des ächten Epikers.

Was ich auf der Wiesbadener Landstraße begonnen, das habe ich seitdem in Büchern fortgesetzt; ich habe am Feierabend erzählt. Im ernsten Tagewerke scheue ich den Kampf nicht; in der Novelle suche ich den rein und heiter abgeschlossenen Stoff, das still anregende, nicht das wild aufregende Spiel des Lebens, und mir dünkt, eben wenn die Kämpfe des Menschenherzens vor den Sinnen des Hörers am heißesten entbrennen, dann soll er doch in Ton und Stimme des Erzählers schon die kommende Versöhnung ahnen. Andere mögen Anderes in der Novelle erstreben; es sind ja auch nicht alle Novellisten von Biebrich nach Wiesbaden zur Schule gegangen. Mich hat der Heimweg am Feierabend zur Novelle geführt und der nachwirkende Eindruck, welchen der größte Erzähler der neuen Zeit meinem Kindesherzen machte, da ich ihn mit Augen sah, als er eben auch den Heimweg zum Feierabend ging und in seinen erlöschenden Zügen doch das heitere Lächeln des Humoristen noch nicht verloren hatte.

In dieser Kindergeschichte liegt der Schlüssel zum Verständniß meiner Novellen. Und wenn mich die Leute manchmal fragen, warum ich so dann und wann immer wieder „Geschichten" schreibe und unzeitgemäße alte Geschichten obendrein und nichts Gescheiteres thue, so antworte ich, weil ich des Vergnügens in Frieden zu erzählen nicht entbehren will und weil ein Jeder seinen Feierabend nach seiner Weise haben darf.

Das Spielmannskind.

Eine Volksgeschichte aus dem 15. Jahrhundert.

I.

Vor langer Zeit lebte im Oberelsaß ein Graf Gerbot, der war berühmt wegen seiner ungezählten Reichthümer, aber mehr noch wegen seines leutseligen Sinnes. Wenn ihn ein Knecht grüßte, so dankte er nicht wie ein Herr, sondern wie ein Freund, und wenn ihm eine arme Wittwe bei ihres Mannes Tod die beste Kuh als „Sterbfall“ brachte, so nahm er die harte Steuer zwar an, auf daß dem Rechte nichts vergeben werde, schenkte der Frau aber Tags darauf zwei Kühe dagegen. Darum liebten ihn denn auch seine Unterthanen aufrichtig und gaben ihm den Beinamen „das guot Herrle;“ die benachbarten Edeln aber konnten ihn in der Seele nicht ausstehen, nannten ihn den Bauerngrafen und sagten, er verwöhne das Volk und mache den gemeinen Mann so übermüthig, daß sie's auch bei ihren eigenen Leuten spürten.

Doch grämte es Gerbot wenig, sich beneidet zu wissen wegen der Schätze, die er in Kisten und Kasten hütete und verspottet wegen des Schatzes, den er im Herzen barg. Allein er gedachte, daß er ein gebrechlicher Mensch sey und einmal sterben müsse, und fürchtete, sein Sohn und Nachfolger möge dann nicht gleichfalls ein „guot Herrle“ werden, wie er selber gewesen, sondern so ein „gnädiger Herr“ wie die Andern. Dem wollte er bei Zeiten vorbauen. Nun sah er aber, daß die adeligen Herren zumeist darum so hoffärtig sind, weil sie glauben, ein Bürger und Bauer sey von ganz anderem Fleisch und Blut als ein Edelmann, und werde wohl auch dereinst mit seinem bischen unsterblicher Seele nur in den Bürger- und Bauernhimmel kommen. Die Vornehmen würden aber nicht so denken, hätten sie selber einmal in eines geringen Mannes Haut gesteckt. So meinte Gerbot und ließ demgemäß seinen einzigen Sohn Hugo schon in den frühesten Kinderjahren recht knapp und einfach halten, mehr als ob er eines Dienstmannes, denn eines Grafen Sohn sey. Und als Hugo vier Jahre alt geworden und seine Mutter schon gestorben war, schickte ihn der Alte

nach Straßburg in das Haus eines braven Bürgers und Handschuhmachers. Es geschah dies ganz heimlich, und die Freunde und Leute des Grafen glaubten, der mutterlose Knabe befinde sich zur Erziehung am böhmischen Hofe, wo Gerbot Verwandte besaß, Hugo selbst aber ward in dem Glauben gehalten, daß er der Neffe jenes Straßburger Handschuhmachers sey. Der Graf überwachte aus der Ferne treuen Auges sein Kind, von welchem er sich gar schwer getrennt hatte, besuchte auch manchmal, vorgeblich als ein fremder Kaufmann, die Pflegeeltern Hugo's und freute sich, wie der Junge so kräftig gedieh, zufrieden in der kleinen Welt, die ihn umgab, und doch zu Zeiten träumend, als habe er vordem auf einem großen Schlosse in goldglänzenden Zimmern gespielt und sei getragen worden und geliebkost von Männern und Frauen, die alle Tage weit schöner geputzt gewesen, als der Handschuhmacher mit seiner Frau am Pfingst- und Weihnachtsfeste. Doch sagte des Bretzelbäckers Hans, ein Spielgenosse Hugo's, es dünke ihm auch zuweilen wie im Traum, als sey er früher einmal unter Palmen gewandelt, und er war doch sein Leben lang keine

drei Meilen über seines Vaters Krautgarten hinausgekommen, also konnte es dem Hugo ja wohl auch von dem wunderschönen Schlosse träumen, welches er mit leiblichem Auge so gewiß nicht gesehen, wie Hans die Palmen.

Graf Gerbot gedachte nun seinen Sohn am neunzehnten Geburtstage heimzuholen und ihn, da er Leid und Freud eines kleinen Bürgerhauses zur Genüge durchgelebt, auch in die Arbeit und Ehre seines glänzenderen Berufes einzuführen. Allein die Sache verschob sich noch eine Weile.

II.

Um diese Zeit war es, wo Gerbot's böse Nachbarn die Ohnmacht des Kaisers und die Verwirrung im Reiche benützten, um ohne alle Absage heimlich in des Grafen Gebiet einzufallen und dessen Bauern durch Raub und Brand zu belehren, daß man's unter einem guten Herren gerade so schlecht haben könne wie unter einem gnädigen.

Gerbot hatte keine Ahnung von der drohenden Gefahr und jagte harmlos in dem Grenzwalde, durch

welchen eben die Rotten seiner Gegner hereinbrachen. Es war schon Abend geworden und dämmerte im Dickicht; der Graf hatte sich im Eifer des Jagens von seinem Gefolge getrennt und sann wieder auf den Heimweg. Da kam ein furchtbares Gewitter; weißgraue Wolken stiegen starr wie Felsen im Osten auf, und bald hörte man zwischen den Donnerschlägen das Prasseln des Hagels nah und näher, die Bäume bogen sich und stöhnten unter der Faust des Sturmes, Zweige und Aeste krachten nieder, altersmorsche Eichstämme stürzten, und Blitze von rechts und links schnitten schwertscharf durch das Waldesdunkel. Der jüngste Tag schien im Anzug, und alle Thiere flohen zitternd in ihre Schlupfwinkel, wo Wild und Waidmann einen Augenblick hätten beisammenstehen können, Eines des Andern vergessend, so erschrecklich tobte das Unwetter, der dritte gemeinsame Feind.

Graf Gerbot suchte Schutz unter zerklüfteten Felsen, die hochgethürmt wie eine Burg mitten im Walde emporwuchsen. Da hörte er ein kleines Hündchen anschlagen und drauf eine weibliche Stimme, welche das Thier beschwichtigte. Ein junges Mädchen,

schlank und hochschüssig von Gestalt, trat aus einer Felsenspalte hervor und fragte verwundert, wer da komme?

„Ein Jäger, dem der Hagel zu grob wird," erwiderte der Graf. — Bei diesem Worte beleuchtete ein Blitz sein Gesicht, und das Mädchen fuhr erschreckt zusammen, als habe es ein Gespenst gesehen. Doch rasch sammelte sie sich, faßte den Grafen bei der Hand, gebot ihm Schweigen und zog ihn zurück in den Schatten des Felsens.

Dann deutete sie zur Seite, wo der Graf im Flammen der Wetterstrahlen Waffen schimmern und hundert Männer im Geklüft verstreut lagern sah. Er erkannte sie wohl und errieth ihre Absicht; denn es war nicht das erstemal, daß die Nachbarn wie Katzen in sein Land geschlichen kamen, um nach etlichen Beutegriffe. noch rascher wieder um die Ecke davon zu springen.

Das Mädchen flüsterte ihm in's Ohr: „Wenn wir Euch jetzt fingen, so wäre unser Raubzug siegreich beendet, bevor er recht begonnen hätte. Aber ich will nicht, daß wir Euch fangen sollen. Drückt Euch klein zusammen und folget mir sacht!"

Bei diesen Worten schlüpfte sie, an die überhängenden Felswände geschmiegt, glatt und leicht, wie ein Wiesel dem Grafen voran, welcher auf den Zehen, scheu rings umschauend, mit gezogenem Schwerte folgte. Und ehe er noch genau darüber nachgedacht, ob es denn klug sey, sich so blind der Führung des unbekannten Kindes zu vertrauen, war er schon aus dem Bereich seiner Feinde auf einer offenen Waldwiese.

Da erhob der Graf seine männliche Gestalt wieder und athmete frei und tief auf. Er war gerettet.

III.

Das Unwetter ließ nach, zwischen den zerrissenen Wolken tauchte der Mond empor und warf sein weißes Licht, kommend und verschwindend, auf die beiden Wanderer, daß Eines nun des Anderen Züge genau ins Auge fassen konnte. Das Mädchen hatte ein gar treues und freundliches Gesicht, obgleich es recht keck um sich blickte und eher wie ein wilder Bube als wie eine sittsame Jungfrau neben dem Grafen in die Nacht hinein lief.

„Woher kennst Du mich denn?“ fragte dieser, „und warum rettest Du mich vor Deinen eigenen Leuten?“

„Ich kenne Euch,“ erwiderte sie, „weil Ihr das gute Herrle seid, aller armen Leute Freund, und da ich Euch als das gut Herrle erkannte, hätte ich's nicht mit ansehen können, daß Ihr vor meinen Augen gefangen und gebunden wurdet. Schwieg doch selbst mein Hündchen gleich stille, das sonst wie rasend bellt; denn ein Hund wittert die Herzensgüte eines Menschen.“

Das Mädchen war aber, wie schon die seltsamen Abzeichen ihres Kleides auswiesen, eine fahrende Sängerin, und gehörte also zu jenen freiesten Künstlern, die gaukelnd, tanzend und singend in Schlössern, Städten und Dörfern aufzogen. Sie galten als ehrlos und rechtlos und wenn sie ja beleidigt worden waren, so durften sie nur dem auf die Wand fallenden Schatten des Beleidigers eine Ohrfeige geben, nicht aber dem Manne selber, und je kräftiger sie also zuschlugen, um so weher thaten sie der eigenen Hand.

Trotz ihres verachteten Standes führte übrigens

das Mädchen einen recht vornehm hochtönenden Namen, wie es bei solchen Gauklern gewöhnlich ist, und nannte sich Beatrix. Sie war mit einer kleinen Bande ihres Schlages den Kriegsleuten gefolgt, um sie auf dem Marsche zu belustigen und dann, mit irgend einem Abfall der gehofften Beute bereichert, ihr Glück wieder anderswo zu probiren.

Da sich nun Gerbot außer Gefahr sah und auf dem geraden Weg nach Hause, so wollte er von seiner Führerin Abschied nehmen und bot ihr seinen Dank, aber nicht blos den hohlen Dank schöner Worte. Er sann vielmehr, ihr etwas recht Liebes und Gutes zu erweisen, und also sagte er, sie möge sich einen Lohn erbitten und nicht blöde seyn, was sie so recht von Herzen wünsche, das werde er ihr geben, sofern es in seiner Macht stehe.

Beatrix besann sich nicht lange und war auch nicht blöde. Sie rief: „So gebet mir Geld, viel Geld! gebet mir einen rechten Schatz von Gold und Edelsteinen! Ich bin nun achtzehn Jahre arm gewesen und möchte um's Leben gern auch einmal reich seyn.“

Gerbot war etwas betroffen von diesem so höchst

natürlichen Wunsche; er hatte hinter dem schönen Gesicht einen edleren Sinn und von den feinen Lippen eine feinere Bitte erwartet. Aber freilich, das Mädchen war ja eine Sängerin, die um's Geld sang, die Geld für Ehre nahm, die Jeglichem für Geld den Narren machte, für Geld feil wohl gar mit Leib und Seele. Und er schämte sich, daß er sich vorher von der Dirne so schmeichelhaft habe anlügen lassen, als ob sie ihn blos darum gerettet habe, weil er das gute Herrle sey, Güte rein mit Güte vergeltend. „Nein!“ dachte er bei sich, „sie hat schlau berechnet, daß ich ihr mehr zahlen werde, weil sie mich gewarnt, als ihre Genossen, wenn sie mich verrathen hätte.“

Doch sprach er laut nach kurzem Besinnen: „Geld und Schätze, um Dich reich zu machen, kann ich Dir nicht hier aus der Faust geben; ich trage meine Schatzkammer nicht in der Jagdtasche. Allein gehe mit mir auf mein Schloß, so soll Dein Wunsch erfüllt werden.“

Gerbot dachte aber so gerne gut von allen Menschen, daß er meinte, das Mädchen müsse bei näherem Erwägen sich doch eines anderen besinnen

und besseres fordern, als Geld und Schätze; er wußte aber selbst nicht recht zu sagen, was sie denn eigentlich fordern solle.

IV.

So kamen sie aufs Schloß. Gerbot rief sogleich seine Mannen unter die Waffen und rüstete eifrig die ganze Nacht hindurch. Beatrix dagegen schlief in einer Scheuer den gesunden Schlaf der Jugend bis in den hellen Tag hinein, als ob das Abenteuer, welches sie hierher geführt und der Zaubersegen der erbetenen Schätze, dem sie entgegen sah, ihren Gleichmuth nicht einmal im Traum zu erschüttern vermöge.

Als sie endlich durch den Waffenlärm der ausrückenden Mannschaft erweckt wurde, schlüpfte sie neugierig in die offenen Gemächer des Schlosses und bestaunte wie ein Kind alle die Pracht und Herrlichkeit. Ganz besonders gefielen ihr die Teppiche und Sammetkissen und der Kronleuchter des hohen Saales, und auch die silbernen und goldenen Pokale und Schaugefässe, welche auf der Tresure standen,

däuchten ihr nicht übel, nur zum Mitnehmen etwas zu schwer, sonst hätte sie sich dieselben gleich schenken lassen. Einen gar seltenen Gegensatz zu dem gediegenen Glanze ringsum bildete aber der Aufzug der Sängerin selber, ein prahlerischer Putz und Flitter, zerfetzt und geflickt, Prunk und Elend durcheinander, und auch ihre Haltung zeigte das gleiche Gemisch von Prinzessin und Bettlerin. Die Diener gingen ihr scheu aus dem Wege, weil sie die rechtlose Dirne an ihren Abzeichen erkannten, gleichwie man den Juden an seinem gelben Ringe erkennt; Beatrix aber schaute ihrerseits so stolz über die Diener hinaus, als ob diese vielmehr ihres Blickes nicht werth seien.

Sie mußte aber dennoch ihre Freude über alle die schönen Sachen aussprechen und redete darum zu dem kleinen Hündchen: „Sieh da, mein Freund! diesen grünen Zindal: in solches Gewand wirst Du mich bald gekleidet sehen! Oder diesen Mantel von schwerem Pfellel mit Hermelin verbrämt: solchen Stoff breite ich Dir künftig Nachts zum Kissen aus, daß Du darauf schläfst, statt auf Heu und Stroh! Aus einer silbernen Schale, wie diese hier, sollst

Du mit mir trinken: — zuerst gieße ich sie voll Wein für mich und dann voll Milch für Dich."

Das Hündchen aber blickte sie für die guten Worte gar vergnüglich an, sprang spielend an ihr auf und wedelte mit dem Fahnenschweife. Und so entbehrte sie doch nicht ganz der Herzensansprache eines Freundes in ihrem Glücke.

Da trat Graf Gerbot herzu, gerüstet und bereit in den Bügel zu steigen. Er wollte aber vorher des Versprechens gegen seine Retterin quitt werden, und also fragte er sie noch einmal wie gestern Abend, was sie zum Dank begehre? Und Beatrix erwiderte wie gestern: „Gebet mir Gold und Kleinodi'en, so viel, daß ich reich werde!"

Gerbot aber fragte weiter, warum sie denn so plötzlich reich werden wolle? „Um frei und fromm zu werden," entgegnete das Mädchen. Nun hielt ihr Gerbot vor, daß uns plötzlicher Reichthum ganz im Gegentheil knechte und verderbe, und bot ihr an, als Dienerin in seinem Hause zu bleiben; es solle ihr an nichts fehlen. Und indem sie ein seßhaftes Leben führe, werde dann der Makel der Rechtlosigkeit von ihr genommen, und indem sie

häuslich arbeite und sich zu allem Guten heranbilde, könne sie nach der Hand noch eines braven Mannes Frau werden.

Beatrix aber wollte nichts wissen von alledem. „Meine Mutter sagte oft, wenn man ihr diesen und jenen Fehltritt vorhielt: wäre ich reich, ich wollte leicht fromm seyn! Und das ist gewißlich wahr; denn Ihr könnt Euch gar nicht denken, Herr Graf, zu wie viel Schlechtigkeit die Armuth verlockt. Möglich, daß ich auf Eurem Wege fromm und frei würde, aber auf dem meinigen geht's jedenfalls lustiger und geschwinder. Und also bitte ich blos um recht viel Gold und Edelsteine und will Euch dann weiter gar nicht mehr belästigen."

Da nun Gerbot sah, daß der Sinn des Mädchens nicht zu wenden sey, und er am Ende in den Verdacht kommen könne, als biete er ihr seine guten Lehren nur darum so eifrig an, daß er sein gutes Geld spare, so ließ er ein Kästchen mit den reichsten Kleinodien bringen und gab ihr das und auch noch etliche Hände voll gemünzten Goldes dazu.

Beatrix dankte freundlich, hielt dann aber auch ihre Ledertasche hin und bat recht unbefangen, der

Graf möge ihr doch auch diese noch füllen. Gerbot, starr über solche Unersättlichkeit, hatte ein strafendes Wort auf der Zunge, und hielt wieder ein, denn eines Herrn Dank soll nicht karg scheinen; — da fuhr Beatrix fort: „Gib mir nicht Gold in diese Tasche, sondern schlechte Heller."

Der Graf begehrte den Grund der seltsamen Bitte.

„Ich muß klein anfangen," erwiderte die Sängerin, „ich muß mir mit den Hellern erst das Recht erkaufen, die Goldstücke ausgeben zu dürfen. Biete ich den Leuten gleich Gold und Juwelen, so hält man's für gestohlenes Gut. Mit den Hellern aber will ich mich schrittweise verwandeln, daß ganz Elsaß und Lothringen zuletzt glauben soll, ich sey in eine goldene Wiege gelegt worden, gleich da ich auf die Welt kam."

Da erkannte der Graf, wie klug das thörichte Mädchen sey, ließ ihr die Tasche mit Hellern füllen und bedauerte nur, daß so wenig adeliger Sinn und edles Gemüth bei so feinem Verstande wohne.

Beatrix aber verbarg das Kästchen in ihren

Mantel und wanderte sofort von dem Schlosse nordwärts in's Weite, der Graf aber zog nach Süden dem Feinde entgegen.

V.

Erst als Beatrix mit ihrem Hündchen so querfeldein lief, erwog sie genauer, was sie nun beginnen solle. Zurückkehren zu ihren alten Genossen durfte sie nicht: die würden ihr den Schatz wohl bald verschleudert und verpraßt oder gar gleich vorweg mit Gewalt abgenommen haben, und sie wäre ihre Lebtage keine vornehme und hochgeehrte Dame geworden, und dieses eben dünkte ihr doch erst das Salz in der Schüssel des Reichthums.

Niemand durfte mehr wissen, was sie bisher gewesen, ja sie selbst mußte sich einbilden, daß sie das Leben der fahrenden Sängerin nur geträumt habe. Das ist leicht gesagt und schwer gethan. Reich und vornehm seyn will gelernt werden, gerade so gut wie arm und gering seyn. Allein Beatrix hatte schon so oft vor vornehmen Leuten geschauspielert, daß sie sich's wohl auch unter vornehmen Leuten getraute.

Sie hatte aber gehört, daß Straßburg die reichste und schönste Stadt im ganzen Elsaß sey, wo man für Geld und gute Worte Alles haben könne, was das Herz begehrt, und darum eigentlich Silberstadt heiße, und schon dieser bloße Name klang ihr gar verlockend. Also beschloß sie dorthin zu gehen, und wenn sie in der Silberstadt Rang und Reichthum ausgelernt und ausgekostet, dann gedachte sie noch weiter rheinab zu wandern nach Mainz, welches man gar das goldene hieß, und wo sich's folglich wohl noch viel stolzer und üppiger leben mußte.

Nun ist es zwar von Gerbot's Schloß nicht gar weit nach Straßburg — höchstens zwölf Gehstunden; — allein einmal kannte Beatrix die kürzesten Streckwege nicht, denn sie war eine Ueberrheinerin und erst vor Kurzem in dieses Land gekommen; dann aber ging sie auch geflissentlich ein wenig um, damit sie die Tasche voll Heller vorerst los werde.

In Colmar kaufte sie zum guten Anfang ein Paar neue Schuhe und brauchte die alten nicht wegzuwerfen; denn sie war bis dahin barfuß gegangen. Hierauf zog sie nach Schlettstadt und vertauschte dort

ihren bunten Narrenrock mit einem sittsamen dunkeln Kleide, zu welchem sie auch nachträglich in Breisach ein Hemd und in Markolsheim ein Paar Strümpfe fügte. Doch war es ihr dortherum nicht recht geheuer; denn ganz nahe links in den Bergen lag die Burg Rappoltstein und die Herren dieser Burg hießen die „Geiger-Könige," weil sie das Schutzrecht hatten über alles fahrende Sängervolk. Um dieser unangenehmen Erinnerung aus dem Wege zu gehen, fuhr Beatrix darum rechts über den Rhein, dingte sich in Freiburg eine Dienerin (hier waren die Heller ausgegeben und sie mußte bereits zum ersten Goldstücke greifen), kaufte in Lahr ein silbernes Halsband für den Hund und in Offenburg zwei leichte Pferde, miethete einen Stallknecht dazu und ward solchergestalt in jeder Stadt ein Stückchen vornehmer. Als sie endlich mit ihren Dienern in Straßburg einritt, ahnte kein Mensch, wie sich aus der fahrenden Sängerin so ganz allmählig und stationsweise das zierliche Fräulein herausgeschält habe.

Sie hatte aber unterwegs schon eingesehen, welch besondere Schwierigkeit es für ein einzelnes Mädchen habe, sich ganz frei und fessellos zugleich als vornehm

zu behaupten. Nach der Sitte der Zeit konnte ein Fräulein nicht allein leben, für sich allein ein Haus machen. Dann hätte sie wohl die vornehme Dirne spielen mögen, nicht aber die vornehme Dame. Und auf letztere zielte doch der Ehrgeiz der Beatrix.

Sie erdichtete sich darum schon auf der staubigen Landstraße zwischen Colmar und Schlettstadt eine höchst rührende Lebensgeschichte, durch welche sie ihre verlassene abenteuerliche Ankunft in Straßburg erklären, ja so beweglich begründen wollte, daß sie wohl bald die ehrsamsten Schützer und Freunde fände. Es war nämlich unlängst der berühmte schwäbische Ritter Ulrich von Steben im Kampfe mit den Städtern erschlagen, und seine Burg verbrannt worden. Bei diesem Brande aber war seine einzige Tochter spurlos verschwunden, und die Meisten glaubten, sie sey mit der Burg zu Grunde gegangen, nur Wenige, sie könne doch auch entflohen seyn. Beatrix benützte die letztere Lesart und beschloß, als nicht verbrannte Beatrix von Steben, welche von allen Schätzen ihres Vaters nur das Kästchen mit den Kleinodien gerettet, in Straßburg Zuflucht zu suchen. In schwäbischen Dingen wußte sie für ihren

Zweck hinlänglich Bescheid, und Friedrich Barbarossa selber hatte bei Lebzeiten nicht kräftiger geschwäbelt, als Beatrix zu schwäbeln verstand.

Kaum hatte sie daher im nächsten Busche hinter Schlettstadt das sittsame schwarze Kleid angelegt und ihre Sängerlumpen in die Ill versenkt, so glaubten ihr die Leute das Mährchen ihrer Herkunft so geschwind, daß sie selbst darüber erschrack.

Sie sprach zu ihrem einzigen Vertrauten, zu dem Hündchen: „Ich habe als Sängerin schon so viel gedichtet und gelogen, daß ich dessen jetzt wohl hoffte überhoben zu werden; allein ich sehe, daß auch reiche Leute lügen müssen, und daß es doch nicht so leicht ist, fromm zu seyn, wenn man nur reich ist.“

VI.

Zur selben Zeit wohnte die verwittwete Herzogin von Lothringen in Straßburg, die hörte von dem armen schwäbischen Fräulein, welches seinen Vater so grausam verloren und aus der brennenden Burg so wunderbar entronnen sey, und nun ganz verlassen

hier leben müsse, und ließ Beatrix zu sich kommen und empfing sie gar huldreich.

Da aber Beatrix fürchtete, sie möge etwas Verkehrtes sagen und sich verrathen, so war sie sehr schüchtern und zurückhaltend, ganz gegen ihre sonstige Art, und als die Rede auf ihren erschlagenen Vater kam, schluchzte sie und hielt die Hände vor's Gesicht und konnte kaum ein Wort hervorbringen. Denn weil sie nichts Rechtes wußte von dem Manne, so dachte sie: durch Schweigen verredet sich Niemand.

Dieses tiefbetrübte Wesen rührte die Herzogin so sehr, daß sie der armen Waise anbot, in ihrem Hause zu wohnen, ganz wie ein Kind des Hauses. Beatrix ging halb vergnügt, halb erschrocken darauf ein: vergnügt — denn als Gast einer Herzogin war sie nun doch gewiß ein vornehmes Fräulein, und erschrocken — denn in dem vornehmen Hause war der Boden gar glatt und ihre Füße konnten leicht ausgleiten.

Nachdem ihr aber Schweigen und Zuwarten so sicher hinweggeholfen über die verfänglichste Stunde, erkannte sie, daß im Schweigen und Zuwarten überhaupt der Schlüssel zum unvermerkten Erlernen

höfischer Sitte gegeben sey. Darum beobachtete sie fort und fort, wie es die Andern machten, wartete, bis sie gerufen wurde und trat dann fest an den angewiesenen Platz, schwieg, bis man sie fragte und antwortete darauf rasch und kurz. Denn vornehme Leute können den verwickelten Satzbau nicht vertragen. Sonst war Beatrix vorlaut gewesen und redselig; jetzt war sie zurückhaltend und wortkarg, und lernte also klugen Sinnes aus Hoffart bescheiden zu seyn.

Im Grunde hatte sie ein gutes Herz, nur ließ sie sich widerstandslos vom Teufel der Eitelkeit und Genußsucht reiten. Allein für die größere Eitelkeit: als ein geborenes Fräulein zu bestehen, opferte sie willensstark alle kleineren Eitelkeiten. Sie ging Tag für Tag in jenem schwarzen Kleide, welches sie sich zu Schlettstadt gekauft, und hätte doch viel lieber in Roth und Blau und Gold geschillert wie ein Paradiesvogel. Allein sie bemerkte, daß vielmehr diejenigen Leute sich putzen, welche vornehm seyn wollen, als jene, welche vornehm sind. Also blieb sie mit schwerem Herzen dem schwarzen Kleide treu.

Bei der herzoglichen Tafel gelüstete sie's oft

grausam, nach früherer Gewohnheit, gleich eine halbe Pastete auf einmal zu essen oder einen ganzen Becher Weins in einem Zuge zu leeren. Sie sah aber daß die andern Fräulein nur so am Becher nippten und an den Speisen pickten wie die Vögelein, und daß es vornehm frauenhaft sey, gleichsam von der Luft zu leben. Also machte sie's nach, aß und trank noch weniger als die Uebrigen und hungerte, damit sie recht gründlich lernte reich und vornehm zu seyn. Ihr einziger Kummer war nur, daß sie trotzdem nicht blaß und mager wurde nach adeliger Frauen Art, sondern gegentheils immer voller und rothbackiger bei der mäßigen Kost. Denn obgleich sie vornehm aß, so verdaute sie doch immer volksmäßig; man legt eben innerlich seinen Geburtsstand niemals so geschwind ab, als man's auswendig vermag.

Vordem hätte es ihr wohl das größte Vergnügen gemacht, allein und frei wie ein Bursche durch die Straßen der Stadt zu schweifen. Allein was die Sängerin gedurft, das ziemte ja dem Fräulein nicht. Also ging sie nur selten, von der Dienerin gefolgt und tief verschleiert, durch die Stadt, langsamen

Schrittes, und wagte ganz nonnenhaft kaum die Augen aufzuschlagen. Ja sie nahm nicht einmal ihr Hündchen mit; denn hätte dasselbe etwa eine altbefreundete Gauklerbande gesehen, so wäre es den Leuten wohl gar verrätherisch nachgesprungen. Kam dann Beatrix wieder heim, so tröstete sie das Thier, daß es hatte zu Hause bleiben müssen und sprach zu ihm: „Du leidest mit mir unter der Last von Rang und Reichthum. Meine Mutter hatte Recht: es ist leicht, fromm zu seyn, wenn man reich ist. Aber sie hat nicht gewußt, wie schwer es ist, reich zu seyn, eingeschnürt in den Zwang der feinen Sitte. Ich hätte auch meiner Lebtage nicht gedacht, daß der Hof dem Kloster so nahe verwandt sey, und wer der Welt entsagen will, der kann es nach Auswahl entweder als Prinzessin probiren oder als Bettelnonne. Die Eine kasteit sich und rührt keinen Finger nach eigenem Willen aus der Eitelkeit der Hoffart, die Andere aus der Eitelkeit der Demuth."

Indem sich Beatrix so geheimnißvoll in sich selbst verschloß, damit das größere Geheimniß ihres früheren allzu öffentlichen Wandels nicht an Tag komme, reizte sie jedoch doppelt die Theilnahme

und Neugier der ganzen Stadt, und die Sage dichtete zu dem Gedicht der Sängerin noch viel Schönes und Seltsames hinzu über das räthselhafte unglückliche Fräulein aus Schwaben.

Mancher vornehme Jüngling trachtete vergebens, sie zu sehen, mit ihr zu reden oder eine ritterliche That vor ihren Augen zu vollbringen. Doch Keiner von Allen hatte begieriger jedem Gespräch über das schwäbische Mädchen gelauscht, als der Eingangs erwähnte junge Hugo, Gerbot's Sohn, der vermeintliche Neffe des Handschuhmachers in der Münstergasse. Und als er nun gar, vom Glück begünstigt, Beatrix ein paarmal flüchtig gesehen hatte, ja ihr, da sie auf scheuem Pferde durch die Straßen ritt, mit helfender Hand beigesprungen war, wurde seine Theilnahme für das geheimnißvolle Fräulein so brennend heiß, daß er an gar nichts Anderes mehr denken konnte, als an sie.

Und obgleich er oft genug sich selber schalt, da er, gewöhnlicher Bürgersleute Kind, ja niemals die Liebe der adeligen Freundin der lothringischen Herzogswittwe gewinnen könne, so vergaß er doch in der nächsten Minute alle Unmöglichkeiten, ward in

seinem kühnen Muthe doppelt begeistert, das Vermessenste zu wagen, und sann nur, wie er es anfange, einmal mit Beatrix unter vier Augen zu reden.

Dazu bot ihm ein glücklicher Zufall rasch die Gelegenheit.

VII.

Es war nämlich der Kaiser Sigismund nach Straßburg gekommen auf seiner Heimfahrt aus Italien und von den Bürgern der Stadt auf's herrlichste empfangen worden. Ein Festtag folgte dem andern, und zuletzt lud eine Gesandtschaft der vornehmsten Frauen den Kaiser, als den Frauen besonders hold, zur glänzendsten Feier, welche sie ihm nächsten Tages auf der Stube zum Hohensteg geben wollten.

Der Kaiser sagte zu, behauptete aber lächelnd, den Weg nicht zu wissen, also müßten ihn die Frauen wohl abholen und geleiten. Nun wählte man die schönsten Edelfrauen und Fräulein, hundert an der Zahl, daß sie dem Kaiser den Weg zeigten, und Beatrix sollte auch unter diesen Führerinnen

seyn; ja sie wäre gewiß die allerschönste gewesen. Allein ob sie gleich eine gewaltige Lust verspürte, im Festzuge mitzugehen, so fürchtete sie doch gerade bei solchem Anlaß, wo gar viele „Künstler" in Straßburg zusammenströmten, von alten Fachgenossen erkannt zu werden, und erklärte also unter hellen Thränen, nicht mitgehen zu können. Die Thränen weinte sie blos, weil es ihr so erschrecklich leid that, daß sie sich die Freude und den Triumph versagen mußte, im weißen Festgewand, mit Rosen im wallenden Haare durch die Straßen zu ziehen; die Herzogin aber glaubte, sie weine, weil ihr der Freudentag die Trauer um den Vater wieder doppelt lebhaft in die Seele rufe und pries ihren edlen Sinn. –

Früh morgens um sechs Uhr holten die hundert Edelfrauen den Kaiser ab; da derselbe aber noch nicht völlig angekleidet war und doch als artiger Herr die Frauen nicht wollte warten lassen, so warf er seinen Mantel über und zog barfuß durch die Straßen unter dem Vorantritt von Trommlern und Pfeifern und umringt von den Frauen, die singend in zierlich gemessenem Reigen einher tanzten. In

der Korbergasse kauften sie dem Kaiser ein Paar Schuhe, hörten darauf mit ihm die Frühmesse im Münster und geleiteten ihn dann auf die Stube zum Hohensteg.

Unter dem tausendköpfig anwogenden Volke machte sich vor Allen der junge Hugo mit kräftigen Armen Platz, blickte jedoch kaum auf den Kaiser, desto mehr auf die Frauen und forschte vergebens nach der Schönsten unter ihnen, nach Beatrix. Er fand sie nicht. Und als er schweren Herzens sich überzeugt, daß sie gewiß nicht im Zuge sei, schlich er zu dem Hause der Herzogin, um wenigstens, wie er täglich pflegte, sehnsuchtsvoll nach gewissen Fenstern zu spähen.

Dort war Alles todtenstill und verlassen, und da Hugo die Thüre des Hausgartens offen sah, schlüpfte er hinein, und er war kaum zehn Schritt gegangen, als Beatrix vor ihm stand, welche mit ihrem Hündchen hier auf- und niederging, betrübt wie ein Kind, daß sie sich nicht getraut hatte, im Festzuge zu erscheinen, dessen verwehte Jubeltöne leise vom Wind herübergetragen wurden; ihrem Ohre ein Klagegesang.

Hugo stand wie eingewurzelt; denn die kaum gehoffte Erscheinung war ihm etwas zu geschwind und zu nahe gekommen. Als ihn aber Beatrix fragte, was er suche? nahm er rasch seine fünf Sinne zusammen und antwortete: „Ich habe so eben den Kaiser sammt seinen hundert schönen Führerinnen gesehen; doch die Schönste war nicht darunter. Da suchte ich die Einsamkeit, und nun führt mein gutes Glück mir gerade die Schönste entgegen."

Beatrix war lange genug bei Hofe, um vor einer geschraubten Anrede nicht zu erschrecken; allein sie wußte nicht, was nun höfisch sey: dem jungen Manne gleich geschraubt zu antworten, oder ihn recht ungeschraubt aus dem Garten zu weisen. Da sie sich aber getroffen fühlte von dem edlen Gesicht und der zitternd bewegten Stimme des Jünglings, so that sie weder das Eine noch das Andere, sondern ging schlicht und freundlich auf den Ton seiner Worte ein, der wärmer war, als die Worte selbst, und sprach mit ihm, sie wußte gar nicht wie, ob adelig oder bürgerlich?

Leider wurde sie durch ihre Dienerin gestört als das Gespräch eben in guten Zug zu kommen

begann, und der junge Mann verabschiedete sich mit einem Blicke, der wie auf Wiedersehen dreinschaute.

Die Dienerin (es war dieselbe, welche Beatrix in Freiburg gedungen) hatte auch bereits so viel vom vornehmen Gesindeton gelernt, daß sie ihrer Herrin recht naseweise Worte über die Begegnung mit dem hübschen Bürgerssohn zu hören gab. Beatrix aber gerieth darüber in so hellen Zorn, daß sie sich ganz als Sängerin fühlte und die Hand zu einer Ohrfeige anzog. Im selben Augenblick entsann sie sich jedoch, daß sie ja ein Fräulein sey, darum ließ sie die Hand wieder sinken und rief: „Wär' ich nicht eine vornehme Dame, ich hätte Dir eine Ohrfeige gegeben!" Die Dienerin schlich davon und murmelte: „Mit der Vornehmheit muß es nicht so weit her seyn: denn die vornehmsten Leute reden gar nicht davon, daß sie vornehm sind."

Darüber erschrak Beatrix sehr und beschloß, in Zukunft nicht mehr zu prahlen und noch viel sanfter und milder zu werden als bisher.

Der Kaiser hatte aber hinterdrein gehört, daß die schönste Jungfrau von ganz Straßburg bei dem

Zuge gefehlt habe, weil sie zugleich die unglücklichste sey. Als ein besonderer Liebhaber weiblicher Schönheit ließ er darum Beatrix noch nachträglich zu sich laden, empfing sie mit höchster Huld, und da er einer jeden der Frauen, welche ihn zum Hohensteg geführt, einen schlichten Goldring zum Andenken verehrt hatte, so wollte er jene Einzige, die trauernd zu Hause geblieben, auch nicht leer ausgehen lassen und schenkte ihr einen weit prächtigeren Ring mit einem Edelstein.

„Dieser Stein," sprach er zu Beatrix, „ist ein Diamant von der wunderbarsten Eigenschaft. Er blitzt um so heller im klarsten Farbenspiel, je reiner und wahrhaftiger das Herz dessen ist, der ihn trägt; gewänne aber Lug und Trug in deiner Seele die Oberhand, so würde er immer matter werden und zuletzt wie schlechtes Glas zersplittern."

Beatrix jubelte vor heimlicher Freude über die Gnade des Kaisers und den zauberhaften Ring. Als sie aber daheim tiefer nachdachte über den Stein und über ihr eigenes Herz, erschrak sie vor dem Geschenk und verbarg den Ring ganz unten in ihrem Schmuckkästchen.

Die andern Frauen waren Anfangs neidisch, daß das fremde Mädchen den schönsten Ring gewonnen; doch als Beatrix gar nicht mit demselben prahlte, ja ihn nicht einmal am Finger trug, lobten Alle ihre Bescheidenheit.

VIII.

So ward Beatrix täglich fester in der Gunst und Achtung der besten Leute, und trotz der Hauptlüge, welche ihr insgeheim das Gewissen drückte, ward sie selbst auch immer besser, während sie doch nur so eifrig sich bezwang, um im starren Bann der Sitte als wirklich reiches und vornehmes Mädchen zu bestehen, ja sie ward auch schöner von Gesicht und wuchs gleichsam in Gang und Haltung. Denn dem Reichen ist es nicht blos leicht, fromm, sondern auch schön zu seyn. Das stätige äußere Maß der Bewegung macht die Züge und Gebärden feiner, wenn auch noch so grobe Sünden dahinter lauern sollten.

Je mehr ihr aber gehuldigt wurde, um so gemessener erschien Beatrix. Um die armseligste Gunst

hatte die fahrende Sängerin jahrelang gebettelt; jetzt war es ihr süßester Stolz, so viele unerwartet gebotene Gunst zu verschmähen.

Zwei vornehme Jünglinge warben um ihre Liebe. Allein während sie vordem solch feinen, schönen Herren eher seufzend nachgeblickt, als sie zurückgewiesen hätte, nahm sie jetzt ganz kühl von oben herab die Huldigungen entgegen, zeigte im spröden Versagen, welch eine wahrhaft höfische Dame sie geworden sey, und ließ zur Abwechslung einmal die Andern nach ihr seufzen.

Nur Einer rührte sie, daß sie nicht stolz thun konnte, und dies war jener arme, bürgerliche und doch so edelfeine Hugo, den sie an dem Kaisertage im Garten gesprochen. Sie erschrack und erröthete aber, so oft sie ihn wiedersah; denn sie fand in seinen Zügen immer größere Aehnlichkeit mit dem Gesichte ihres Wohlthäters, des Grafen Gerbot, und auch im Klang seiner Stimme. Diese Stimme machte sie zittern, wie das böse Gewissen, und doch zitterte sie auch wieder bei dieser Stimme, weil ihr dieselbe gar so süß ins Herz hinein sang. Wenn Hugo nur ihr Hündchen streichelte und liebkoste,

meinte sie schon, das Hündchen werde ihm ihr Geheimniß verrathen. Hugo aber sah in dem Erröthen der Beatrix niemals das Erröthen der Furcht, sondern immer nur das Erröthen der Liebe.

Doch weil er sich selber und der Welt nur für ein Bürgerskind galt, so glaubte er, Beatrix halte sich trotz eines unverkennbaren Herzenszuges so scheu zurück, weil sie ja doch mit dem armen und geringen Jungen keine andere Gemeinschaft als des herablassenden Wohlwollens haben könne. Und er klagte, wie schlimm es überall dem Armen gehe, und wenn er nur vornehm und reich sey, dann wolle er schon bald glücklich seyn.

Beatrix aber fühlte sich noch weit unglücklicher. Sie liebte ihn, sie begegnete ihm öfter, als sie wollte, sie ließ ihn reden, wo sie ihm Schweigen zuwinkte, sie vergaß mitunter alle Vorsicht ihrer höfischen Rolle. Sie liebte ihn und durfte ihn doch nicht lieben. Sowie sie Ernst machte, aus dem bisher blos andeutenden Spiele der Neigung, konnte sie auch ihre wahre Herkunft nicht länger verborgen halten. Sie hätte Hugo ja wohl ebenso glücklich noch eine Weile täuschen mögen, wie sie alle Welt

bisher getäuscht hatte, und doch meinte sie, ihn allein könne und dürfe sie nicht betrügen, wenn sie auch alle die Andern betrog. Daran mochte man wohl erkennen, daß sie ihn wahrhaft liebte und mit allem Ernst einer ersten Liebe. Denn wem man sich nur zeigen kann ganz, wie man ist, wem man sich nur durchaus wahr zeigen kann, den liebt man auch wahrhaft. Sie hatte ihn so gern, daß sie's dem ehrlichen Bürgerssohn nicht hinterrücks anthun wollte, ein unehrliches Mädchen zu heirathen.

Jetzt erkannte sie hell, was sie schon gar manchmal dunkel empfunden, daß es dem Reichen zwar viel leichter ist, äußerlich gerecht zu wandeln, als dem Armen, und das nennt die Welt fromm seyn, daß aber auch das inwendige Elend des Reichen unendlich viel schmerzhafter einschneidet als das Elend des Armen. Sie besaß allen äußern Glanz des Glückes, wie sie ihn nur jemals geträumt, und war unvermerkt reiner und besser geworden, wovon sie früher nicht geträumt hatte, aber in dem Lichtschimmer des Reichthums war ihr Gewissen erwacht, sie fühlte, daß sie fromm geworden sey auf Grund

einer Lüge, daß ihrem glatten Rechtthun die letzte Wahrheit fehle und daß darum doch ihrem Glück das Höchste ewig versagt sey: die Liebe. So hungerte sie sich satt bei Leckerbissen — und nicht blos an der herzoglichen Tafel, — während sie früher sich satt gegessen bei Schwarzbrod.

Hugo, des edlen Grafen Sohn, dachte, er sey von Stande zu gering, als daß er auf Gegenliebe hoffen, Beatrix, die fahrende Sängerin, sie sey im Herzen zu gering, als daß sie Gegenliebe bieten dürfe.

Aber die Liebe verschlingt doch zuletzt alles Nachdenken, und die Gluth der Leidenschaft verzehrt auf Stunden und Tage selbst den Brand eines bösen Gewissens, wie ein Feuer das andere frißt; — in andern Stunden facht sie jenen Brand dann um so heller wieder an.

Die Gluth der Liebe war aber mächtiger noch bei Beatrix als bei Hugo. Arm und rechtlos hatte die fahrende Sängerin früher jedem Gelüsten den Zügel schießen lassen und sich eben darum wenig gegrämt, wenn so mancher Wunsch unbefriedigt blieb; jetzt besaß das gefeierte Fräulein scheinbar

Alles, was die Sängerin je begehrt, und mußte doch immer sich selbst bewachen und zurückhalten, ihre Wünsche rastlos beschneiden und unterdrücken. Da ward sie von dem einzigen unerfüllten Hauptwunsche, von der ersten wahren Leidenschaft um so widerstandsloser überwältigt.

Endlich trug sie's nicht länger; sie mußte diese Qual zerreißen. „Wenn ich wieder arm wäre? Arm und rechtlos dazu? — Aber würde ich dann glücklicher seyn? Ich würde wenigstens allen Menschen mein wahres Gesicht zeigen können, und das ist auch eine Art von Glück. Uebrigens brauchen nicht Alle dieses wahre Gesicht zu sehen: — aber Einer soll es sehen!" — — —

Sie hielt ein in dem Selbstgespräche; die klaren Gedanken vergingen ihr. Nur ein Gedanke tauchte immer wieder auf: sie wollte Hugo sagen, wer sie eigentlich sey. Was dann weiter komme? Sie wußte es nicht. Sollte sie entfliehen, sich verstecken? Es war ihr Alles gleich. Aber Hugo wollte sie ihre Liebe bekennen mit der vollen Wahrheit im Munde; mit dem wahren Gesichte wollte sie ihm ihre Liebe zeigen und die Kraft dieser Liebe besiegeln durch

dieses wahre Gesicht. Freilich konnte er dann diese Liebe kaum mehr brauchen. Allein die wahre Liebe fragt nicht darnach, ob man sie hinterdrein auch brauchen kann. Sie muß sich offenbaren und darbringen, und sollte dieses Darbringen auch Geburt und Tod der Liebe in Einer Stunde seyn.

IX.

Beatrix schlief ein mit diesem Entschlusse und erwachte mit ihm. Doch kam es ihr vor, als sey es im hellen Morgensonnenscheine schwerer, sich auf der Höhe ihres Vorsatzes zu behaupten, als gestern bei Mondlicht. Sie ging in den Garten und suchte den Platz, wo sie zum erstenmale mit Hugo gesprochen. Es war ganz still, nur die Bienen summten und die Vögel sangen, Beatrix aber glaubte jene vom Winde verwehten lustigen Töne des Festzuges, nur viel leiser, wieder zu hören, die damals wie ein Klagelied an ihr Ohr geschlagen hatten.

Sie bückte sich hinab zu dem Hündchen, streichelte es und sagte ihm, dem einzigen Vertrauten, ihr

Leid, wie sie schon so oft gethan. Das Thier aber sprang plötzlich auf und bellte, ganz wie in jener Sturmnacht unter den Felsen. Da sah Beatrix das Bild ihres wachen Traumes, Hugo, der durch den Garten ihr entgegen schritt, aber nicht scheu und betroffen, wie an jenem Festtage, sondern fest, ja ungestüm. Auch Gruß und Anrede war ganz anders wie sonst, freier und muthiger, doch mitten im Worte brach ihm die Stimme; aber rasch faßte er sich wieder und erklärte offen seine Liebe, die er bis dahin nur schüchtern, nur so von fernher, nur dem wiederliebenden Auge bemerkbar, anzudeuten gewagt.

Beatrix schwieg versteinert, ihr Blick irrte umher, ihre Lippen bewegten sich lautlos, als suchten sie eine Antwort und könnten sie nicht finden.

Da erzählte ihr Hugo — und die Worte flogen nur so — wie im Sturme — daß er hinweg müsse von Straßburg, heute noch, aber er sey heute ein Anderer als er gestern gewesen. „Gestern Abend," rief er, „kam ein Eilbote des Grafen Gerbot, des guten Herrle's, der am Tode liegt, und ich bin Gerbot's einziger Sohn, nach meines Vaters räthsel=

haftem Willen hier erzogen als ein armes Bürgerskind. Jener fremde Kaufmann, der uns so oft besuchte, war mein Vater; ach, er kam niemals mit leeren Händen und immer mit so freundlichem Herzen! An seiner eigenen Hand sollte ich demnächst zum Schlosse zurückkehren, da warf ihn eine tödtliche Krankheit nieder, und nun kann er nur noch auf dem Sterbebette bekennen, daß ich sein Sohn sey. Wohl schmerzt es mich, daß ich den Vater nur finde, um ihn zu verlieren, und doch habe ich noch Raum für eine Freude neben meinem Schmerz, — ob es gleich eine Sünde seyn mag: — denn nun darf ich als gleich und ebenbürtig um Eure Hand werben und will Euer Ja mit auf den Weg nehmen, damit ich noch den Segen des Vaters für uns Beide gewinne."

Beatrix blieb stumm wie zuvor; — vergebens flehte Hugo um ein lösendes Wort, vergebens faßte er ihre Hand und schaute ihr verzweiflungsvoll in's Auge, als könne er dort das Wort geschrieben lesen. Endlich brach sie in Thränen aus und rief: „Ich kann und darf nicht Ja sagen; gehet und vergeßt mich für immer!"

Hugo bestürmte sie um Grund und Ursache, aber Beatrix verharrte wieder in starrem Schweigen. Er wehklagte: „Als ich arm war und gering, da durfte ich wenigstens hoffen; jetzt, wo ich reich bin und edlen Blutes gleich Dir, nimmst Du mir Aermsten auch die Hoffnung!“

Da sprach Beatrix: „Endlich muß es doch heraus! Ich bin nicht edlen Blutes, ich bin ein unehrliches Spielmannskind. In wüster Jugend aufgewachsen war ich arm und sündigte; ohne mein Verdienst gewann ich Reichthum und wurde fromm, weil ich reich war, und doch nicht fromm genug.“ Sie erzählte ihm dann ihre Geschichte, und wie sie sich so fein verstellt und im Zwang strenger Sitten besser geworden sey, und wie Niemand um ihr Geheimniß gewußt habe als Gott und das verschwiegene Hündlein. Allein die Wahrheit komme zuletzt doch an den Tag.

Im Sturme der Leidenschaft wollte aber Hugo trotzdem nicht lassen von seiner Liebe, obgleich ihm die Worte der Beatrix wie Dolchstiche in's Herz gingen. Allein gerade in diesem Kampf der Hoffnung und Verzweiflung steigerte sich ihm noch der

Reiz des seltsamen Mädchens. Wie ein verzaubertes Frauenbild aus einem Mährchen stand sie vor ihm, und ihm selber war es seit gestern, als wandle er in einem Mährchen. Viel Wunderbares war ja geschehen; er war über Nacht aus einem armen Bürgerskind ein reicher Grafensohn geworden, demnächst wohl gar ein mächtiger Graf und Herr, — das Unmöglichste war wirklich geworden: warum sollte es ihm nun unmöglich seyn, dieses unehrliche Mädchen, welches sich selbst ehrlich gemacht, zu lieben und in Ehren zu gewinnen?

Die Stunde drängte. Er überredete, bat, beschwor. Doch Beatrix brachte immer nur die Worte hervor: „Du begehrst Unmögliches! Ich kann Dich nur elend machen! Wir dürfen uns niemals wiedersehen!“

Freilich war jedes dieser Worte von dem wärmsten Hauche leidvoller Liebe durchweht.

Das gab Hugo endlich den Muth, in geheimer Hoffnung zu scheiden; er verhieß rascheste Rückkehr. Aber Beatrix betheuerte, er werde sie nicht wiederfinden.

X.

Noch am nämlichen Abende trat Hugo vor das Bett des todtkranken Vaters. Es war ein erschütterndes Wiedersehen.

Graf Gerbot hatte noch lange zu leben gehofft und sah jetzt mit Schrecken, daß er keine Zeit mehr habe zum zweiten Theil seines Erziehungsplanes, nämlich den Sohn, der im fremden Hause so langsam die Schule der Armen durchgemacht, nun auch im eigenen Hause in die Schule der Reichen und Mächtigen einzuführen.

Er wollte ihm so Vieles und Wichtiges noch sagen von der Herrschaft, die er nun verfrüht in seine unerfahrenen Hände legte. Aber Hugo hörte kaum, was der Vater sprach. Endlich konnte er sich nicht länger halten und erzählte die Geschichte seiner Liebe und den mährchenhaften Lebensgang des wunderbaren Mädchens.

Der Alte hört mit wachsendem Staunen, und als er erfährt, daß es jene goldgierige Sängerin gewesen, die ihn einst gerettet und nun den Sohn bestricke, ruft er: „Dieses Mädchen habe ich schon

damals als die klügste Hexe erkannt und nicht begriffen, wie sich so viel Verstand mit so wenig edlem Gemüthe verbinden möge."

Der Sohn aber entgegnete: „Nein! Alle Klugheit wurde bei ihr ja zuletzt vom edlen Gemüthe aufgesogen!" Und erzählte dann, wie sie durch den Reichthum zu immer tugendhafterem Wandel geführt und so gut geworden sey, daß sie um der Liebe willen ihre erste und letzte und klügste Lüge, und mit dieser Lüge Liebe und Glück selbst geopfert habe.

Als der Alte dies vernahm, brach er zusammen, verhüllte sein Gesicht und rief: „Jetzt fällt es mir wie Schuppen von den Augen und ich erkenne den ungeheuren Fehltritt, welchen ich gemacht! Diese Dirne hat gelernt reich zu seyn und dadurch den Fluch des Reichthums überwunden, ohne daß sie's wollte und merkte; — ich Thor ließ Dich lernen arm und gering seyn, damit Du Reichthum und vornehme Hoffart verachten mögest. Aber der Arme und Niedrige verachtet ja Rang und Reichthum nicht, sondern er ersehnt und erträumt ihn. Im Zwang des vornehmen Standes hättest Du

Deine Schule machen müssen, wie diese Sängerin! Jetzt wirst Du wie im Traume der reichste Graf im Elsaß, jetzt kannst Du fessellos und doch vornehm leben, Alles kommt Deinen Wünschen entgegen, Macht und Schätze sind Dir jetzt ein freies köstliches Geschenk, und Du kannst zu Grunde gehen, bevor Du die furchtbare Last dieses Geschenkes erkannt hast."

Schnell entschlossen fiel Hugo in's Wort: „Habe ich nicht gelernt, reich zu seyn, so gebet mir Beatrix zur Frau, die es so unübertrefflich gelernt hat, daß sie mich hinwieder die schwere Kunst lehre!"

Der Vater aber sprach: „Das gehet nun und nimmermehr. Dein Volk und Deine Vasallen würden sich wider Dich empören, wenn Du ihnen eine unehrliche Dirne zur Herrin geben wolltest, Dein ganzes Haus würde durch Dich in Schmach versinken. O Thor, der ich war, da ich der Weiseste seyn wollte! Und doch werde ich Deinen Willen nicht beugen können, Du wirst — —." Der Sterbende wollte sichtbar noch Vieles sagen, aber die Stimme erstarb und nach wenigen Augenblicken hauchte der gute Herr seinen letzten Athem aus.

Verwirrt, rathlos, von Widersprüchen zerrissen und unsäglich traurig begrub Hugo den Vater und ergriff die Zügel der Herrschaft. Zugleich schickte er einen Boten mit Briefen an Beatrix. Wer weiß, was darin gestanden hat? Allein Beatrix war nicht mehr zu finden. Am selben Tage, wo Hugo abgereist, war sie ganz heimlich aus dem Hause der Herzogin entwichen, nur von ihrem Hündchen begleitet. Niemand hat sie wiedergesehen.

Graf Hugo lebte in der neuen Welt wie ein Träumender. Die neue Hoheit hatte keinen Zauber für ihn, der Glanz des Reichthums schien ihm matt und kalt wie die Wintersonne; er sehnte sich zurück nach den warmen Frühlingstagen, wo er arm gewesen. Da raffte er sich plötzlich auf und suchte den Trost, wo er einzig zu finden war: in der Arbeit, im treuen Sorgen und Mühen für sein Land, im ritterlichen Kämpfen und Ringen.

Den redlichen alten Freunden und Räthen seines Vaters fiel ein schwerer Stein vom Herzen. Denn als der junge Graf so plötzlich zur Herrschaft kam, wie im Mährchen, gestern ein armer Knabe, heute der mächtigste und reichste Mann, da bangte

ihnen, wie er wohl diesen jähen Uebergang vom Dunkel in's grellste Sonnenlicht ertragen werde. Nun aber sahen sie, daß Hugo stumpfer war für die Lockungen der Herrschsucht, der Hoffart und der Sinnenlust als gar mancher Kaiser und König, der in der Kinderstube schon mit der Krone gespielt, und priesen die Weisheit des alten Gerbot, welcher allein richtig gerechnet und den Sohn in niederem Stande habe aufwachsen lassen, damit er gleichgültig werde gegen Fürstenherrlichkeit.

Allein so war es ganz und gar nicht. Was Beatrix in Straßburg so tief empfunden, das empfand jetzt auch Hugo: den Zwang und Druck von Reichthum und Würde, welcher den heißesten Wunsch seines Lebens unerfüllbar machte. Obgleich er nun Beatrix mit leiblichen Augen niemals wiedersah, so erblickte er sie doch täglich im Geiste. Und dieses Bild hielt ihm stets jene drückendste Schranke vor Augen, welche seinem Willen gerade durch Rang und Reichthum gesetzt war und lehrte ihn die tausend anderen Genüsse verachten, die sich schrankenlos ihm darboten.

Gar manchmal sprach er darum zu sich selbst:

„Meinen Vater hat Beatrix aus dem Verderben geführt, welches ihm die Bosheit seiner Feinde bereitete, mich aber führte sie aus dem Verderben, welches mir nahezu die Liebe meines Vaters bereitet hätte. Und sie war doch nur ein unehrliches Spielmannskind!“

Das Theaterkind.

Eine Memoiren-Novelle aus der Gegenwart.

Warnung.

Für neugierige Kinder ist diese Novelle nicht erzählt.

Ich meine für Kinder, welche gar zu gerne wissen möchten, wer denn die handelnden Personen eigentlich gewesen sind, wer hinter der Maske steckt, wer dem Erzähler Modell gesessen.

Solchen Lesern läßt sich keine Memoiren-Dichtung aus der Gegenwart frisch und frei vortragen, und so neugierige Leute sollten eigentlich verurtheilt sein, nur Novellen lesen zu dürfen, die in der Zeit der Völkerwanderung oder des Lykurg und Solon spielen.

Darum hüte man sich, nach jenem „Ich" zu forschen, welches hier erzählt und fort und fort Ich und Nicht-Ich zugleich ist, trotz Fichte; oder in Hinrichs Katalog nachzuschlagen, wie denn jener junge

Nationalökonom geheißen, der 1850 sein muster-haftes Buch „über den Credit" in einer soliden Buchhandlung erscheinen ließ; vor allem aber, wer denn jene schöne Sylvia Rutland eigentlich gewesen, welche im November 1848 beim Wiesbadener Hof-theater fürs naive Fach engagirt wurde. Sylvia Rutland hat im Leben viele gescheidte Leute gefoppt, sie würde dann im Buche auch noch Thoren foppen.

In dieser Novelle ist Alles erlebt; aber die No-velle ist nicht erlebt.

Novellen zu schreiben mag eine leichte Kunst seyn, und Novellen zu lesen ist jedenfalls eine noch weit leichtere. Wer aber bei einer Novelle nichts Besseres zu fragen weiß, als was daran wahr sey und was erfunden, der zeigt, daß er eine Novelle nicht einmal zu lesen versteht.

Erstes Kapitel.

Auf dem Direktionsbureau des Wiesbadener Hoftheaters stand ein Kanape, mit krebsrothem Wollenstoff überzogen und so groß, daß eine ganze Familie darauf hätte Platz nehmen können. Augenfällig gehörte es gar nicht hieher; denn die übrigen Möbel des Zimmers waren ganz kanzleimäßig, das krebsrothe Kanape hingegen war bühnenmäßig. Und in der That stammte es auch von der Bühne, war aber dort in Ungnade gefallen und ins Direktionszimmer verbannt worden.

Ich habe in meinem Leben kein so großes Kanape gesehen, dafür sollte es eben auch ein „mittelalterliches Kanape“ seyn (auf dem Theater gibt's dergleichen), und man hatte es für Spohrs Faust aus besonderen Gründen eigens so ungeheuer lang machen lassen.

Bei der Scene nämlich, wo Fausts Zaubermantel den Doctor mit seinen Genossen durch die Decke des Saals in die Lüfte entführt, mußte jenes Kanape die Aufstellung des Flugapparates maskiren. Dieser Aufflug machte sich nun allemal dadurch besonders schön, daß Einer der Freunde Fausts, ein kleiner Sänger, aber ein großer Turner, beim Aufsteigen der Gruppe selbstvergessen einen Augenblick stehen blieb, dann aber, als der Mantel auf Manneshöhe vor ihm schwebte, plötzlich wie erwachend hinzusprang, den letzten Zipfel mit beiden Armen packte und solchergestalt frei schwebend mit emporstieg.

Unlängst jedoch war es bei dieser malerischen Scene seltsam zugegangen.

Der kleine Sänger faßte eben den massiven untersten Theil des Flugwerks, welches den Mantel darstellte und begann aufzuschweben, als er entsetzt gewahrte, daß noch ein zweiter verspäteter Fahrgast am gegenüberstehenden Zipfel des Mantels hängend hinten nachkam: das krebsrothe Kanape begann gleichfalls ganz sachte mit aufzusteigen — ein Haken des Flugwerks hatte sich in dem Wollenzeuge verfangen, — die Maschine seufzte und stöhnte unter

der übermäßigen Last und drohte zu brechen, dem Doctor Faust war es sichtlich selbst nicht mehr geheuer bei seiner Zauberei, das Publikum schwankte zwischen Angst und Lachen, der kleine Tenorist am untersten Mantelzipfel aber klammerte sich mit den Armen immer fester und wehrte mit den Beinen verzweiflungsmuthig das große Kanape ab, welches wie ein Pendel schwingend ihn hinabzustürzen drohte; allein je kräftiger er dasselbe zurückstieß, um so gewaltiger fuhr es ihm in die Beine. So waren sie gegeneinander ringend schon fast bis zur Höhe der Suffitten gekommen, — da riß das Wollenzeug des Sophas, worin sich der Haken verfangen hatte, und mit lautem Gekrach stürzte das unselige Möbel aufs Podium und brach nebenbei zwei Füße. Die plötzlich erleichterte Flugmaschine aber schnellte nun doppelt rasch in die Höhe und brachte den Doctor Faust sammt seinen Genossen heil und sicher auf den Schnürboden, zum großen Jubel des aufathmenden Parterres.

So war das große Kanape in Ungnade gefallen und für alle Zeit von der Bühne ins Direktionszimmer verbannt worden.

Wie oft habe ich nicht in den Jahren 1848 und 49 nachdenklich vor diesem heillosen Kanape gestanden und in melancholischem Ernste jener Faustscene gedacht, welche das Möbel hierher gefördert hatte! Sie erinnerte mich gar zu lebhaft an unsere Bühnenleitung, sie war deren dramatisches Sinnbild.

Doch ich muß zunächst erzählen, was das denn für eine Bühnenleitung gewesen ist, und wie ich mit zu derselben gekommen bin. Das Wiesbadener Hoftheater hatte in der vormärzlichen Zeit bedeutende Zuschüsse aus den Privatmitteln des Herzogs erhalten. Mit der Revolution von 1848 hörten dieselben auf, und das Theater würde zu Grunde gegangen seyn, wenn nicht der Landtag eine jährliche Subvention von 20,000 Gulden aus Staatsgeldern bewilligt und die Gemeinde gleichfalls in den Säckel gegriffen hätte. Allein Beides nur unter dem Beding, daß die alte Kavaliers-Intendanz aufhöre, daß die Bühne reformirt, idealisirt, daß sie constitutionell verwaltet, das heißt unter eine Oberleitung von Vertrauensmännern gestellt werde, welche dem Ministerium und durch dieses dem Landtage verantwortlich seyen. „Vertrauensmänner" gab es

damals überall, warum nicht auch im Theater? Diese Vertrauensmänner nannte man die Theater-Commission.

Sie war aber nicht etwa blos ein Beirath, sondern sie dirigirte wirklich, mit Hülfe der Regisseure, sie ersetzte die gefallene Intendanz. Im ächten Geiste jener Tage war sie verantwortlich nach allen Seiten: nach oben dem Ministerium, nach unten dem Publikum, nach links dem Landtage und nach rechts dem Magistrat. Woraus man vielleicht folgern möchte, daß diese Commission vor lauter Verantwortlichkeit kein Glied habe rühren können; allein wir schrieben 1848, und damals hatte freie Hand, wer den Muth besaß, Kopf und Hand zu gebrauchen. Und diesen Muth besaßen wir.

Die Mitglieder unsers revolutionären Bühnen-Direktoriums waren Leute von allerlei Beruf und Zeichen: ein Chemiker, ein Jurist, ein Weinhändler, ein Schriftsteller, ein Philologe und ein Mann der von seinem Geld lebte. Wenn so mancherlei Geister vereint dem Theater nicht helfen konnten, so war ihm augenfällig überhaupt nicht mehr zu helfen.

Wir theilten uns derart in die Arbeit, daß der

Chemiker, der Jurist, der Weinhändler und der Kapitalist die Oekonomie und die Finanzen überwachten, indeß der Philolog und der Schriftsteller (letzteres meine Wenigkeit) die künstlerischen Zügel zur Hand nahmen. Aecht republikanisch walteten wir unsers Amtes ohne alles Entgelt und trieben die Strenge der Uneigennützigkeit so weit, daß wir nicht einmal unsern Frauen einen Freiplatz gönnten; wir wollten und sollten blos ehrenhalber Theater dirigiren. Aeußere Ehre trugen wir aber demungeachtet blutwenig davon. Wir sind meines Wissens während drei Jahren niemals in einer Zeitung gelobt, desto öfter hingegen getadelt worden, und mußten uns also mit der inneren Ehre begnügen.

Wahrlich, wir hatten einen harten Stand. Der Hof mied das Theater, ohne Zweifel weil er in der neuen Leitung vorab einen groben Protest gegen die alte erblickte; die Democraten murrten wider uns, weil ihnen das Repertoire zu zahm war, weil wir lieber die Iphigenie gaben als „Keine Jesuiten mehr,“ lieber den Wallenstein als den ewigen Juden, lieber den Don Juan als „das Weib aus dem Volke“ und überhaupt die Grille hegten, daß die

Bühne ein Tempel der Kunst und nicht der Parteipolitik sey. Die Spielpächter mit ihrem mächtigen Anhang wurden uns gram, weil wir Iffland's „Spieler" zu geben wagten, während bis dahin jedes Stück, welches seine Spitze gegen die Spielwuth kehrte, vom Wiesbadener Theater verbannt gewesen war. Mancher alte Theaterfreund ward zum Theaterfeinde: denn warum hatte man ihn nicht vor Allen in die Commission gewählt? (Thörichte Leute, die sich's so gar reizend vorstellen, das Scepter in dem kleinen Königreiche des Theaters zu führen, namentlich wegen der schönen Schauspielerinnen und Sängerinnen! Keinem Menschen erscheinen diese Schönheiten weniger schön als einem Theaterdirector.) Die zahllosen ehemaligen Freibillete räsonnirten über uns, weil sie in voller staatsbürgerlicher Gleichheit nun ebenfalls zahlen sollten. Das parteilose Kurpublikum endlich blieb im Sommer aus wegen der unruhigen Zeit und folglich kamen im ruhigen Winter auch die meisten Wiesbadener nicht ins Theater, weil ihnen der Sommer kein Geld gebracht hatte. An gar manchem schönen Theaterabend hätte man im Parterre Purzelbäume schlagen können, und der

Kassierer trug die Tageseinnahme in der Westentasche heim.

Trotzdem blieben wir immer hochgemuth und hoffnungsfreudig. Die mit den Finanzen betraute Hälfte unserer Commission betrachtete sich als eine Art Rettungsmannschaft, der es auch durch strengen, knappen Haushalt gelang, das Schifflein durch die Klippen des Bankerotts zu steuern. Aber für solch verdrießliche Knickerei darf man keinen Dank erwarten. Uns beiden künstlerischen Führern dagegen, jungen Männern in den sonnenhellsten Jahren, stand der Sinn nach idealem Ziele, nach einer reinen Priesterschaft des Schönen; man schwärmte damals im deutschen Parlament, in den Kabinetten und auf der Gasse für so vielerlei reine Priesterschaft, warum sollten wir im Wiesbadener Theater nicht auch für dergleichen schwärmen?

Auf Fausts Mantel flogen wir zum Aether empor, aber das krebsrothe Kanape, der garstige Realismus jeder Bühnenleitung, dieses unbemerkt sich einhakende Gespenst, stieg mit uns in die Höhe, und im schönsten Aufschwung sahen wir's entsetzt zu unsern Füßen baumeln, die Flugmaschine ächzte

und stöhnte unter dem unberechneten Ballast, und je muthiger wir ihn zurückschleuderten, um so gefahrvoller schlug er uns wider die Beine.

Nun werden meine Leser begreifen, warum ich so manchmal seufzend vor dem großen Kanape auf und nieder ging; und wenn sich die Commission, um Raths zu pflegen, auf das rothe Ungeheuer setzte, dann war es mir allemal, als reite St. Georg auf seinem eigenen Lindwurm noch bevor er ihm den Rest gegeben.

Zweites Kapitel.

Zu selbiger Zeit hielt sich ein feiner junger Leipziger in Wiesbaden auf, ein eigenthümlicher Mensch, anziehend und abstoßend — je nach Umständen. Als Kurgast war er im Sommer 1848 gekommen, dauerte aber auch durch Herbst und Winter aus. In Nassau hat Jedermann seinen Spitznamen, er müßte denn ein so ganz unbedeutender Mensch seyn, daß er nicht einmal eines schlechten Witzes werth wäre. Jener Fremde hieß „der Lord“ und so soll er auch in dieser Geschichte heißen. Er galt für reich und unabhängig, Niemand wußte recht, was er eigentlich trieb und beabsichtigte, fast Alle aber ließen sich seine mancherlei Unarten gefallen, weil er sie so äußerst ungezwungen verübte — Grund genug ihn Lord zu taufen, auch wenn er sonst in

Tracht und Haltung einem vornehmen Engländer weniger ähnlich gesehen hätte, als es wirklich der Fall war.

Der Lord nannte, großstädtisch von oben herab- blickend, Wiesbaden ein „nettes" Landstädtchen, wo sich im Winter ländliche Stille mit städtischem Comfort höchst anmuthig vereine, eine Stadt ganz gemacht zum winterlichen Mußesitz für einen wahren Philosophen, unter der wahren Philosophie aber verstand er die Philosophie des Reichthums. Er war Nationalökonom, hatte auf mehreren Universitäten gründlich studirt, hielt durchweg auf strenge Schule und behauptete, sein Fach sey das verheißungsvollste der Gegenwart, Niemand habe gewissere Aussicht auf eine rasche und glänzende Laufbahn als der Volkswirth; denn er lehre die Kunst reich zu werden, und reich werden wolle jetzt Jedermann. Obgleich unser Lord nun aber Zahlen für das allein Gewisse hielt, wohlgeordnete statistische Tabellen für den schönsten Anblick und die Gesetze des Marktes für den bewegenden Herzschlag aller menschlichen Entwickelung, so hatte er doch nebenbei noch eine ganz besondere Vorliebe für das

weibliche Geschlecht. In diesem einzigen Stücke war er entschiedener Gefühlspolitiker.

Ich wurde bekannt mit ihm, ich weiß selbst nicht wie, und seinen zahllosen übrigen Bekannten ist es vermuthlich eben so ergangen. Dem weltläufigen, geschmeidigen jungen Manne genügte eine Begegnung, ein Wort, um rasch den zwanglosesten Verkehr daran zu knüpfen. Er hatte dann die Gewohnheit, Einem unvermuthet und zu beliebiger Tageszeit mit seinen Besuchen ins Haus zu fallen, gewöhnlich, wann man ihn am wenigsten brauchen konnte, ganz wie ein vornehmer Herr. Allein er blieb nicht „kleben," sondern verschwand wieder wie er gekommen, ehe man sich's versah, und das ist die Lichtseite von solch vornehmer Art.

So pflegte der Lord auch manchmal urplötzlich bei mir im Theaterbureau aufzutauchen, that ganz wie wenn er dort zu Hause sey, warf sich in eine Ecke des krebsrothen Kanape's, kümmerte sich wenig, ob ich Notiz von ihm nahm oder nicht, that ein paar neugierige Fragen, sprudelte ein halbes Dutzend meist treffender Einfälle heraus und ging wieder seiner Wege.

Eines Morgens, es war im November 1848, dehnte er sich bei einem derartigen Besuche eben auch wieder auf fünf Minuten in der Sophaecke, als ein Fremder aufs Bureau kam, eine verwilderte, proletarische Erscheinung und sich in französischer Sprache als Flötist vorstellte, welcher in unser Orchester eintreten wolle. Wir hatten nämlich durch die Theateragenten das erledigte Pult der zweiten Flöte zur Bewerbung ausschreiben lassen.

Ich fragte den Franzosen vor Allem, ob er deutsch spreche, und da er dies verneinte, so setzte ich ihm in deutscher Sprache, aber recht langsam, klar und höflich auseinander, daß es ihm dann wohl schwer fallen dürfe, in einem deutschen Theaterorchester fortzukommen. Allein der Unglücksmensch sprach nicht nur kein deutsch, er verstand auch nicht einmal die langsamst gesprochenen deutschen Worte.

Diesen entscheidenden Mangel sollte er von selbst erkennen, darum sprach ich nun erst recht kein Wort französisch, sondern wiederholte noch langsamer, klarer und höflicher in deutschen Hauptsätzen, daß wir ihn als Stockfranzosen nicht brauchen könnten, auch wenn er der beste Flötist von der Welt sey,

und begleitete meine Rede mit so lebhaft bedauerndem Achselzucken, verneinendem Kopfschütteln und abweisender Handbewegung, daß mich selbst ein Chinese hätte verstehn können. Der Franzose aber deutete meine Geberden falsch, er glaubte, ich zweifle an seiner Kunst und übersprudelte meine langsamen Worte in pfeilgeschwindem Redefluß, der mir seine staunenswerthe Kraft im Blasen deutlich machen sollte, und wenn ihm die Flötenläufe nur halb so leicht perlten wie die Phrase des Selbstlobs, dann war er in der That ein ausgemachter Virtuose.

Zum Ueberfluß hatten wir auch noch Orchesterbegleitung bei diesem internationalen Duett: nebenan im Bühnenraume war Hauptprobe von Meyerbeers Hugenotten, und wo so ein rechtes Tutti drein wirbelte, da wuchs auch unsere Zwiesprach zum Fortissimo.

Der Lord in seiner Sophaecke folgte mit eiserner Ruhe der seltsamen Unterhaltung, bei welcher Rede und Antwort zusammen paßten, wie die Faust aufs Auge, und nur zuweilen lächelte er behaglich in sich hinein. Endlich wurde es aber auch ihm zu bunt und er rief: „Schicken Sie doch den Mann

hinüber ins Orchester, lassen Sie ihn nur einen Akt mitblasen."

„Um keinen Preis!"

„So reden Sie drei Worte französisch: der arme Teufel versteht Sie ja keine Sylbe."

„Eben dadurch wird er zur Selbstbescheidung kommen: ich rede, um nicht verstanden zu werden."

Und in der That, dem Franzosen ging ein Licht auf; er fragte mich plötzlich im artigsten Tone, ob ich denn gar kein französisch spreche?

Darauf erwiderte ich in grimmigem Französisch: „Wenn wir Deutsche nach Frankreich gehn, so lernen wir vorher die Sprache Ihres Landes; reist also ein Franzose nach Deutschland, so soll er auch vorher die Sprache unsers Landes lernen!"

Mit diesen Worten hatte ich jedoch dem Franzosen erst recht die Zunge gelöst. Er rief, die Sprache der Musik sey eine Weltsprache, kein Mensch im ganzen Theater höre es seiner Flöte an, ob sie deutsch oder französisch geblasen werde, — „aber der Kapellmeister," unterbrach ich ihn, „spricht deutsch, schult sein Orchester deutsch, die Sänger

singen deutsch, die Stichworte des Recitativs stehen deutsch in Ihrer universellen Flötenstimme! —"

Da ich aber einerseits reden wollte, um nicht verstanden zu werden — zum Zwecke der Abschreckung, andererseits jedoch auch wieder verstanden seyn wollte, um den Einwand meines Gegners zu widerlegen, so mischte ich halb deutsch, halb französisch durcheinander, und der Zuhörer in der Sophaecke hatte seinen boshaften Spaß, meinem deutschen Worte rasch die französische Uebersetzung nachzurufen.

Wir standen mitten im schönsten Kreuzfeuer; da war die Orchesterprobe rechts nebenan gerade zu jenem lärmenden Marsch=Chor des ersten Finales gekommen, der sich in allen Kunstreiterbuden besonders eingebürgert hat, weil die Pferde so gut darauf gehen, und zugleich dröhnte links von der Straße ein anderer Marsch herüber (genau einen halben Ton höher); denn die Bürgerwehr, das damalige Volk in Waffen, zog vom Uebungsplatze heim. Wir steigerten unsere doppelsprachige Unterredung zum Geschrei, um dieses disharmonirende Doppelconcert zu übertönen. Es war ein Höllenlärm.

In diesem Augenblick erschien eine hübsche junge Dame, — der Franzose verschnaufte gerade so lange, daß sie ihren Namen nennen konnte — eine fremde Schauspielerin, Fräulein Sylvia Rutland, naives Fach und lyrisch sentimentale Partieen. Ich bat sie, einen Augenblick sich zu gedulden und auf dem großen Sopha Platz zu nehmen. Da begann der Flötist schon wieder mit erhobener Simme: „Hören Sie die Hugenotten? hören Sie Meyerbeer, unsern gemeinsamen Landsmann? seine Musik ist Weltbürgerin, sie redet alle Zungen, deutsch, französisch, italienisch, oder auch gar keine, wie Sie wollen! Auch ich bin Weltbürger“ — —

„Sprächen Sie so gut deutsch,“ fiel ich ein, „wie Meyerbeers Musik, leider Gottes, französisch spricht, dann sollten Sie gleich Probe blasen.“ —

„Lassen Sie ihn blasen, nur blasen, bester Freund! Ungesäumt hinüber mit ihm in die Opernprobe!“ drängte der Lord.

„Unterbrechen Sie mich nicht!“ — — Doch da unterbrach mich schon wieder der Franzose von der andern Seite: „Ich bin Weltbürger und wir sind es allesammt, denn wir Alle sind jetzt Kinder der

Revolution. Ah! hören Sie da draußen die Kriegsmusik der Revolutionsgarde?" — er sprang ans Fenster und blickte auf unsere harmlose Bürgerwehr, die gar nicht aussah, als wolle sie heute noch Revolution machen — „Wir Alle stehen auf dem Boden der Revolution! seyd Ihr nicht auch eine revolutionäre Theater-Commission? Ich verlange von Euch zur Concurrenz gelassen zu werden kraft meines angebornen Rechtes auf Arbeit" — den Satz sprach er mit so dröhnendem Vollklang, als werfe er nun erst sein Trumpf-Aß auf meine Karten; — „ich zähle zum Bunde der ouvriers égalitaires. Heute geht es nicht mehr wie in der despotischen alten Zeit, wo man dem Proletarier die Entfaltung der Arbeitskraft willkürlich wehrte!"

Nun riß mir dann doch der Geduldfaden. Dem Manne mußte ich den Widersinn seiner socialistischen Lehre vernichtend darthun, ich mußte ihm recht deutsch zeigen, daß seine Theorie vom Rechte auf Arbeit gar nicht auf unsere zweite Flöte passe, und also sprach ich jetzt durchweg französisch im vollsten Flusse und ich habe, glaube ich, in meinem Leben nicht so geschwind französisch gesprochen. Meine

Worte verstand nun freilich der Franzose, nur faßte er jetzt leider wiederum den Sinn derselben nicht, und je länger wir stritten, je dunkler wurden wir uns gegenseitig. Unser Zuhörer aber rief fort und fort dazwischen: „Lassen Sie den Socialisten doch um Gotteswillen Flöte blasen!"

Zuletzt blieb mir nichts anderes übrig, als dem Rathe zu folgen: meinem Gegner war wirklich der Mund nicht zu stopfen, außer man steckte ihm eine Flöte zwischen die Lippen.

Also bat ich das Fräulein vom naiven Fache um Geduld für noch eine kleine Weile und führte den blasenden Ouvrier égalitaire ins Orchester. Der Lord ging mit, als ob er auch dazu gehöre. Solche Noth hatte man in jener Revolutionszeit bei einem zweiten Flötisten; nun denke man sich, wie es erst zugehen mochte, wo es das Engagement eines Helden oder eines Tyrannen und Bösewichtes galt, oder wenn gar eine Primadonna ihr angeborenes „Recht auf Arbeit" behauptete!

Ich ersuchte unsern etwas erstaunten Kapellmeister, er möge den fremden Flötisten nur ein wenig die zweite Stimme blasen lassen, das Weitere

werde sich schon finden und stellte mich mit dem Lord in den Hintergrund des Parterres. Was vorauszusehen war, geschah: schon nach zehn Minuten legte der Franzose ganz sacht die Flöte aufs Pult, um ohne Abschied im Halbdunkel des Corridors zu verschwinden. Er ist auch nicht wiedergekommen. Er hatte weder den Kapellmeister verstanden noch die deutschen Stichworte der Recitative, und, was das Merkwürdigste von Allem, er hatte nicht einmal ordentlich Flöte blasen können.

Mein Begleiter triumphirte, doch nur im Stillen; denn er war ein zu feiner Weltmann, als daß er sich äußerlich etwas hätte merken lassen; um so beschämter ging ich an seiner Seite aus dem Theater. In gutem Deutsch und schlechtem Französisch hatte ich so lebhaftes nationales Selbstgefühl bekundet, ich hatte so gute Gründe entwickelt und die socialistische Lehre vom Rechte der Arbeit so beredt widerlegt: dennoch gelang mir's in einer Stunde mit tausend Worten nicht fertig zu bringen, was diesem nüchternen Leipziger ohne ein einziges Wort in acht Minuten gelungen war.

Allein ich beschloß, meine Niederlage zu rächen;

der nächste Anlaß mußte erlauscht werden, um dem Lord einen Gegendienst zu leisten, der ihm zeige, daß auch ich überlegenen Mutterwitz besitze. Und ich kannte jene schwache Seite, wo nun er wiederum Gefühlspolitiker war.

Unter diesen Gedanken beschlich mich aber ein geheimes Geständniß eigener Art. Wir wissen doch Niemand gleißnerischer zu belügen und zu betrügen als uns selbst. Ich hatte vorhin so stolz darauf gepocht, wie man den Franzosen klar machen müsse, daß sie in Deutschland deutsch zu lernen haben. Und ganz gewiß mit aus diesem Grunde drängte ich anfangs jedes französische Wort von meinen Lippen zurück. Allein der Grund war leider nicht der einzige gewesen. Ich war einmal mit einem Franzosen über den Bodensee gefahren, und gleich bei der Abfahrt reichte mir derselbe die Speisekarte des Dampfbootes, auf welcher ganz unten „Wurst“ geschrieben stand und fragte mich was Wurst sey? und ich sann und sann, wie Wurst auf französisch heiße und zermarterte mein Gedächtniß über die ganze Breite des Bodensees, und als wir in Rorschach ausstiegen, wußte ich immer noch nicht,

wie eine Wurst auf französisch heißt. Jeder Handlungsreisende hätte das Wort augenblicklich gewußt, aber wer auf gelehrten Schulen französisch gelernt hat, dem ist dieses geheimnißvolle Wort gar nie vorgekommen. Man hatte uns zur idealen Literatur, vorab in die Hallen der großen Tragiker geführt und Corneille und Racine konnte ich halb auswendig; in der klassischen Heldensprache des siebzehnten Jahrhunderts hätte ich mich mit dem Franzosen nicht blos über die Breite, sondern auch über die ganze Länge des Bodensees unterhalten können, und die Worte, wie fatal hymen, beau feu, pudique flamme, crime, supplice, succès déplorable, innocent et coupable wären mir nur so von selber zugeströmt, allein von einer Wurst war in den erhabenen Alexandrinern niemals die Rede gewesen.

Seit jenem Erlebnisse fürchtete ich mich ein wenig vor dem leichteren französischen Conversationston, denn derselbe konnte unversehens zu Würsten und ähnlichen Dingen führen. Ehrlich gesagt, war es dann vorhin auch eben diese heilige Scheu, welche mich neben meinem deutschen Selbstgefühle bewogen

hatte, dem französischen Flötisten anfangs kein französisches Wort zu gönnen. Dieses Selbstgeständniß machte ich mir aber nur ganz in der Stille: der kluge Leipziger brauchte nichts davon zu wissen. Zugleich wurde mir der volle Gegensatz seiner realistischen und meiner idealistischen Natur bei diesem einen Zuge recht leuchtend klar. Und diesen Mann wollte ich in praktischem Mutterwitz besiegen?

Ich sah ihn fragend an, recht als müsse ich ihm meine stille Frage ins Gesicht hinein schauen. Er bemerkte etwas verwundert den großen Blick, der auf seinen Augen ruhte und forschte nach dem Grunde.

Ich trat einen Schritt zurück und fragte: „Wissen Sie, wie „„Wurst““ auf französisch heißt?“

Und richtig, ohne sich eine Sekunde zu besinnen, antwortete er ganz gelassen: „saucisse,“ — als ob das so gar nichts wäre!

Da hatte ich's! Dieser Lord hatte nicht halb so viele französische Dichter, Philosophen und Historiker des großen Styles gelesen wie ich, und doch wußte er augenblicklich wie eine Wurst auf französisch heißt, und würde ich ihn weiter gefragt haben, wie denn

ein Schwartenmagen heiße, er hätte es ohne Zweifel auch gewußt.

Mir sank der Muth, ob ich einem solchen Manne Schach bieten könne! Dennoch beschloß ich's zu wagen.

Er trat nun aber auch seinerseits einen Schritt zurück und sah mir mit großem, durchdringendem Auge ins Gesicht. Errieth er wohl meine Gedanken? Doch nein, es war etwas Anderes. „Hüten Sie sich vor dieser Sylvia Rutland!“ sprach er, „sie ist eine ganz mittelmäßige Schauspielerin.“ Mit dem Warnungsrufe verschwand er zwischen den Säulen der Vorhalle.

Was der Lord nicht Alles wußte! Ich hatte bis zum heutigen Tag in meinem Leben noch von keiner Sylvia Rutland gehört; aber ihm war Alles bekannt, saucisse und Sylvia Rutland und was man sonst nur zu wissen begehrte.

Ihm zum Trotz beschloß ich jedoch, Sylvia Rutland vor der Hand für nicht mittelmäßig zu halten und ging mit diesem wohlwollenden Vorsatze zu der verlassenen Dame ins Direktions-Zimmer zurück.

Drittes Kapitel.

„Die Rutland," wie man im Theaterstyle spricht, harrte geduldig in Hut und Mantel auf dem krebsrothen Sopha; das nette Hütchen war nur so weit zurückgeschoben, daß man eine seltene Fülle blonder Locken halb sah, halb ahnte — ächte Locken ohne Zweifel, reines eigenes Haar. Die Wünsche der fremden Künstlerin erriethen sich leicht: sie wollte bei uns spielen, wenn's glückte, auf Engagement.

Man fragt da natürlich vorab nach der bisherigen Stellung, nach den bereits „stehenden" Rollen und, will man artig zum Selbstlobe das Wort geben, nach errungenen Erfolgen, an welchen es ja, wenigstens in der Einbildung der Künstler, niemals fehlt.

Merkwürdigerweise besaß Sylvia Rutland solche Erfolge nicht einmal in der Einbildung. Sie war nur erst auf kleinen Bühnen aufgetreten und gastirte

augenblicklich in Mainz; „aber ach," fügte sie hinzu, „ich habe leider das Unglück, dort nur Wenigen zu gefallen, und, ehrlich gesagt, ich wurde in meinem Leben noch niemals durch allzu lauten Beifall betäubt." Sie sprach das höchst anmuthig, halb lächelnd — prächtige blendend weiße Zähne! — halb erröthend.

Diese Art, sich zum Gastspiele zu empfehlen, war mir noch nicht vorgekommen. Sonst zählen Einem die Damen wohl dar, wie viele Lorbeerkränze ihnen „geworfen" worden sind, auch war mir schon öfters ein Album von Lobrecensionen überreicht worden, aus den Zeitungen geschnitten und sehr geschmackvoll zusammengeklebt; — allein daß eine Schauspielerin, und vollends von kleinen Bühnen, mit dem Geständnisse ihres Mißerfolges mich begrüßte, das war mir neu. Ja sie sprach dabei nicht einmal von jener unvermeidlichen bösen Nebenbuhlerin, die das Publikum aufwiegelt, kabalirt, intriguirt und Schuld an all dem Unheile ist, welches man nun doch nicht abläugnen kann.

Allein konnte diese Naivetät nicht gerade die feinste Komödie sein? Fräulein Rutland hat sich

über meine Person unterrichtet, dachte ich; sie weiß wer vor ihr steht: einem gewöhnlichen Theatermanne würde sie vom Gerufenwerden, von Beifallsstürmen, allerhöchst befohlenen Audienzen, brechend vollen Häusern und ähnlichen schönen Dingen erzählt haben; bei mir kokettirte sie mit bescheidenem, offenherzigem Wesen. Doch wenn dem so war, um so besser: zeigte sie dadurch nicht, daß sie eine „denkende Künstlerin“ sey und daß sie vorab ihr Fach, das naive Fach, zu spielen verstehe?

Ihren harmlosen Ton aufgreifend, fragte ich ohne Umschweif: „Warum gefallen Sie denn nicht?“

Ich erwartete wiederum eine originelle Antwort, allein ich täuschte mich: die Aermste bekam überall zu unbedeutende Rollen! — Ja wohl! so spricht jeder mittelmäßige Mensch auf dem Theater und im Leben; wer aus eigener Schwäche nicht in die Höhe kommen kann, dem hat allemal der Direktor die rechte Rolle vorenthalten.

Aber sie fiel mir in den Gedanken, bevor ich noch das passende Wort dafür fand. „Mißverstehen Sie mich nicht! Ich begehre keine große Rolle, begeistert spiele ich auch die kleinste; aber die nichts-

sagenden, marklosen, geistlosen Rollen ruiniren mich. Und darum sind auch die Theaterdirektoren gar nicht schuld an meinem Unheil" — sie machte eine verbindliche Verbeugung gegen mich: reizender Rhythmus der Armbewegung! — „sondern die schwachen Dichter. Ich bin fort und fort verdammt, jene Liebhaberinnen zu spielen, die von den Poeten nur darum erfunden werden, weil man in jedem Bühnenstücke, den Joseph in Egypten ausgenommen, eine Liebschaft braucht, jene zierlichen Puppen, blöden Backfische, wohlerzogenen Töchter, die im ersten Akte auftreten, damit man sie im letzten verheirathen könne, deren ganzer Charakter in einem hübschen Gesicht und modernster Garderobe besteht, Gestalten, welche ich auf der Straße nicht von weitem ansehen mag, und in d i e soll ich mich versenken, hineinstudieren, die soll ich darstellen! Bei Kotzebue, Töpfer, Blum, Scribe, bei allen Talenten und Halbtalenten der Poesie wimmelt es von diesen nichtigen Figuren; bei den genialen Meistern, bei Shakespeare, Schiller, Goethe finden Sie keine einzige. Ein großer Dichter mag kleine Frauenrollen zeichnen, aber ganz gewiß keine unbedeutende,

undankbare, welche die Künstlerin lähmt und entgeistet."

Ich sann einen Augenblick, ob sie da wohl recht habe? Das feurige Spiel ihrer großen blauen Augen, womit sie jeden Satz begleitete, war in der That überzeugend, und mit dem Uebrigen durfte man's wohl minder genau nehmen, denn als Professorin der Aesthetik wollte Fräulein Rutland ja nicht gastiren.

Aber sie war jetzt im Flusse, sie fuhr schon wieder fort: „Wie beneidete ich unlängst eine Schauspielerin, welcher die kleinste Rolle in Lessing's Minna von Barnhelm zufiel! „„Eine Dame in Trauer."" Sie hat nur zwei kleine Scenen; Lessing hielt es nicht einmal der Mühe werth, einen Namen für diese Dame zu erfinden; allein welche Scenen, und wie wollte ich sie spielen!"

„Die Rolle schlägt in's alte Fach," entgegnete ich, „Sie sind ein Mädchen von neunzehn Jahren."

„Vierundzwanzig!" verbesserte sie. — (Ich staunte; eine solche Correctur war mir wiederum ganz neu.) — „und wollte mich Lessing zu Ehren leicht noch um fünfzehn Jahre älter machen."

„Sehen Sie sich vor! Minna von Barnhelm steht für nächste Woche auf dem Repertoire. Dürfte ich Sie beim Worte nehmen?“

„Das dürfen Sie!“ sprach das Mädchen rasch und entschlossen und reichte mir die Hand, — es war ein äußerst feines, wohlgeformtes Händchen — und drückte die meinige recht herzhaft.

Aber bei diesem Händedruck überlief mich's auf einmal heiß. Ich war bis dahin nur so als psychologischer Beobachter mitgegangen, jetzt fiel mir's plötzlich ein, daß ich Mitglied der Theatercommission sey. „Dürfte ich Sie darum bitten,“ wiederholte ich mit schärfster Betonung des Conjunctivs, „für den sehr zweifelhaften Fall nämlich, daß sich das Plenum der Commission überhaupt veranlaßt sähe, Ihnen ein Auftreten auf unserer Bühne zu gestatten.“

Bei diesen Worten war es, als ob eine kühle Zugluft durch das Zimmer streiche und mit dem langsam niedergleitenden Tonfall meines Schlußsatzes glitt auch ihre schöne Hand ganz langsam aus der meinigen.

Sie sah mich recht verblüfft an und recht

betrübt; sie dauerte mich. Also suchte ich rasch und höflich den Faden des Gesprächs wieder aufzugreifen und fragte, wie sie denn eigentlich zu jenen verhaßten nichtigen Rollen gekommen und warum sie darin stecken geblieben sey?

Ihre Antwort war ein Stück Lebensgeschichte; sie erzählte dieselbe geschmackvoll, denn sie erzählte schlicht und kurz; ich hätte gerne noch mehr gehört. Sylvia war ein ächtes Theaterkind, sie war im Theater zu *** geboren, wo ihr Vater das Doppelamt des Thürhüters und Calicanten verwaltete. Mit fünf Jahren schon spielte sie Kinderrollen und wuchs dann allmälich in das Fach der Pagen und der bösen Buben hinein, welches man auf der Bühne den Mädchen überlassen muß, weil die wirklichen Buben zu hölzern sind; mit fünfzehn Jahren wurde sie versuchsweise jugendlichste Liebhaberin, übernahm aber auch nebenbei noch Genien, Engel und die große Meerkatze in Goethe's Faust, welche der Hexe zum Pulte dient und die Fackel hält. So war die Bühne im Doppelsinne Sylviens Heimathaus gewesen und sie selber aus den Kinderschuhen heraus zum „brauchbaren Mitgliede"

großgewachsen. Brauchbares Mitglied ein fürchterliches Wort! Rollen, welche jedmögliche Spielgewandtschaft heischen, aber keinen Geist, keine schaffende Kraft, mißliche Rollen, in welchen man beliebte Künstler nicht abnützen will, Rollen, welche man braucht, ohne daß ein Mensch dem Darsteller seine Mühe dankte, — das sind die eigensten Aufgaben der brauchbaren Mitglieder. Wehe dem Schauspieler, der einmal in diesen Kreis der Brauchbarkeit gebannt ist! man braucht ihn bis er sich völlig verbraucht hat, aber aufrücken zu wahren Kunstaufgaben läßt man ihn unendlich selten. Wagt er's je aus verzweifelter Selbsthülfe, so zeiht ihn das Publikum der Anmaßung. Niemand glaubt an ein brauchbares Mitglied, Niemand erwärmt sich für dasselbe. Sie büßen die Sünden der schwachen Dichter, wie Sylvia so treffend bemerkt hatte. Und war es nicht das Zeichen einer feiner angelegten Natur, daß die Tochter des Theaterdieners, die es doch vergleichsweise recht weit gebracht in demselben Hause, wo ihr Vater die Thüre hütete, die es zu schöner Gage gebracht, zu schönen Kleidern, langen Rollen, sich dennoch unglücklich fühlte, weil sie die

dichterische Hohlheit ihrer Aufgaben tief empfand? Wer sich einmal in dem bösen Zauberbanne der brauchbaren Mitglieder verfangen hat, dem hilft nur Luftwechsel, Ortsveränderung. Er muß an einer fremden Bühne mit ganz neuen Versuchen beginnen. Das beabsichtigte Sylvia mit ihrem Mainzer Gastspiel, aber sie erreichte es nicht. Wie ein Steckbrief laufen dem Schauspieler die Berichte der Theateragenten voraus, in welchen das genaue Signalement geschrieben steht, wie die fragliche Person aussieht, wie alt und groß sie ist, wie schön, wie gewandt und dann weiter, was sie alles bisher getrieben hat; da findet sich dann auch jenes verrätherische Rollenverzeichniß, woran man sofort das brauchbare Mitglied erkennt. Und die Directionen halten es ihrerseits wieder für bare Anmaßung, wenn das Mitglied, welches anderswo brauchbar war, bei ihnen nun einmal nicht blos brauchbar sondern auch künstlerisch wirken möchte. Sie drücken es zurück in seine alte Sphäre.

So hatte denn auch Sylvia Rutland in Mainz alsbald wieder jene hübschen Puppen, jene vielredenden und nichtssagenden Liebhaberinnen spielen

müssen, vor welchen es ihr grauste, und sie hatte mittelmäßig gespielt und wenig gefallen.

Dies Alles erzählte mir das Mädchen gar anmuthig, mit Geist und Laune. Sie konnte sich selbst ganz vortrefflich spielen, und sprach sie auf der Bühne nur halb so fesselnd wie im Directionszimmer, so war ihr Glück gemacht. Ich erkundigte mich nach den Stücken, in welchen sie bei ihrem Mainzer Gastspiele noch aufzutreten habe, — es waren ein paar platte Lustspiele, deren „Liebhaberinnen" in der That keinen Anlaß boten zur Entfaltung eigenthümlicher Gaben.

Aber Fräulein Rutland hatte in der nächsten Woche zum Beschlusse ihres Gastcyklus noch einen Benefizabend; da durfte sie sich Stück und Rolle frei wählen. Ich forderte sie auf, bei diesem günstigen Anlaß ihr Bestes frisch und muthig einzusetzen.

„Wählen Sie selber für mich!" rief sie, und erhob sich begeistert von ihrem Sitze, wie von einer Eingebung erleuchtet.

Die Schmeichlerin! Wie fein wußte sie meine Eitelkeit bei der schwächsten Seite zu packen. So dachte ich, ging aber doch gerührt auf ihren Wunsch

näher ein und bat um Angabe der möglichen Rollen. Es war wenig Erbauliches darunter; ganz zum Schlusse nannte sie verschämt und halblaut das Klärchen im Egmont, in dem Tone wie man etwas sagt, um es eigentlich nicht gesagt zu haben.

„Sie wollen den Bann der brauchbaren Mitglieder durchbrechen;“ sagte ich rasch einfallend, „greifen Sie zum Egmont! Aber bedenken Sie, daß Goethe ein Klassiker ist, und Klassiker werden vor leeren Bänken gespielt. Sie erkaufen eine große Rolle mit einem kleinen Benefiz!“

Sylvia Rutland aber entgegnete: „Sie haben gewählt und ich ergreife ihren Ausspruch als ein glückverheißendes Zeichen!“

Nun waren wir zum zweitenmale auf dem Punkte angelangt, wo ich ungesäumt das Mitglied der Theatercommission mußte in den Vordergrund treten lassen. Also brach ich das Gespräch recht artig ab und versprach ihre Wünsche meinen Collegen vorzutragen und ihr brieflich Antwort zu senden.

Sie war so klug, ihrerseits gleichfalls augenblicklich auf den reinen Geschäftston einzugehen und sich mit der formellsten Höflichkeit zu verabschieden,

doch nicht ohne einen Blick, in welchem ich den Triumpf errungenen Erfolges zu lesen glaubte.

Wahrlich der Lord hatte Recht, als er vorhin den Finger warnend aufhob: ich mußte mich hüten vor dieser Sylvia, hüten, nicht vor ihrer anmuthigen Person — denn damit der Leser nicht von vornherein auf ganz falsche Fährte geräth, sey hier bemerkt, daß ich als junger Ehemann in den ersten voll befriedenden Jahren der eigenen Häuslichkeit lebte und meine Brust gepanzert fühlte gegenüber dem schönsten Theaterkinde, — aber hüten als Mitglied eines dirigirenden Bühnencomité's.

Unrecht hingegen hatte der Lord, wenn er die Rutland eine mittelmäßige Schauspielerin nannte. Sie hatte ja ganz wundervoll Komödie mit mir gespielt und aus ihrer eigenen Person die reizendste Rolle des naiven Faches geschaffen. Darum durchzuckte mich denn aber auch sofort der Gedanke, gerade bei dieser Rutland dem Lord zu zeigen, daß ich ihm wiederum in einer ganz besonderen Art von Mutterwitz überlegen sey; verstand er sich besser auf französische Flötisten und französische Würste, so sollte er nun erfahren, daß ich mich besser

auf deutsche Schauspielerinnen vom naiven Fach verstehe.

Ob aber Sylvia wohl meinem Rathe folgen und das Klärchen vor leerem Hause zum Benefiz wählen werde? Ich zweifelte stark daran. Ihre Wahlfrage war nur ein guter Einfall in der Lustspielscene gewesen, welche sie mit mir aufgeführt. Und im Allgemeinen muß man im Theater jeder Portion Vertrauen immer die gleiche Portion Mißtrauen zusetzen, und hat man Beides, wie gewisse Mixturen aus der Apotheke, gut durcheinander gerüttelt, dann nehme man einen Eßlöffel voll.

Viertes Kapitel.

Mein Vorschlag, Fräulein Rutland drei Rollen versuchsweise auf unserer Bühne darstellen zu lassen, fand bei der Commission wenig Anklang. Die Probe, welche mir die Dame unter vier Augen gespielt, erschien doch nicht ganz maßgebend; weitere Nachrichten vom benachbarten Theater bestätigten, daß ihre Leistungen ungleich seyen und von getheiltem Erfolge begleitet. Die stehende Wiesbadener Hofbühne galt für vornehmer als die Mainzer Provinzialbühne, welche damals unter wechselnden Unternehmern blos im Winter spielte, und der Wiesbadener Geschmack beanspruchte den Ruhm einer feineren kritischen Zunge: sollte nun eine Künstlerin, welche den Mainzern nicht einmal ganz genügte, für die Wiesbadener gerade gut genug seyn?

So blieb die Sache liegen und kam mir fast ganz aus dem Sinne.

Nach einiger Zeit überraschte es mich, einen Mainzer Theaterzettel zu Hause vorzufinden: er kündigte Egmont an zum Benefize für Fräulein Sylvia Rutland auf den nächstfolgenden Tag. Wir standen mit Mainz nicht auf dem Fuße des Zetteltausches, überhaupt auf gar keinem Fuße, und jener Zettel war durch einen gewissen Herrn Scholl überbracht worden, welcher in seiner Heimath politisch stark compromittirt, seit etlichen Monaten sich in Wiesbaden aufhielt, wo er als Privatlehrer ein äußerst kümmerliches Leben fristete und zugleich auf allen Volksversammlungen der Umgegend als ein rechter Sturmprediger sich hervorthat. Daß Sylvia wirklich den Egmont gewählt hatte, war merkwürdig, aber daß Scholl die Schwelle meines Hauses überschritt, um mir einen Theaterzettel sammt seiner Visitenkarte zu überbringen, war noch viel merkwürdiger. Denn Scholl gehörte zum demokratischen Verein und ich zum Vereine „für Freiheit, Gesetz und Ordnung,“ und Hunde und Katzen pflegen sich doch sonst nicht mit Visitenkarte zu

besuchen. Wenige Tage vorher hatte meine Mutter, die, allen politischen Händeln fremd, als die stillste Wittwe in einem zwölf Stunden entfernten Städtchen wohnte, ihre Kabisköpfe nicht können zu Sauerkraut einschneiden lassen, weil die beiden demokratischen Krautschneider des Ortes sich weigerten das Kraut einer Frau zu schneiden, die einen so reactionären Sohn geboren hatte, — und nun brachte mir dieser Hauptdemokrat gar einen Theaterzettel ins Haus! Dahinter schlummerte ein Geheimniß.

An demselben Tage, da Fräulein Rutland mir durch den Theaterzettel gedruckt bewies, daß sie wenigstens mit nicht gewöhnlichen Mitteln mit mir spiele und also vielleicht auch ihre andern Rollen ungewöhnlich zu fassen verstehe, — an demselben Tage meldeten sich zwei unserer Schauspielerinnen krank. Das ganze Wochenrepertoire gerieth ins Schwanken, vorab mußte Minna von Barnhelm, welche für nächsten Freitag bereits „stand," nun ohne Zweifel fallen, wenn wir nicht in aller Geschwindigkeit eine „Dame in Trauer" entdeckten. Ich erzählte den Vorschlag, welchen ich neulich Fräulein Rutland in Betreff dieser „Dame" gemacht,

und wie das kühne Mädchen frischweg eingeschlagen habe, und jetzt wurden auch meine kälteren Collegen gespannt auf diese originelle Sylvia. Nur unser Regisseur schüttelte den Kopf: er war dramaturgischer Legitimist, und solch revolutionäres Umstürzen aller überlieferten Fachschranken schien ihm höchst gefährlich. Allein man spielte damals Komödie in der Revolution, warum durften wir nicht auch Revolution in der Komödie spielen? Er ward überstimmt. Die Rutland sollte gastiren, vorausgesetzt, daß sie in Mainz das Klärchen mindestens eben so originell gäbe, wie sie das naive Theaterkind auf dem Wiesbadener Directionsbureau gegeben hatte.

Also wählten wir aus unserer Commission einen engeren Ausschuß von drei Mitgliedern, in welchem ich als verantwortlicher Anstifter natürlich nicht fehlte. Wir sollten übermorgen (Donnerstag) nach Mainz gehen, die Leistung des Klärchen prüfen, und dasselbe günstigen Falles gleich mitbringen, da wir's für den Freitag ja höchst nothwendig als Dame in Trauer brauchten. Ein kecker Handstreich; allein es war nun einmal das Jahr der kecken Handstreiche.

Kaum hatten wir diesen Beschluß gefaßt, so machte ich dem Lord meinen Besuch und brachte unvermerkt die Rede auf Fräulein Rutland. Ich ließ durchblicken, daß wir ganz besondere Pläne mit dieser Künstlerin hätten, und bemerkte nebenhin, daß sie keine mittelmäßige Schauspielerin sey, sondern vielmehr eine ungewöhnliche, ob aber ein Komet am Bühnenhimmel oder nur eine Sternschnuppe, der rasch verlöschende Splitter eines Kometen, das werde sich wohl übermorgen bei dem Wagestück der Goethe'schen Rolle zeigen.

Ich hielt ein. Der Lord schwieg gleichfalls eine Weile, dann sagte er höchst gleichgültig und gelangweilt: „Sternschnuppen als Kometensplitter, das ist eine verschollene Hypothese Chladni's, die jeder tieferen Begründung entbehrt.“ — Der Mann wußte Alles.

„Die Rutland,“ fuhr ich fort, „ist ein psychologisches Phänomen, vielleicht auch ein künstlerisches. Und es reizt Sie nicht, mit uns über dieses Vielleicht ins Klare zu kommen?“

„Hier liegen meine Reiche!“ rief der Lord und seine langen Arme wurden noch länger, indem er

sie über den Tisch breitete, der mit einem Haufen von Büchern und Flugschriften bedeckt war. „Ich schreibe, wie Sie wissen, an einem Buche über den Kredit und stehe bei dem schwierigen Kapitel von den Schuldgesetzen. Hier der Sachsenspiegel, dort das kanonische Recht, da drüben die klassischen Autoren, Plutarch, Demosthenes, Xenophon und Niebuhr und Savigny dazu: was soll mir Sylvia Rutland unter ihnen? Freund, die Wissenschaft ist so endlos groß, man muß sich sammeln, beschränken, und ich rathe Ihnen das Gleiche zu thun! Sonst genügte es, einen Stoff wie diese Schuldgesetze, historisch bis zu den Griechen und Römern zu verfolgen, dann drang man auch ins Mittelalter; heute aber müssen wir noch den Orient dazu erobern, die Wiege der Menschheit. Kennen Sie die Schuldgesetze der Chinesen, der Inder und Perser? Ich jage ihnen nach, erhasche aber sehr wenig, und über die Malayen habe ich noch gar nichts gefunden. Schaffen Sie mir einen malayischen Code de commerce, sein Anblick würde mich gegenwärtig zauberhafter fesseln als die schönste Schauspielerin in ihrer schönsten Rolle."

„Sie haben recht," entgegnete ich, „bleiben Sie zu Hause! wir müssen uns sammeln, ein Jeder nach seiner Art. Die Theorie des Credits studirt man nicht bei den Schauspielerinnen, und die Lex Poetelia liegt Ihnen näher als alle Poeten. Anders steht es mit mir. Ich studire die Psychologie des Volkes und des Individuums, darum gehe ich in den Landtag, ins Schwurgericht, auf den Markt, ins Theater und so ein neckisches Theaterkind wie diese Sylvia kann mir für meine Quellenforschungen wichtiger seyn als das ganze kanonische Recht. Meine concentrirten Studien unterscheiden sich von den Ihrigen im Grunde nur durch das anziehendere Material."

Unser Lord war doch das Muster eines zukunftreichen jungen Mannes. Er hatte auf den Schulen immer den ersten Platz und die ersten Noten gewonnen und summa cum laude promovirt, er war der zunftgerecht gediegene Arbeiter, wie er seyn soll, er mußte gewiß dereinst noch ein großer Gelehrter werden. Uebrigens war ich jetzt fest überzeugt, daß er ein besonderes Interesse an Sylvia Rutland nahm und im Egmont gewiß nicht fehlen

werde, ja ich schöpfte den gegründeten Verdacht, der Lord habe auch in den letztvergangenen Wochen schon das Mainzer Gastspiel der Rutland mit noch größerem Eifer verfolgt als die Schuldgesetze des Orients. Denn so kalt und ablehnend sprach er nicht umsonst von einer schönen Schauspielerin.

Am Donnerstag fuhren wir, der „engere Ausschuß," verstärkt durch den Regisseur als sachkundigen Beirath, nach Mainz zum Egmont. Dem ältesten meiner beiden Collegen war es recht schwer geworden, an der Expedition theilzunehmen, denn der würdige Mann hatte am Vormittage sein fünftes Kind taufen lassen; doch ein Jeder von uns faßte sein theatralisches Ehrenamt als ernste Pflicht selbst am Kindtaufstage.

Wir erreichten die Nachbarstadt noch zeitig genug, um uns zum kritischen Werke durch einen Trunk stärken zu können, nicht aristokratischen Weines, sondern demokratischen Bieres, wie es dem Geiste der Zeit entsprach. Zum besten Biere aber führte Einen damals in Mainz wiederum ein Fingerzeig öffentlicher und volksthümlicher Kritik. Eine Anzahl Kenner hatte sich nämlich zu einer Art Bier-

commission constituirt, die parteilos und rein ehrenhalber prüfte, wo das beste Bier geschenkt wurde und dann allwöchentlich das Ergebniß ihrer Forschung in Plakaten an den Straßenecken kundgab. Auf einem großen weißen Blatte stand mit mächtigen Typen blos die Hausnummer des betreffenden Wirthes, eine Hieroglyphe für den Fremden, aber ein höchst wohlthätiger Wegweiser für das durstige einheimische Volk. Wir folgten diesem Wahrspruch schon darum, weil uns eine gewisse Verwandtschaft jener Biercommission mit unserer Theatercommission anheimelte.

Vergebens spähete ich nach einem der Vehmrichter des Bieres in der dämmerigen, überfüllten Kneipe, fand aber statt dessen alsbald das wohlbekannte Gesicht unseres Lords, welcher zu spät den Kopf zur Seite wandte. Als er sich entdeckt sah, kam er dann höchst ungezwungen herbei und begrüßte mich mit dem Zuruf, ich hätte es auf dem Gewissen, daß er nun doch sich aufgemacht habe, um das „psychologische Phänomen“ als Klärchen zu sehen und scherzte über sich selbst und seine Launen.

Also hatte ich ihn richtig durchschaut.

Wir gingen zusammen ins Theater, der Lord nahm seinen Platz neben uns: Auswahl von Plätzen war noch genug vorhanden, das Haus klassisch leer. Man beklagte im Publikum die arme Beneficiantin, allein warum habe sie auch so unklug und anmaßlich gewählt?

Das Stück machte einen Eindruck, den wohl nur Wenige erwartet hatten: Egmont im Jahre 1848 und Egmont in der vormärzlichen Zeit waren zwei ganz verschiedene Dramen. Die Volksscenen wirkten hinreißend lebensfrisch, es war als habe der Dichter jeden Zug unserer eigenen Gegenwart abgelauscht, aber auch die Schauspieler gaben ihren Vansen, Jetter, Soest wunderbar getreu nach der Natur: liefen ihnen doch die Originale auf der Gasse und im Wirthshause täglich über den Weg. Die idealen männlichen Charaktere, Egmont und Oranien, wurden freilich schwach gespielt und obendrein gedrückt und verdunkelt von den naturalistischen Männern aus dem Volke. Dafür hob sich Klärchen um so lichter und reiner ab.

Zwar konnten mich die Scenen des ersten Aktes mit der Mutter und Brackenburg nicht ganz befrie-

digen. Der „tolle Springinsfeld," wie die Mutter ihr Klärchen bezeichnet, trat etwas zu lebhaft hervor, die zarteren Töne versagten hier und da. Das Publikum war aber doch erwärmt, überrascht, es hatte sichtbar weit Schwächeres erwartet und brach in jenen ächten Beifall aus, der mit Einem Schlag alle Hände bewegt. Man fühlte dieser Schauspielerin an, sie ist eine Natur, eine Kraft, sie kommt plötzlich in ihr rechtes Element, sie regt die Schwingen, wobei sie freilich mitunter noch etwas zu heftig flügelt und flattert.

So genügten denn diese ersten Scenen schon, uns für ein Gastspiel zu entscheiden. Ich ging mit unsrem Regisseur, vor dessen bekannter Gestalt sich jede Pforte öffnete, zum Bühnenraum. Sylvia war bald gefunden, freudestrahlend über den guten Erfolg; sie schien uns fast erwartet zu haben. Wir gratulirten, und da Klärchen im zweiten Akte nicht auftritt, so setzten wir uns selb drei etwas seitwärts unter die Donnermaschine, wo wir gemüthlich unsere Verhandlungen begannen, indeß die Volksmänner, dann Egmont und Oranien, nebenan weiter spielten.

Wir boten sechs Gastrollen mit höchst mäßigem Honorar — die Theaterhonorare hatten damals Revolutionscurse und standen noch tiefer als die österreichischen Metalliques. Sylvia war mit Allem zufrieden, nur begehrte sie die sechste Rolle als halbes Benefiz. Das durften wir nicht zugestehen, es ging gegen Brauch und Grundsatz, unsere Abonnenten mit solchen Benefizen, dem Krebsschaden der kleinen Bühnen, zu verstimmen. Eher wollten wir uns zu etwas besserem Honorar erheben; allein Sylvia beharrte auf ihrer Forderung. Wir redeten lange herüber und hinüber, der kurze zweite Akt war zu Ende, der Zwischenakt abgelaufen, der Inspicient winkte, Sylvia flog von der Donnermaschine auf die Scene, der Vorhang ging in die Höhe, und diese selbe Sylvia, welche eben noch die Worte „halbes Benefiz," „Abonnenten," „geringe Gage" zwischen den Lippen hatte, sang „Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll seyn" mit einer Innigkeit und kindlichen Wahrheit der Empfindung, daß es uns recht durch's Herz zitterte! Solch ein Uebergang war nur der geborenen Schauspielerin möglich, dem Theaterkinde, welches auf der Bühne großgewachsen war.

Im dritten Akte steigender Beifall. Unübertrefflich schön spricht sie die Worte: „So laß mich sterben! Die Welt hat keine Freuden auf diese!“ Sie hatte sich das halbe Benefiz mit diesem Ausruf gewonnen. Unter dem unmittelbaren Eindrucke desselben gingen wir Kunstrichter hinaus auf den Theaterplatz, um uns freier austauschen, berathen und beschließen zu können. Der Lord ging natürlich auch mit. Es war ein erhebender Augenblick, als wir so seelenvergnügt über den köstlichen Fund im Mondschein unter dem Guttenbergs-Denkmal standen; der alte Johannes Gensfleisch schien unserm Rathe zu präsidiren, und unter seinem Vorsitz beschlossen wir auf die Forderung der Rutland einzugehen, sofort mit ihr abzuschließen und sie wo möglich noch heute Abend nach Wiesbaden mitzunehmen; denn wir fürchteten, der Mainzer Direktor möge nach dem ganz unerwarteten Erfolg am Ende noch mit neuen Anträgen in die Quere kommen. Wir waren sämmtlich sehr aufgeregt, aber der Lord schwärmte doch am tollsten.

Ich kehrte mit unsrem Regisseur hinter die Kulissen zurück. Doch war es uns nicht möglich, die

Schauspielerin vor dem Beginn des fünften Aktes wieder zu sprechen. Mit der drängenden Dramatik des Stückes wurde nun auch die Dramatik unserer Scenen hinter der Scene immer drängender.

Erschütternd wirkte Sylvia, als sie die Bürger vergebens zur Befreiung Egmonts aufrief: hier gipfelte ihre Kunst. Es war nicht das gewaltige Pathos einer großen Tragödie, es war ein verzehrendes Feuer, welches in einem kindlich innigen Gemüth nur einmal, nur unter ganz ungeheuren Kämpfen entfacht wird, dann aber auch um so wilder lodert und das zarteste Weib zum Manne macht. Sylvia spielte die Scene, als ob sie nur gerade diesmal so mächtig spielen könne, als ob sie solch eine Lage selber schon erlebt habe. Nicht vorhin, wo ihr Brackenburg das Garn hielt und wo andere Klärchen naiv sind, sondern erst jetzt war sie wirklich die Schauspielerin vom naiven Fach, und gerade dies wirkte so tief in dem stürmischen Pathos. Ein endloser Jubel der Zuschauer schallte zu uns herüber.

„Komm', Brackenburg, nach Hause! Weißt Du, wo meine Heimat ist?" — als Sylvia mit diesen

Worten in die Kulisse trat, wollte ihr mein Begleiter, unser Regisseur, gleich entgegeneilen, um den Vertrag richtig zu machen. Ich hielt ihn am Arme zurück: „Nicht jetzt! Mann! wie können Sie unter der Wucht solchen Eindruckes gleich wieder vom halben Benefiz sprechen! Dieses Klärchen wird Sie vernichten!"

„Sie vernichtet uns nicht," entgegnete er lächelnd. „Wir haben Eile! nur noch Egmonts Monolog, dann jagen sich die Schlußscenen, die Rutland muß sich noch einmal umkleiden, jetzt kann sie mit uns reden."

„Aber ich kann es jetzt nicht!" rief ich wüthend und hielt ihn fest zurück. Er sah mich kopfschüttelnd an, als wolle er sagen: da sieht man doch den Neuling im Bühnenleben!

So verstrich die kostbare Zeit, und wir mußten warten, bis sich Klärchen vergiftet hatte. Nachdem sie das Gift genommen, kamen wir dann auch sofort mit unsrem Vertrag und allen Zugeständnissen. Sie schlug gar fröhlich ein. Die Töne der Beethoven'schen Musik sangen ihr eben die Todesklage. Allein wir waren noch nicht fertig: sie sollte uns

noch zwei Punkte zugestehen. Und doch hätte sie unverweilt in die Garderobe gemußt, sich umzukleiden, um nachher als Genius der Freiheit „in himmlischem Gewand," wie Goethe vorschreibt, auf der Wolke zu erscheinen.

Drängend faßte ich Sylvia bei der Hand, und wenn Egmont ohne die Vision der Freiheit diesmal hätte sterben müssen, ich würde sie nicht losgelassen haben, bevor sie uns versprochen, was wir wünschten. Sie sollte gleich morgen die „Dame in Trauer" spielen. Zögernd, widerstrebend willigte sie ein. Aber um zehn Uhr ist die Probe, die Rolle muß noch gelernt werden, Sylvia muß heute noch mit uns nach Wiesbaden fahren. Sie weigert sich. Wir bitten, beschwören, der Inspicient drängt das Klärchen, welches noch immer nicht den Mantel der Freiheit übergeworfen, zur Garderobe, wir jagen uns von drei Seiten wechselsweise in steigendes Fieber; schon ruft Egmont draußen: „Schöne freundliche Gewohnheit des Daseyns, von dir soll ich scheiden!" Sylvia reißt sich los — aber sie sagt zu, an der Thüre der Garderobe. Wir haben gewonnen!

Wir eilten auf den Corridor und ließen unsere Freunde aus dem Parkett rufen, unser Wagen hielt bereits vor dem Theater. Der Lord war ganz verwandelt. Sylvia Rutland war ihm mittelmäßig gewesen, so lange sie mittelmäßigen Beifall gehabt, jetzt war sie die größte Künstlerin. Er ging überall mit der Mehrheit und bedachte nicht, daß das Publikum fast ebenso oft durchfällt wie die Schauspieler. Umgekehrt regte sich bei mir auf der Höhe der Begeisterung bereits der Gegenzug der zweifelnden Kritik. Gibt es nicht Irrlichter der sprunghaften Genialität in der Kunst, welche sich plötzlich zu einer ungeahnt hohen Leistung aufschwingen, aber nur einmal — und nicht wieder? Der Contrast von gestern auf heute war mir zu grell bei diesem wunderlichen Mädchen; ich fürchtete den Rückschlag.

Unser Regisseur aber rief: „Wer die Rutland blos aus dem Zuschauerraume sah, der hat nichts gesehen! Ihr Doppelspiel hinter den Kulissen und vor den Kulissen, das war ein Triumph! Ich spiele seit dreißig Jahren Komödie, aber dergleichen ist mir noch nicht vorgekommen. Eine Primadonna,

welche als Königin auf dem Throne sitzt, umgeben von ihren Großen, und während des Ritornells durch ihr erhabenes stummes Spiel imponirt — in der That aber fragt sie den einen Großen, ob er heute (es war Martini) auch eine Martinsgans gegessen? und bemerkt zu dem andern Großen: mit Aepfeln und Kastanien gefüllt, das schmeckt am besten, und singt dann ganz großartig ihre Herrscherarie — solches und ähnliches habe ich wohl erlebt. Aber ein Klärchen, welches die Rolle zum erstenmale spielt und fort und fort mit gleichen Füßen von der erhabensten Poesie in den Kontrakt und vom Kontrakte in die erhabenste Poesie springt, — das ist noch gar nicht dagewesen!"

Profane Worte! und doch, sie gehörten zum Ganzen, und ich dachte wiederum an das krebsrothe Kanape und den Faustmantel.

Das Schauspiel war zu Ende. Als wir Fräulein Rutland, welche das „himmlische Gewand" rasch mit ihren Straßenkleidern vertauscht, zum Wagen führten, riefen sie drinnen noch „Rutland heraus!" Der Lord stand am Schlage, er half der Künstlerin hinauf und erschöpfte sich in Glückwünschen.

Er wäre gar zu gerne mitgefahren, allein für ihn gab es keinen Platz mehr.

„Hätten Sie gestern nur mit einer Sylbe angedeutet, daß Sie herüberkommen wollten, so würden wir einen größeren Wagen genommen haben," sagte ich boshaft. Die Pferde zogen an. „Halt!" rief ich dem Kutscher und winkte dem Lord. Er kam mit einem letzten Hoffnungsschimmer eiligst nachgesprungen, und ich rief zum Wagen hinaus: „Ueber die Schuldknechtschaft der Malayen habe ich eine Quelle aufgespürt: Memoir of the life of Sir Stamford Raffles! — Kutscher fahr' zu! — Und — Halt! — was das Creditwesen der Chinesen betrifft, vergessen Sie nicht das Buch von Davis: The Chinese, erster Band!"

Wir rollten davon. Seine Antwort verhallte. Ich glaube, er hat mich sammt allen Schuldgesetzen des Orients und Occidents zum Teufel gewünscht.

Unter frisch herüber- und hinüberfliegenden Gesprächen lustig davon fahrend, wurden die Eindrücke des Abends noch einmal ausgetauscht, bis wir bei der Thorwache in den Kasteler Vorwerken hielten. Der Anblick des österreichischen Unteroffiziers, welcher

unsere Passierzettel abnahm und den überzähligen Genius der Freiheit auch ohne Zettel zur Bundesfestung hinaus ließ, brachte Sylvia aus den rauschenden künstlerischen Träumen zuerst wieder in diese reale Welt zurück. Denn sie fragte uns erschrocken und verlegen, wo sie denn absteigen solle in Wiesbaden? Wir entgegneten natürlich, daß wir im ersten Gasthofe für ihre Unterkunft sorgen würden. Allein sie beschwor uns, wieder umzukehren und sie nach Mainz in ihre Wohnung zurückzuführen. Ohne Dienerin, ohne Gepäck, im schlechtesten Hauskleide, die Kaputze eines alten Mantels über das blonde Lockenhaar geworfen, welches noch völlig in der Frisur des Genius der Freiheit auf die Schultern herabrollte — in diesem Aufzuge konnten wir eine respectable Dame doch unmöglich in einen Gasthof bringen, und obendrein um Mitternacht!

Das Mädchen war unbesonnen gewesen, uns im Sturm der sich kreuzenden theatralischen und persönlichen Aufregung so zu folgen, aber wir ehrsamen Bürger und Familienväter handelten doch noch viel unbesonnener, als wir das arme Kind im

Sturme unsres dramaturgischen Amtseifers dazu verleitet hatten. Guter Rath war theuer.

Da erhob sich jenes älteste Mitglied unsers Ausschusses, der würdige Mann, welcher am Vormittag sein fünftes Kind hatte taufen lassen, und den wir im hintersten Winkel des Wagens schon eingeschlafen wähnten, und sagte, es werde seiner Frau ohne Zweifel eine besondere Freude seyn, Fräulein Rutland für heute in seinem Hause zu beherbergen. Der Vorschlag wurde dankend angenommen.

Unser trefflicher Freund hatte nichts Kleines angeboten. Als wir vor seiner Thüre hielten, mochte ihm wohl das Herz ein wenig in die Schuhe fallen. Seine Frau, gleich ihm den Künstlern und dem Künstlerleben völlig ferne stehend, hatte ihn bis Mitternacht mit Sehnsucht erwartet und zugleich mit steigendem Groll auf das fatale Theaterehrenamt, welches ihr den Mann sogar am Tauftage entführte. Und nun brachte dieser Unglücksmann vollends eine Schauspielerin zu Gaste mit, deren anmuthiges Köpfchen noch als Genius der Freiheit frisirt war; ja beim Lichte zeigten sich auch noch

einige leichte Reste von Schminke auf den verlegen erröthenden Wangen!

Allein Sylvia wußte sich so fein und einnehmend zu geben und erzählte das ganze Abenteuer, welches sie hierher geführt, so liebenswürdig und bescheiden, daß die gute Frau nach einer Viertelstunde schon ihrem Manne vollkommen Recht gab, ja ihn als den Ehrenretter der ganzen Theatercommission bewunderte und freudig die Ueberreste des Kindtaufkuchens zum verspäteten Thee auftrug, während Sylvia den inzwischen niedergeschriebenen Vertrag unterzeichnete.

Ich hatte nicht gesäumt in der späten Stunde noch den betreffenden Band Lessing aus meiner nahen Wohnung herbeizuholen, damit Sylvia in aller Frühe die „Dame in Trauer“ auswendig lernen könne.

Als dann zuletzt die freundliche Hausfrau der jungen Künstlerin persönlich ins Fremdenzimmer leuchtete, gab sie ihr den Rath, sie möge vor dem Nachtgebet die Rolle einmal durchlesen, dann aber den Lessing für die Nacht unter's Kopfkissen legen. So habe es die Malibran gemacht, sie habe immer

auf der Rolle des nächsten Tages geschlafen, und darum niemals ein Wort auf den Souffleur zu singen gebraucht.

Gerührt folgte Sylvia diesem Rathe buchstäblich und that dabei im dankerfüllten Ueberschwange ihres neuen Glückes, was sie seit Jahren nicht gethan: sie sprach ein altes, fast vergessenes Nachtgebet aus ihren Kindertagen.

Fünftes Kapitel.

Auch das Wagestück mit Lessings trauernder Dame gelang Tags darauf. Die gröberen Zuschauer nahmen gar keine Notiz von der kleinen Rolle, die feiner Gebildeten aber waren erstaunt über den durchdachten Vortrag und rühmten ganz besonders das schüchterne befangene Wesen, welches die Künstlerin so recht im Geiste der Situation hervorzuheben gewußt. Sie ahnten nicht, daß diese Befangenheit zumeist daher rührte, weil Sylvia ihre Rolle erst heute Morgen auswendig gelernt hatte. So erscheinen unsre geheimen Schwächen gar manchmal als besonders feine Vorzüge unsres Charakters — vorausgesetzt, daß wir kluge Schauspieler sind.

Als die Rutland demnächst in einer größeren Rolle auftrat, war das Publikum erstaunt, daß auf so bescheidenen Anfang so Bedeutendes folge,

dazu verbreitete sich die Kunde von dem völlig ungeahnten Triumphe, welchen die Künstlerin in Mainz gewonnen habe, und über ihr räthselhaftes Verschwinden von dort wob sich ein kleiner Sagenkreis. Jetzt hatte sie gewonnen Spiel, der Zauber des Ungewöhnlichen ruhte auf ihrem Wesen, also fand man ihre Kunst selbst da ungewöhnlich, wo sie im Grunde gewöhnlich war. Wir konnten zuletzt nichts Klügeres thun, als den Gast zum dauernden Mitglied unserer Bühne gewinnen.

Niemand war so befriedet von diesem Endergebnisse wie der Lord, aber der Weg, auf welchem wir dazu gekommen waren, ärgerte ihn. Er begriff nicht, daß Sylvia Rutland nur durch kühne Seitensprünge aus dem lähmenden Kreislauf der „brauchbaren Mitgliedschaft“ herausschreiten konnte. War er doch selber ein so gar „brauchbares Mitglied“ in seiner Sphäre. Es gibt Naturen, die gehen zu Grunde, wenn sie den geweisten Pfad der Zunft und Schule verlassen, andere verderben, wenn sie ihn nicht verlassen. Der Lord warf mir vor, ich ruinire die Rutland durch Förderung ihres sprunghaften Wesens; ich rühmte mich, sie eben dadurch zu retten.

Er fand überhaupt durchweg viel zu wenig Mathematik in unsrem Bühnenregiment und bewies uns öfters, daß auch die Pflege der Kunst auf statistischer Grundlage — in Tabelle und Bild — ruhen müsse. Zu unsrem großen Spaß und seiner lebhaften Genugthuung zeichnete ich eine Gebirgskarte des Kassenerfolges sämmtlicher Theaterstücke und nagelte sie über das krebsrothe Kanape. Bringt man doch das Steigen und Fallen der Getreidepreise, der Staatspapiere, des Nervenfiebers und der Cholera in das Bild einer Höhenkarte, warum nicht auch den berechenbaren Kurs der dramatischen Kunst? Don Juan, Lumpacivagabundus und Robert der Teufel ragten über die Schneelinie; Tasso, der beste Ton und der versiegelte Bürgermeister begegneten sich auf dem Niveau des mittelländischen Meeres; Nathan der Weise lag ein paar hundert Fuß unter der Meeresfläche, gleich dem todten Meere; die Tiphonia von Karl Zwengsahn aber, welche uns und mancher anderen Direktion als „altenglisches" Schauspiel für vierzig baare Gulden war aufgebunden worden, sank noch unter das todte Meer und unter den Nathan, einsam, nur sich selbst vergleichbar.

Ich wuchs um etliche Fuß in der Achtung des Lords, als er diese Gebirgskarte sah.

Allein er wuchs nicht in meiner Achtung, als ich wahrnahm, daß er die vorher so tief unterschätzte Rutland jetzt sehr fleißig besuchte und sich lebhaft um ihre Gunst bewarb. Es ist ein Kreuz aller Bühnenkünstlerinnen, daß sie so viele müßige Besuche dulden und tragen müssen; denn jedem Zurückgewiesenen wäre die Rache so gar leicht. Er braucht am nächsten Abend nur ein klein wenig zu zischen, — der bequemste Ton, den man hervorzubringen vermag, und wie tief schneidet er der Betroffenen in's Herz!

Um diese Zeit erregte eine befremdende Thatsache meine Aufmerksamkeit. Mehrere demokratische Localblätter hatten bisher nur bitteren Tadel über unser Theater ausgeschüttet. Seit Sylvia Rutland engagirt war, verstummte dieser Tadel; man lobte die Künstlerin und schwieg schonend über die vielgeschmähte Direktion. Ich hegte Verdacht, daß der Lord bei diesem Umschwung die Hand im Spiele habe. Zwar hätte er's für unverantwortliche Zersplitterung gehalten, einen gediegenen dramatur=

gischen Aufsatz zu schreiben; allein für den Nebenzweck des Cultus einer hübschen Schauspielerin leichtfertig zu recensiren, das ist selbst bei dem strengsten Fachmanne keine Zersplitterung und triebe er sonst Astronomie oder Sanskrit.

Doch schwankte mein Verdacht auch nach einer andern Seite. Jener Scholl, welcher mir den Mainzer Theaterzettel in's Haus gebracht, war ein Landsmann und Jugendfreund Sylviens, und eben als ihren einzigen und alten Bekannten in Wiesbaden hatte sie ihn damals ersucht, mir den Zettel einzuhändigen. Er führte ein großes Wort in der demokratischen Presse, sollte er nicht auch ein kleines Wort für seine Landsmännin nebenbei führen, und uns gewogen seyn, weil wir sie gehoben, weil wir sie hierher gebracht hatten? Allein es zeigte sich keine Spur eines weiteren Verkehrs zwischen ihm und der Schauspielerin, und Scholl war ein so leidenschaftlicher Politiker, daß sein Herz kaum Raum haben konnte für noch eine andere Leidenschaft.

Wir grüßten uns neuerdings beim Begegnen, und er legte da und dort ein auffallendes Wohlwollen für mich an den Tag. Einmal stellte er

mich geradezu auf der Straße und redete mir in's Gewissen wegen meiner politischen Ketzerei. Tief bekümmerten Tones beschwor er mich, abzustehen von meinen Angriffen auf die Demokratie, mir drohe Gefahr, furchtbar werde die Volksrache in kurzer Frist hereinbrechen und uns Alle zermalmen. Es wurde mir ordentlich angst, nicht vor der drohenden Volksrache, sondern vor der wohlmeinenden Exaltation dieses Mannes, der sich zu meinem Schutzengel berufen glaubte.

Eine noch merkwürdigere Scene begab sich bald nachher. Ich ging eines Abends durch die belebte, aber sehr dunkle Langgasse. Wie mein Schatten folgte mir ein junger Bursche und sang mir mit lauter Stimme „Heiopopeio!“ in's Ohr. Uns Männer von „Freiheit, Gesetz und Ordnung“ höhnte man damals nämlich mit diesem Wort und Gesang, weil die Gegner sagten, wir wollten mit der politischen Wiegenliederweisheit unsers Vereines das Volk einschläfern wie ein Wickelkind. Ich ließ den Burschen lange Zeit ruhig singen und ging meiner Wege. Plötzlich aber sprang ein anderer Mann herzu, ich hörte eine, zwei kräftige Ohrfeigen schallen, so rechts

und links, der Sänger verstummte und lief pfeilgeschwind in eine Seitengasse. Die Ohrfeigen saßen fest, und kein Doktor konnte sie wieder abnehmen, leider aber hatte sie der Unrechte gekriegt, ein Schusterjunge, welcher ganz harmlos und still gleichfalls hinter mir drein ging und sich nun heulend beklagte über die irrthümlich geschenkte Gabe. Mein Rächer, der so blind dreingefahren, beschwichtigte ihn, und dieser Rächer war — Herr Scholl.

Ich drückte ihm mein Erstaunen aus über eine rettende That, deren ich nicht bedurft und die ich von ihm am wenigsten erwartet hätte. Allein er erklärte, es sey ihm eine Ehrensache gewesen, mir Genugthuung zu verschaffen. Als Menschen müsse er mich ehren, wenn er mich auch als politischen Gegner hassen müsse, übrigens sey er mir auch persönlich zu Dank verpflichtet. Der Frage, wodurch ich denn Anspruch auf seinen so seltsam dargelegten Dank gewonnen habe? wich er aus und verschwand im Dunkeln.

Am Ende konnte doch nur die schöne Landsmännin Ursache seyn, daß sich Herr Scholl für meinen Schuldner hielt. Sylvia betheuerte auch

diesmal wieder, der arme, ungestüme Flüchtling sey ihr eben blos ein Landsmann, nichts weiter. Ging denn im particularistischen Deutschland die Treue der blosen Landsmannschaft so weit, daß ein Haupt der Demokraten mich in seinen politischen Schutz nahm und mir zu Ehren seinen eigenen Parteigenossen ohrfeigte, einzig darum, weil ich seine Landsmännin in meinen künstlerischen Schutz genommen hatte? Freilich konnte sich der exaltirte junge Mann auch in einer stillen Leidenschaft für die Landsmännin verzehren, von welcher dieselbe gar nichts ahnte. — „Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?"

Bald jedoch wurde diese Vermuthung durch einen andern Vorfall wieder zurückgedrängt. Eines Morgens öffnete sich weit die Thüre unsers Bureau's, wo ich einsam saß, Reichstagsverhandlungen über die Grundrechte lesend, und herein drang der ganze weibliche Chor und pflanzte sich in zwei Halbchören rechts und links in das enge Zimmer, wie er's von der Bühne her gewöhnt war. Wir lebten in der Zeit der Sturmpetitionen, und unsere Choristinnen hatten sich eben auch zu einer Sturmpetition erhoben.

Die Chorführerin des rechten Flügels, eine sehr starke Person von bereits ehrwürdigem Alter trat vor und überreichte mir eine Beschwerdeschrift, welche sie mit einem mündlichen Vorwort erläuterte. In diesen Tagen des Umsturzes, so begann sie, schüttle alles Volk lästige Pflichten und Leistungen ab, beim weiblichen Chor hingegen benütze man das Halbdunkel eines schwankenden Uebergangszustandes, um ihm ganz unvermerkt neue Lasten zu den unzeitgemäßen alten aufzubürden. Der Theaterschneider verwische tückisch die Gränzen der französischen und deutschen Garderobe, ja die Gränzen zwischen Rock und Mieder, er wolle das deutsche Kleid französisch und nachgerade jeden Rock zum Mieder machen, der Theaterkasse zum Vortheil, den armen Choristinnen aber zu einer unerschwinglichen Last, welche als dauerndes Servitut einzuwurzeln drohe. Sie seyen gekommen, hiergegen zu protestiren.

Ich verstand von alledem kein Wort und bat, man möge mir doch diese Erläuterung ein wenig erläutern.

Hierauf gab die Führerin des linken Halbchores, eine hagere Brünette, in klarem Vortrag mit leider

sehr ausgesungener Stimme folgenden verständlichen Aufschluß: Alles was man in der Theatersprache „deutsche Garderobe“ nennt (alte und neue Charakter-Costüme) wurde von der Direktion gestellt, bei der „französischen Garderobe“ hingegen (elegant modernes Kleid) hatte die Direktion nur für den Rock zu sorgen, das Mieder mußten die Choristinnen selber beschaffen und umgestalten. So war der überlieferte Rechtszustand. Der Schneider aber wurde beschuldigt, allerlei deutsche Tracht französisch zu nennen und die Röcke für einen bloßen Ausfluß des Mieders zu erklären — gleichwie Napoleon Holland eine blose Anschwemmung des Rheines genannt hatte — lediglich um jene Gegenstände der Nadel und dem Beutel der Choristinnen aufzubürden. Wie bei so vielen Rechtshändeln erging es auch hier: das strittige Objekt verdarb unter dem Streite, die „elegant moderne“ Tracht des weiblichen Chores kam jämmerlich herunter. Darum, so schloß die Rednerin, handle sich's nicht blos um das Recht, sondern auch um die Ehre des Chores. Wenn sie im zweiten Akte der Regimentstochter als ein glänzender Zirkel von Gräfinnen und Baronessen erschienen, und die

Chorführerin, als Herzogin von Craquitorpi, entrüstet frage: „Beträgt man sich so gegen den höchsten Adel des Landes?“ dann werde der Chor sammt seiner Herzogin regelmäßig ausgelacht; denn der höchste Adel pflege doch nicht entfernt in solchen Kleidern einherzugehn.

Ich verhieß rascheste Abhülfe jeder gegründeten Beschwerde und versprach eine genaue Feststellung der natürlichen Gränzen zwischen deutsch und französisch und Rock und Mieder bei der Commission zu befürworten, erlaubte mir aber auch eine dramaturgische Bemerkung. „Das Publikum, meine Damen, lacht nicht über Ihr Costüm, welches freilich sehr einfach aber doch kleidsam und anständig ist; es lacht über etwas ganz anderes. Würden Sie sich allesammt einer wahrhaft vornehmen Haltung in Gang und Geberde befleißigen, würde namentlich Ihre Herzogin jenen Satz mit ächt aristokratischem Stolze sprechen, ich wette darauf, keinem Menschen fiele es fürder ein, bei dieser Scene zu lachen.“

Das war ein Wort zur bösen Zeit. Verschiedene unter den Anwesenden hatten wechselsweise

schon die Herzogin gespielt, sie fühlten sich alle persönlich beleidigt. Sie wollten mir in ihrer Gegenrede zeigen, daß sie wohl aristokratischen Stolz besäßen, den ich gekränkt habe. Vergebens suchte ich das entbrennende Wortgefecht auf höhere Gesichtspunkte zurück zu leiten, vergebens ihnen darzuthun, daß gerade ihre gegenwärtige Heftigkeit nicht aristokratisch sei, so wenig wie das lächerliche Uebermaß ihres Tones und ihrer Geberden und auch des beanspruchten Putzes auf der Bühne. Die verschiedenen Herzoginnen drangen von drei Seiten auf mich ein, der Zirkel der Gräfinnen und Baronessen grollte im Hintertreffen, nur im Rücken war ich noch durch das große Kanape gedeckt.

Da öffnete sich die Thüre und Fräulein Rutland erschien, höchst erstaunt, mich von einer so erdrückend großen Schaar aufgeregter Damen bedrängt zu sehen. Ihr Anblick gab mir einen erleuchteten Gedanken. Ich wollte den Herzoginnen durch die That beweisen, daß ich Recht habe, wie weiland der Lord dem französischen Flötisten. Darum schnitt ich augenblicklich allen weiteren Wortwechsel ab und entließ den Chor, halb in Gnaden, halb in Ungnaden.

Als wir Beide dann allein waren, bat ich die Künstlerin stracks um einen großen Gefallen: sie möge nur ein einzigesmal mir zu Liebe die Herzogin von Craquitorpi spielen, ganz im Costüm der Chorführerin, ihr Name solle nicht auf dem Zettel stehn, kein Mensch um das Vorhaben wissen, sie habe nur einen Satz zu sprechen, aber in diesem Satz müsse sie ächt, wahr und groß seyn, wie Talma in zwei Worten am größten war: „Tiens! lis!“

Die Rutland glaubte anfangs, ich habe den Verstand verloren, daß ich ihr die Craquitorpi zumuthe, nachdem ich jedoch den eben erlebten Auftritt mit dem weiblichen Chore geschildert und ihr gezeigt hatte, wie fein sie durch ihr edles Spiel den Choristinnen darthun könne, daß der Fluch des Lächerlichen diesmal weder am Rock noch am Mieder hafte, fand sie meinen Plan äußerst lustig und schlug lachend ein. Sie spielte mir die Craquitorpi auch gleich zur Probe: einmal als eine Herzogin aus dem Chore, dann als eine wirkliche Herzogin. Der Contrast wirkte unaussprechlich komisch. Diese Sylvia war doch ein Teufelsmädchen.

Allein ganz unerwartet wendete sich die Sache

bei der Vorstellung. Unmittelbar vor dem Beginne kam Sylvia zu mir, sie war höchst aufgeregt und bat mich flehentlich, ihr die Craquitorpi zu erlassen. Vergebens erklärte ich ihr, daß dies jetzt unmöglich sey, habe sie die Rolle auch nur aus persönlicher Gefälligkeit übernommen, so dürfe sie doch in diesem letzten Augenblicke nicht wieder zurücktreten. Sie beschwor mich, sie schmeichelte, sie drohte: ich blieb fest, um so mehr, da sie den Grund ihrer heftigen Weigerung schlechterdings nicht enthüllen wollte. Sie schalt mich gar einen Barbaren, der ihren Frieden zerstöre, ihr Glück zertrümmere; allein übertriebene Worte ist man bei Schauspielerinnen gewöhnt und Eigensinn und Launen nicht minder: ich blieb fest. Da sie erkannte, daß ich durchaus nicht zu beugen sey, so rief sie endlich: „Gut! Ich werde mich zu Grunde richten! ich werde spielen!“ und entfernte sich mit einem Blick voll tiefen Grolles und Schmerzes.

Fast fürchtete ich, sie werde uns dennoch stecken lassen und im entscheidenden Augenblicke gar nicht erscheinen. Allein sie kam, vortrefflich in Gang und Haltung, vom Publikum unerkannt. In den Worten

„Beträgt man sich so gegen den höchsten Adel des Landes?“ zitterte gekränkter Stolz, fast war es, als kämpfe sie beim letzten Tonfall mit dem verbissenen Weinen des Zornes — kein Mensch im ganzen Hause lachte, ich hatte gewonnen! — aber als sie langsam abgehend in die Kulisse zurückkam und ich ihr dankend entgegentrat, machte sich das verbissene Weinen in einem Thränenstrome Luft, sie schleuderte meinen Dank weit hinweg, und rief vor Wuth bebend: „Sie haben mich gezwungen! Es ist Alles aus und vorbei! O wüßten Sie, hartherziger Mann, was Sie gethan haben!“ Vergebens waren alle meine Versuche, sie zu beruhigen, oder auch nur zu näherem Aufschluß zu bewegen. Mit demselben stolzen tragischen Schritte, mit welchem sie eben die Bühne durchmessen hatte, eilte sie davon.

Anderen Tages besuchte ich sie, redete ihr aufs freundlichste zu: vergebens! sie ging in keiner Sylbe mehr auf den Vorfall ein; sie war ruhig geworden, aber kalt, eiskalt, es war als hätte ich die zarteste Saite ihres Innern zerrissen, sie behandelte mich fremd, feierlich, förmlich. Zuletzt erwachte auch mein Stolz, ich brach ab und wir verkehrten fortan

nur noch im dürftigsten Maße und in den gemessensten Formen.

Ich schöpfte starken Verdacht gegen den Lord: gewiß, er hatte Fräulein Rutland in der letzten Stunde bestimmt, ihre Rolle nicht zu spielen. Dieser lustige Versuch, der so keck über den Bann des Herkommens hinaussprang, mußte ihm höchst verkehrt, ja für Sylvia verderblich erscheinen. Und also besaß dieser glatte, kluge, feine aber von aller Kunst und Poesie verlassene Mann bereits solch eine Gewalt über die Künstlerin! Nicht aus Angst über einen theatralischen Mißgriff konnte sie mich so heftig beschwören, zürnte sie mir jetzt so leidenschaftlich. Der Lord stand ihr ohne Zweifel weit näher als ich geahnt, er hat mit dem Bruch seiner Liebe gedroht, wenn sie mir folge, wenn sie sich zu einer Choristenrolle herabwürdigen lasse. Sie hatte mich einen Barbaren, sie hatte mich hartherzig genannt: der Lord war der Barbar gewesen, welcher sie schonungslos in einen Conflikt zwischen ihrem Wort und ihrem Herzen stürzte. Das war die Saite, die er, nicht ich, zerrissen hatte; aber auf mir ruhete jetzt ihr Groll. Und diesen Mann hatte ich durch diese

Sylvia besiegen wollen: er hatte mich durch sie besiegt! Auch zweifelte ich jetzt keinen Augenblick mehr, daß jene plötzlich umschlagenden „Stimmen der Presse“ eigentlich nur Stimmen des Lords gewesen seyen. Einer jungen Schauspielerin schreibt man den wirksamsten Liebesbrief in Form einer Recension: er kommt sicher an seine Adresse.

Ich begegnete dem Lord, und richtig, sein erstes Wort war ein Tadel über den Mißbrauch, welchen ich mit dem Talente der Rutland treibe. Er kam mir gerade recht; ich rief: „Sie haben die Rutland aufgewiegelt gegen die Direktion!“

— „Nicht im mindesten! Aber Sie wiegelten die Rutland auf gegen den Chor! der Chor ist nicht belehrt, er ist empört durch Ihr tolles Experiment.“

Also wußte er Alles; nur Sylvia konnte es ihm erzählt haben. Er fuhr fort: „Sie verderben das Mädchen; das Publikum weiß gar nicht, was es aus einer Künstlerin machen soll, die heute die Craquitorpi spielt und morgen die Leonore Sanvitale.“

— „Wenn sie dadurch nur um so besser lernt, was sie aus sich selber machen soll.“

— „Sie lehren sie das Publikum verachten.“

— „Das Buhlen um den Erfolg, um den Beifall des blinden Haufens ist der Ruin unserer Schauspieler.“

— „Der Erfolg ist ein Gottesurtheil!“

— „Nur müßten wir dann auch den Erfolg des Erfolges kennen! Denn was uns gestern der Gipfel des Erfolgs dünkte, erscheint uns morgen oft als ein Grundstein des Mißerfolges. Darum berufen sich nur schlechte Künstler und gewissenlose Staatsmänner auf das Gottesurtheil ihres augenblicklichen Erfolges.“

Nun waren wir gegenseitig im schönsten Zuge. Die schärfsten Spitzen unsers innersten Wesens kehrten sich wider einander. Der Lord ging überall mit der Mehrheit, er folgte dem großen Strom der herrschenden Schule, der siegenden Partei; ich hatte allezeit das wärmste Herz für die aufstrebende, befehdete Minderheit; was zur allgemeinen Herrschaft kam, das wurde mir sofort verdächtig, und am liebsten ging ich ganz meine eigenen Wege. Wir kamen in wachsendem Streite auf die letzten Probleme der Politik, der Kunst, der Lebensphilosophie und was der Eine schwarz nannte, das war dem

Andern weiß. So irrten wir weit, weit ab von der schönen Schauspielerin, über welche der Streit entbrannt war, aber wir behielten sie doch immer im Sinne. Ich glaube, wir standen zuletzt bei der christlichen Kirche, welche im apostolischen Zeitalter, da sie noch klein war, unterdrückt, eine verfolgte Minderheit, eben auch am reinsten und größesten gewesen ist, während sie in dem Maße entartete, als ihre Herrschaft wuchs und Land um Land eroberte. Weiter drangen wir nicht vor in der Weltgeschichte und schieden, die fruchtlosen Worte abbrechend, als bittere Feinde.

So war mit einem Schlage all der fesselnde Verkehr zwischen drei so eigen gearteten Menschen zersprengt, und die erste und letzte Schuld trug doch nur der Theaterschneider, welcher die natürliche Gränze zwischen Rock und Mieder verwischt hatte.

Sechstes Kapitel.

Ging ich von nun an gleich fremd und kalt an Sylvia vorüber, so hörte ich doch nicht auf, das seltsame Mädchen mit heimlicher Theilnahme scharf zu beobachten. Schon das Räthsel ihres Wesens mußte mich dazu verlocken, auch wenn ich ihr im Herzen weniger gut gewesen wäre.

Dieses Geheimniß, welches auf ihrer Kunst und ihrer Person ruhete, sollte sich mir aber endlich doch enthüllen. Und zwar durch ein neues, scheinbar noch dunkleres Räthsel, worin ich endlich den Schlüssel zum Ganzen fand.

Monate waren verstrichen, der Frühling 1849 ergrünte, doch sah's im deutschen Reiche nicht gar frühlingsartig aus: das Parlament siechte seinem traurigen Ende entgegen, im revolutionären Lager schwärmte und summte es wieder: „Kampf für die

Durchführung der Reichsverfassung" hieß das Schlagwort, welches durch die Reihen lief.

In dieser Zeit gaben wir eines Abends ein neues Lustspiel; Fräulein Rutland spielte die drollig neckische Hauptrolle mit viel Humor. Während des ersten Zwischenaktes ließ mich einer meiner Collegen aus dem Parkett auf die Bühne rufen, es liege ein dringender Fall vor, welchen er allein nicht entscheiden könne. Ich fand ihn Sylvien gegenüber, die sich wie ermattend und gebrochen an die Vorkulisse lehnte — im schimmernden Putze der ausgelassenen Rolle, womit sie eben vor den Lampen entzückt hatte, aber ach, in Wahrheit tief betrübt, mit dem Weinen kämpfend. Sie reichte mir die Hand, — zum erstenmale wieder seit der unglückseligen Herzogin von Craquitorpi, — und erzählte, daß sie vorhin einen Brief erhalten habe: ihre Mutter liege in Koblenz schwer krank darnieder; sie bat schluchzend um drei Tage Urlaub. Allein kein Einzelner von uns konnte Urlaub ertheilen, solche Gesuche gehörten verfassungsmäßig vor die gesammte Commission. Mich hatte sie wohl nicht im Hause vermuthet? Gleichviel. Sie bat so rührend, der

Gegensatz der lustigen Rolle und ihres tiefen Kummers griff uns ans Herz, es haftete Gefahr auf dem Verzug, kein Dritter war augenblicklich aufzutreiben, geschweige die ganze Commission, also überschritten wir unsere Vollmacht, gaben ihr den Urlaub, suchten sie zu trösten und hießen sie morgen früh in Gottesnamen ziehen. Sie dankte so innig und warm und ich ging hinweg als habe ich ein gutes Werk gethan.

Ein Zufall führte mich nach einer halben Stunde noch einmal auf die Bühne, wiederum zu einem Zwischenakte. Es ging hinter dem Vorhange recht lustig zu. Das Orchester spielte draußen einen Walzer, und die Schauspieler machten sich die lockende Musik zu Nutze, um mit ihren Damen im tollsten Wirbel auf und ab zu tanzen. Ich trat aus den Kulissen hervor, prallte aber sogleich wieder zurück: — die ausgelassenste von allen Tänzerinnen war Fräulein Sylvia Rutland, sie scherzte und lachte so laut, daß man's fast im Zuschauerraume hätte hören können!

Ich war versteinert. Also hatte sie uns belogen; ihre Thränen waren Theaterthränen gewesen, ihr

Kummer Maske, sie hatte die gottloseste und zugleich abgedroschenste aller Lügen angewandt, um uns drei Tage Urlaub zu wer weiß welchem Zwecke abzulisten! Man fällt bei einer Theaterdirektion öfters aus allen Himmeln, aber so garstig war ich noch niemals herabgefallen. Dienstmägde, die zur Kirchweih nach Hause wollen, machen's ja häufig gerade so wie diese bezaubernde Sylvia: sie heulen der Herrschaft ein Stücklein vor und sagen, ihre Mutter liege am Sterben. Kommen sie dann von der Kirmeß zurück, so ist die Mutter urplötzlich wieder gesund geworden.

Sollte ich zwischen die tanzenden Paare treten und mit einem Blick das falsche Mädchen vernichten? Ich schwankte. Da gab der Inspicient das Zeichen, die Paare flogen auseinander, ein Jedes stellte sich flugs an seinen Platz, der Vorhang ging auf und die Komödie begann wieder. Sylvia spielte den letzten Akt mit ganz besonderer Laune, mit einer Heiterkeit, welche so frei aus der Seele perlte, wie sich's einem wirklich betrübten Herzen mit gar keiner Kunst abzwingen läßt.

Der Vorhang war gefallen, die Zuschauer ver-

schwanden, der Souffleur kroch aus seiner Höhle, die Lampen wurden gelöscht, nur da und dort leuchtete noch eine Laterne der Werkleute aus dem Dunkel, nach und nach huschten die Schauspieler aus der Garderobe über die verödete Bühne und eilten nach Hause. Ich schritt im Hintergrund des Bühnenraumes auf und nieder, gemessenen Ganges gleich einer Schildwache. Endlich kam Sylvia, die Letzte, aus der Garderobe; tief in ihren Shawl verhüllt, wollte sie an mir vorübergleiten. Ich trat ihr in den Weg. Sie fuhr zusammen und blieb wie eingewurzelt stehn. — Wir schwiegen Beide.

Sie brach zuerst die unheimliche Stille. „Sie haben mich erschreckt! Was hält Sie noch hier? Man wird die Thüre schließen."

— „Ich war versunken, Sylvia, im Anschauen der schneidenden Gegensätze, die sich rastlos in diesem Hause jagen. Auch wann der Vorhang gefallen ist, auch wann die Lampen erloschen sind, schreitet der Geist der Poesie durch diese Räume, doch wie ernst und mahnend hebt er jetzt den Finger! Vor Minuten noch jubelte hier die überschäumende Freude, tobte die Leidenschaft, prahlte

die Eitelkeit im Glanz von hundert Lichtern — und jetzt! — Alles so stumm und todt, so leer und kalt und dunkel! Das Schweigen keines Kirchhofs spricht erschütternder, wie so ein ausgestorbenes Theater. Alle die bunten Gestalten verstiebt! nur Einer schleicht noch dort durch die dämmernde Tiefe: Hamlet, den Schädel Yoricks in der Hand. Hinweg mit dem Gespenste! — Seltsame Gedankensprünge: — ich gedachte auch Ihrer, Sylvia. Es ist ein hartes Tagewerk, lustig seyn zu müssen, wenn's im Herzen stöhnt und dröhnt. Armes Kind, wie bedauere ich Sie! Kaum die Thräne aus dem Auge gewischt, leuchtend fröhlichen Herzens vor der Menge zu stehn, die Gedanken bei der todtkranken Mutter, während die Lippe scherzt und lacht, und nun, wo der Vorhang gefallen ist, das volle öde Dunkel dieser Räume auch in Ihrer bekümmerten Seele!"

Sie schwieg. Ich faßte ihre Hand; sie zitterte heftig in der meinigen. „Leichter wohl ist es," fuhr ich fort, „die Trauernde zu spielen bei innerem Jubel, Thränen zu heucheln, wenn man lachen möchte!" — ich sprach das kalt wie einen Gemeinplatz, aber ich blickte ihr scharf ins Gesicht: sie

konnte mein Auge selbst in diesem Halbdunkel nicht ertragen. „Doch die Kunst," begann ich wieder, „ist Selbstvergessen, und indem sie uns eine Stunde Selbstvergessen schafft, erweckt sie uns durch Qualen den wundersamsten Trost. Nur heischt Ihr Beruf fast zu viel jenes Selbstvergessens und fordert es auf die Minute nach dem Zeiger der Theateruhr; — da geschieht es dann so manchem Schauspieler, daß er aus lauter Kunst des Selbstvergessens zuletzt sich selbst verliert."

„Und also halten auch Sie's für Sünde aufs Theater zu gehn?" fragte Sylvia kleinlaut, um endlich doch ein Wort zu finden, wobei man gewöhnlich das unpassendste trifft.

„Für Sünde? Nicht im Mindesten! Bleiben Sie wahr trotz allen Masken der Bühne, bleiben Sie sich selber treu, und Ihr Beruf ist so hoch und rein wie irgend einer andern Kunst. Wahrheit, Sylvia, darin liegt's! Und nun reisen Sie in Gottesnamen zu Ihrer kranken Mutter, und bedenken Sie, daß Gottes Segen Jeden begleitet, der nach Wahrheit ringt und an seine Barmherzigkeit glaubt und treuen Sinnes ist, auch wenn er Komödie spielt."

Wir verabschiedeten uns. Sylvia war verwirrt und beschämt; sie vermochte kaum mein Lebewohl zu erwidern. Vorhin im Zwischenakt mit der Schminke auf den Wangen konnte sie mich belügen; jetzt war die Schminke abgewischt, da ging's nicht mehr: sie schwieg und zitterte. Also war sie doch noch nicht gar verloren.

Ich that mir etwas zu gut auf meine Bühnenpredigt, gewiß sie hatte gewirkt, und ich zweifelte kaum, das Sylvia des andern Tages zu mir kommen werde mit reumüthigem Geständniß. Allein sie kam nicht. Dagegen erschien unser Kassenbeamter im Bureau und berichtete, daß verschiedene Gläubiger Beschlag gelegt hätten auf einen Theil der Gage von Fräulein Rutland. Also erst sechs Monate hier und schon Schulden! Und doch lebte Sylvia höchst einfach, fast dürftig, und aus den eingereichten Rechnungen erhellte, daß sie durchaus keine Verschwenderschulden gemacht hatte. Die nothwendigsten Lebensbedürfnisse waren unbezahlt. Was hatte das tolle Mädchen dann aber mit ihrem Gelde angefangen?

Ich war nochmals wie aus den Wolken gefallen.

Doch faßte ich nach meiner Art die Sache gleich wieder von ihrer guten Seite und sprach zu mir: Sylvia ist so schlimm nicht, wie sie scheint; denn erstlich hat sie mich nicht fein sondern plump belogen, wo sie doch aus zahllosen Rollen des naiven Fachs das feine Lügen so bequem hätte lernen können; zweitens konnte sie nur ordentlich lügen so lange sie geschminkt war, und drittens macht sie Schulden. Schöne Schauspielerinnen, welche andere Leute in Schulden stürzen, die sind schlimm; aber schöne Schauspielerinnen, welche selbst noch Schulden machen, sind alleweil die schlimmsten nicht.

Nach drei Tagen kehrte Fräulein Rutland zurück. Ihre Mutter war natürlich ganz unverhofft genesen.

Ich fand das Mädchen von da an auffallend verändert; sie war nachdenklich, schweigsam, auf der Bühne häufig zerstreut, ihr Geist war nicht bei ihrer Kunst, nicht bei der umgebenden Welt, ihre Leistungen wurden merklich schwächer, ungleicher. Mir ging sie wieder überall aus dem Wege. Ihrer Schulden halber doch wohl kaum. Schulden kommen beim Theater öfters vor, und Gagenabzug auf

Antrag unhöflicher Gläubiger konnte dem geborenen Theaterkinde kaum etwas Neues seyn. Sie fürchtete sich vor mir ohne Zweifel wegen etwas ganz Anderem. Aber weßwegen? Man mußte ihr Zeit lassen. Ein Theaterkind verschließt seine Geheimnisse nicht jahrelang.

Siebentes Kapitel.

Kurze Zeit nachher — in der ersten Hälfte des Juni — machte ich eine kleine Reise an die Lahn. Doch duldete mich's nicht lange dort in den friedlichen Waldthälern; in Baden und der Pfalz fochten die Schaaren der Aufständischen mit den Preußen und den Reichstruppen, der Geschützesdonner rollte fernher von der Bergstraße zu unserm Taunus herüber, die Unruhe über den Ausgang des traurigen Kampfes trieb mich früher, als ich gewollt, wieder nach Wiesbaden zurück.

Abenteuerliche Gerüchte schlugen unterwegs an mein Ohr, als ich von Idstein über's Gebirg zum Wiesbadener Thalkessel hinabwanderte. In Ober-Seelbach erzählte man mir, Peucker sey bei Ladenburg völlig geschlagen worden, in Niedernhausen — eine halbe Stunde weiter — Darmstadt sey vom

Revolutionsheere genommen, in Naurod — abermals eine halbe Stunde weiter — Wiesbaden stehe bereits in hellem Aufruhr. Ich beschleunigte meine Schritte und war recht froh, daß mein Weg so von hinten her durch's Sonnenberger Thal und die Kursaalanlagen in die Stadt bog, von wo ich erst ein wenig recognosciren konnte, um mit meiner mißliebigen Person doch nicht so geradezu wider eine Barrikade zu rennen.

In den Anlagen war's verdächtig stille, nur ein einziger Mann spazierte zwischen den Akazien und Platanen auf und ab. Er scheint mich zu erkennen, er winkt mir zu und eilt herbei: — es ist der Lord. „Eine große Neuigkeit!" rief er schon von Weitem. (Wir hatten so lange kein Wort mit einander getauscht, aber freilich erschütternde Ereignisse lösen auch verfeindeten Menschen die Zunge.)

„Also gibt's wirklich Straßentumulte in Wiesbaden?" fragte ich. — „Nicht entfernt! Bei uns herrscht tiefster Friede." — „Und Peucker wurde nicht bei Ladenburg von den Aufständischen geschlagen?" — „Das war nur eine Schlappe, keine Niederlage; im Gegentheil, Mieroslawski concentrirt

das Hauptquartier des Revolutionsheeres immer weiter rückwärts. Aber Fräulein Sylvia Rutland ist vorgestern in dieses Hauptquartier abgereist, und das ist meine große Neuigkeit!"

Ich hielt den Schlußsatz anfangs für einen schlechten Spaß; der Lord betheuerte hingegen, es sey bitterer Ernst — „doch" — fügte er hinzu, „sie ist nicht als Amazone dorthin gezogen mit der Pistole im Gürtel, sondern als tief betrübte Braut."

Ich bat um näheren Aufschluß und er sagte, den vermöge er um so sicherer zu geben, als die Rutland ihn geradezu beauftragt habe, mir die Gründe ihres Schrittes und manches andere Räthselhafte klar zu machen. Er sey gleichsam der bestellte Vollstrecker ihres letzten Willens.

So gingen wir denn in den schattigen Anlagen auf und ab, und der Lord erzählte. Als höchst ordnungsliebender Mann begann er seinen Bericht ganz von vorn; vergebens bat ich, daß er ihn zur Steuer meiner Ungeduld doch lieber von hinten anfangen möge.

„Sie erinnern sich eines Herrn Scholl; er war Flüchtling, Hauslehrer und Volksredner und stammte

aus Sylviens Vaterstadt. Das Kind einer angesehenen Beamtenfamilie, war er vornehm nach Maßstab des Ortes, Sylvia gering. Aus Spielkameraden wurden Schulkameraden, aus Schulkameraden Jugendfreunde, aus Jugendfreunden Liebende, aus heimlich Liebenden heimlich Verlobte, wie das so zu gehen pflegt. Der junge Mann rannte sich in's Unglück, mußte fliehen, verarmte, aber Sylviens Liebe verlor er darum nicht. So stand die Sache, als diese Rutland in Mainz spielte, noch viel eifriger jedoch nach Wiesbaden zu kommen trachtete. Sie waren damals, verehrter Freund, wie mir däucht, in einer kleinen Selbsttäuschung befangen: Sie glaubten, überwältigt von Ihren künstlerischen Ideen habe Sylvia den Egmont vor leeren Bänken zum Benefiz gewählt und die fingerlange Rolle der Dame in Trauer zur Antrittsrolle. Die Schauspielerin würde das niemals gethan haben, aber die Liebende that es. Es war der Zug zum Bräutigam, was Sie für den Zug zur idealen Kunst hielten."

Der Lord sagte das mit stillem Hohne, so niederträchtig kalt und spitzig. Allein konnte ich ihm widersprechen? Doch weiter!

Er fuhr fort. „Und noch eines: ich habe mir's niemals zu reimen vermocht, wie eine“ (mit scharfem Accent) „mittelmäßige Künstlerin, die bis dahin nur so dürftigen Erfolg gewann, in der Aufruhrscene des Egmont plötzlich so groß werden konnte. Jetzt ahne ich den Grund. Sie spielte eine Scene, welche sie selber erlebt, in Gedanken wenigstens mit sich durchgerungen, Herr Scholl war ihr Egmont — möge mir's Goethe verzeihen! — sie spielte sich selber und sie war und ist eine heißblütigere Demokratin als selbst ihr ungestümer Geliebter.“

„Dann muß sie's aber doch recht heimlich gewesen seyn,“ fiel ich in's Wort; „mir wenigstens hat sie's nie im leisesten Zuge verrathen.“

„Ganz gewiß! Das Theaterkind war äußerst offenherzig und plauderte hundert Dinge aus, von welchen andere Mädchen schweigen. Aber in der Hauptsache machte sie's doch wie alle Mädchen: von ihrer innersten Leidenschaft schwieg sie, und diese Leidenschaft loderte in zwei verbundenen Flammen — der Politik und der Liebe.“

„Und hat sie Ihnen denn davon geredet?“

„Nein! bis vorgestern nicht. Aber stören Sie

doch nicht den geordneten Gang meines Berichtes. Die Schauspielerin vom naiven Fach fühlte sich in den heiligsten Momenten ihres Lebens als jener Genius der Freiheit, welcher dem Geliebten den Lorbeerkranz entgegenhält, als jener Genius mit den wallenden Locken, den Sie in Mainz in Ihren viersitzigen Wagen packten und so schnöde vor mir fünftem Manne entführten. Sylvia hatte einen großen Zug zu Ihrer Person, aber die Kluft der politischen Partei hinderte doch das letzte, tiefste Verständniß. Die Künstlerin ertrug Ihre Verachtung der Majoritäten, die politische Schwärmerin war erzürnt darüber. Und ähnlich zwiegetheilt in dankender Verehrung und schroffer Gegnerschaft suchte und floh Sie der Geliebte Sylviens. Dankerfüllt, daß Sie ihm die Braut hierhergebracht und mehr noch, daß Sie und Ihre Collegen das schutzlose Mädchen zu einer ehrenvollen Stellung erhoben und in die achtbarsten Familien der Stadt geführt, hemmte er den Strom des Tadels, welchen die Blätter seiner Farbe bis dahin so reichlich über die Theatercommission ergossen hatten. Er mochte Sie gerne in seinen Schutz nehmen und hätte Sie noch

viel lieber bekehrt. Und im Grunde waren Sie ihm und Sylvien sehr nahe verwandt: alle drei excentrische, idealistische Naturen, welche nur durch äußere Verhältnisse in drei ganz verschiedene Wege geschleudert worden sind."

Der Lord hatte nicht Unrecht. Mir fiel's wie Schuppen von den Augen. Zunächst verstand ich jetzt jenen nächtlichen Auftritt in der Langgasse. Nicht der Demokrat: der dankbar Liebende hatte dem Schusterjungen trotz aller Demokratie die irrthümliche Ohrfeige gegeben. Erführe das der Schusterjunge gleich mir, er würde sich eine ganz eigene Philosophie über den Causalnexus der menschlichen Dinge bilden. Dann aber ging mir auch noch ein höheres Licht auf. Ich hatte Sylvien in vielen Stücken klar durchschaut und doch das Wichtigste übersehen, ich hatte vergessen, daß sie ganz und gar ein Kind ihrer Zeit war. Wir schrieben ja 1848 und 1849, und nicht einmal die Schauspielerin vom naiven Fach, wenn sie Kopf und Herz und Nerv und Leidenschaft besaß, konnte damals anders als in politischer Luft leben. Und also hatte ich Sylvien so fein beobachtet und dennoch schief: ich trieb

den ganzen Tag Politik und Culturgeschichte, nur der neckischen Künstlerin trat ich, wie zum Ausruhen, rein als Künstler, als Mensch, als Psycholog gegenüber und hätte doch selbst zu ihr den Culturhistoriker mitbringen müssen.

Der Lord erzählte weiter: „Sylvia machte Schulden; es sind durchweg politische Schulden gewesen. Was sie einnahm, das schenkte sie dem Geliebten, aber nicht für ihn, er wäre trotz seiner Armuth viel zu stolz gewesen, dergleichen anzunehmen, sondern für die Partei. Und so ließ sie den Bäcker, den Schuster, den Schneider unbezahlt und schickte ihre Gage in die Kassen der demokratischen Vereine. Als dann die Gläubiger drängten, wandte sich das leichtsinnige Mädchen an mich und erschloß mir plötzlich ihr Vertrauen. Ich Thor glaubte, das sey nun endlich der Zug ihres Herzens, den ich so lange hervorzulocken bestrebt war. Ach, es war nur der Drang ihrer Schulden! Das ungebildete Theaterkind glaubte, ein Volkswirth sey ein Advokat, und weil ich mich stadtkundigerweise mit der Theorie des Credits beschäftige, so suchte sie bei mir ein Geheimmittel, wie sie die Wiesbadener Geschäfts-

leute bewegen könne, ihr noch etwas länger zu pumpen! Herr Scholl erfuhr natürlich nichts von ihrer Noth; der wähnte, sie schöpfe nur so aus dem Vollen; und ich glaubte mich von ihr geliebt! Aber die Komödie der Irrungen ging noch weiter. Sie selbst traten nun auch in's Spiel, Sie glaubten mich begünstigt von Sylvien, sahen Sylvia beeinflußt durch mich und schoben mir's in die Schuhe, daß Sylvia sich geweigert hatte, die Craquitorpi zu spielen. Der ächte, aber unbekannte Geliebte war's, welcher ihr eingeredet hatte, sie würdige sich herab in der Choristenrolle, die Sturmpetition der Choristinnen hatte dem Demokraten imponirt, er jubelte, daß sogar der weibliche Chor eines Hoftheaters von den freiheitlichen Formen und Ideen der Zeit ergriffen sey, er wollte es nicht dulden, daß seine Sylvia sich dazu hergebe, den Chor zu beschämen zu Gunsten eines aristokratischen Kunstprincips, zur Genugthuung für einen Verächter der Majorität. Darum drohte er seiner Braut mit förmlichem Bruch, wenn sie die Herzogin wirklich darstelle. Dennoch erzwangen Sie die Rolle; aber Sylvia grollte Ihnen dafür als einem herzlosen Barbaren, der eigensinnig

ihr Lebensglück bedroht hatte und söhnte sich niemals wieder ganz mit Ihnen aus, obgleich sie sich mit dem Geliebten sehr bald wieder versöhnte. So kreuzte sich abermals Politik und Liebe selbst bei der Herzogin von Craquitorpi. Und ich armer, unschuldiger Mann erntete Ihren Haß, blos weil Sie mir die Annäherung der Rutland neideten, welche doch nur schuldenhalber geschehen war."

„Jetzt aber kommt die Katastrophe. Neue Gewitterwolken sammelten sich am politischen Himmel in diesen Frühlingstagen. In Sachsen und Baden entbrannte der gewaffnete Aufruhr, Sylvia und ihr Geliebter wähnten, daß dies die letzte siegreiche Erhebung des deutschen Volkes sey, der letzte heilige Krieg. Scholl wollte in's badische Land eilen und Sylvia selbst bestärkte ihn unter Thränen in seinem Entschluß. Allein bevor er zum Kampfe zog, forderte Sylvia, daß der Mann, welcher ihr bisher nur vor Gott und unter vier Augen verlobt war, zu ihrer alten Mutter reise (der Vater ist längst gestorben) und der Mutter das Geheimniß offenbare, damit sie Beide den Segen der alten Frau mitnähmen in die bevorstehenden Tage der Angst und Ungewißheit.

Die Mutter lebt in Koblenz. Sylvia hat Sie bei diesem Anlaß hintergangen; sie gab vor, zum Krankenbette ihrer Mutter zu reisen; die Lüge that ihr bitter leid, sie beschwor mich, Ihnen dies zu sagen, aber sie konnte nicht anders. In der wilden, sich selbst betäubenden Freude über die beginnende Entscheidung des vaterländischen wie des eigenen Geschickes schwebte sie an jenem Abend zwischen Qual und Wonne, ihre Thränen waren so aufrichtig, wie die stürmisch ausgelassene Lust des Tanzes, worin sie die Thränen erstickte. Und ihre Erschütterung, da Sie ihr nachher auf der dunkeln, verlassenen Bühne zu Herzen sprachen, war tief, nur allzu tief, das läßt sie Ihnen durch mich heilig betheuern. Als sie von Koblenz zurückgekehrt, als der Bräutigam in's Feld gezogen, war sie wie verwandelt, emporgehoben und zu Boden geschlagen von widersprechenden Gefühlen schwankte sie auf der Bühne irrend umher wie im täglichen Leben, ja sie glaubte oft gar nicht mehr leben zu können."

„Da erhielt sie vor einigen Tagen die Nachricht, daß ihr Bräutigam in den Kämpfen an der Bergstraße auf den Tod verwundet worden sey. Bei

dieser Kunde dachte sie zuerst, seltsam genug, an jenen Auftritt im dämmerigen Bühnenraume, wo Sie ihr in's Gewissen geredet, und der Gedanke, daß jetzt die ächte Botschaft vom Sterbelager des Geliebten die Sündenstrafe sey für jene erdichtete Botschaft vom Sterbelager der Mutter, wodurch sie damals den Urlaub zur Verlobungsreise rasch hatte erhaschen wollen, brachte sie fast zum Wahnsinne. Aber sie ermannte sich. Gewöhnt, seit ihrer Kindheit selbständig zu handeln — beim Theater lernen's auch die Frauen — beschloß sie sofort, zur Revolutionsarmee zu reisen, vielleicht, daß sie den Geliebten noch lebend fände, ihn noch pflegen und trösten könne. Diesmal, bei der wahren Trauerkunde, ist sie ohne allen Urlaub abgereist."

„Vorgestern frühe erhielt ich drei Zeilen von ihrer Hand: dringend bat sie um meinen augenblicklichen Besuch. Ich glaubte thörichterweise, nun beginne für mich der eigentliche Roman und Sylvia werde mir auch noch über etwas ganz anderes ihr Herz ausschütten als über ihre Schulden. Ich fand sie in stürmischer Vorbereitung zur Abreise und statt zu einem Romane sah ich mich gleichsam als Notar

zur Entgegennahme ihres Testamentes berufen. Sie erzählte mir Alles, was ich Ihnen eben mitgetheilt habe und vertraute es mir als ein Geheimniß für Sie und nur für Sie. Die Zeit drängte. Ich begleitete Sylvien zum Bahnhofe, sie war noch lange nicht zu Ende, man rief zum Einsteigen, sie war immer noch nicht fertig; sie befiehlt mir, bis Hochheim mitzufahren, ich folge, und so vollendete sie dann im Wagen ihre Beichte, und auf dem Hochheimer Bahnhofe schickte sie mich ebenso kurz und bündig wieder heim, wie sie mich vorher hatte mitfahren heißen. Ich war so gerührt, daß ich erst zu Hause beim Anblick meiner Bücher über den Credit und die Schuldgesetze mich entsann, welch beschämende Rolle ich diesen Morgen eigentlich vor mir selber gespielt hatte."

So sprach der Lord und verabschiedete sich. Ich war nicht böse, daß er ging; denn es fröstelte mich in seiner Gegenwart.

Lange Zeit beherrschte Sylviens Bild mein Sinnen und Denken in jeder einsamen Stunde. Ihr verschlossenes Gemüth hatte für Ideale geschwärmt, von welchen wir nichts ahnten, und zuletzt eine Tragödie durchgerungen, während wir in ihrem

Verkehre nur die feinsten Lustspielscenen fanden. Welch ein Abgrund ist doch das Menschenherz und welch ein ewiges Räthsel das Weib, — vorab eine Schauspielerin vom naiven Fache!

Der Bräutigam starb an seinen Wunden, aber die Braut sah ihn noch in den letzten Augenblicken. Ich mußte an ihr Klärchen denken, wie sie als Genius der Freiheit auf der Wolke ruhete und ihrem Helden erst dann den Lorbeerkranz von ferne zeigen konnte, als er zum Tode ging.

Sylvia Rutland kam nicht wieder nach Wiesbaden. Wir erfuhren nur, daß sie lange Zeit schwer krank in Karlsruhe gelegen habe. Nachher verlor ich jede Spur von ihr trotz vielfachen Forschens. Seit sich mir die Räthsel ihres seltsam sprunghaften Wesens gelöst, viel tiefer als ich erwarten konnte, seit sie mir nur als ein Traum der Erinnerung vorschwebte, war sie mir eigentlich erst recht an's Herz gewachsen. Ihre dichterische Gestalt verwob sich mir untrennbar mit dem Bilde der beiden politischen Sturmjahre, ja mir dünkte manchmal, sie sey die liebenswürdigste symbolische Verkörperung jener ganzen Zeit, in all der kindlichen Thorheit,

der unreifen und doch oft so edlen Schwärmerei, in all dem Humor und der Tragik, worin damals unsere jugendlich heißen Köpfe loderten (mochte man uns nun Demokraten nennen oder Reaktionäre), aber geläutert und frei von alle dem Rohen und Gemeinen, was den begeisterten Aufschwung jener Tage geschändet hat.

* * *

Vierzehn Jahre waren verflossen.

Es gab längst keine deutsche Revolution mehr, sondern einen wiedererstandenen Bundestag und keine Wiesbadener Theatercommission, sondern eine restaurirte adelige Hoftheaterintendanz. Der Lord war bald nach jenem letzten Gespräche von Wiesbaden weggezogen, und ich hatte nichts Weiteres von ihm gehört. Sein Buch über „die Theorie des Credites“ erschien im Jahre 1850; fleißig gearbeitet, schul- und parteigerecht, vollgepfropft von fremdem Materiale, fand es den größten Beifall der Kritik, und wurde erst im nächsten Jahre wieder vergessen.

Mein Lebensgang führte auch mich bald von Wiesbaden hinweg in ein anderes deutsches Land

zu neuer Arbeit, neuem Berufe, und es däuchte mir allmählich fast wie ein Traum, daß ich vor Zeiten auch einmal hatte Theater dirigiren helfen.

Im Herbste 1863 befand ich mich in Tegernsee. Ich kam eines Abends vom Fockenstein herab und ließ mich bei Auwinkel über den See rudern. Die Luft leuchtete in goldener Klarheit, nicht die leiseste Welle kräuselte den grünen Wasserspiegel; ich hieß den Schiffer ganz leise und langsam fahren und trank in großen Zügen den himmlischen Frieden der Landschaft, welche zu schlummern, zu träumen schien und doch so hellen Auges mir in's Auge schaute. Leichter Ruderschlag hinter uns unterbrach die Stille. Es war ein sogenannter „Grönländer," eines jener winzig kleinen Schifflein, so flach gebaut, daß sie kaum über's Wasser ragen, aber äußerst rasch und lenksam. Zwei Mädchen von achtzehn bis zwanzig Jahren und eine ältere Dame saßen darin und die ältere ruderte und steuerte gewandt und anmuthig; schien es doch, als würden die drei Gestalten in ihren hellfarbigen Kleidern nur so unmittelbar vom Wasser getragen und glitten von selber über den Spiegel; denn den Körper des

Schiffchens sah man kaum. Sie fuhren langsam an mir vorüber, die ältere Dame hielt die Ruder an und betrachtete mich scharf; ich kannte sie nicht. Sie schwammen weiter, beschrieben einen großen Kreis und kamen dann abermals zu meinem Kahne, es war ein förmliches Recognosciren. Und richtig, man hatte mich jetzt erkannt. Die anmuthige Schifferin rief mich grüßend bei Namen. Die Stimme klang wie ein Echo aus alten längst versunkenen Tagen — ja! sie war's! jetzt erkannte auch ich Gestalt, Gesicht, Zug für Zug: es war Sylvia Rutland!

Wir reichten uns die Hand von Kahn zu Kahn und ließen unsere beiden Schifflein ganz stille neben einander fortgleiten zum nahen Ufer und fanden anfangs kaum, was wir reden sollten.

Da stellte mir Sylvia die beiden jungen Mädchen vor als ihre — Stieftöchter. Sie war nicht mehr Fräulein Rutland, sie führte den Namen eines berühmten Wiener Arztes, welchen sie als Wittwer geheirathet hatte.

Ich fuhr zusammen: das hatte ich nicht erwartet. Nach einer solchen Katastrophe, wie Sylvia sie

erlebt, einen Wittwer heirathen! Mir war's, als werde das dichterisch geweihete Bild des schwärmerischen Mädchens, welches bis dahin immer zarter, duftiger, geisterhafter in meinen Gedanken geworden war, plötzlich zerrissen und in den Staub geworfen. Sie hätte sterben müssen am gebrochenen Herzen, oder einsam, groß im stillen Dulden, ihrem Schmerze fortleben und ihrer zum rein tragischen Pathos aufsteigenden Kunst. Und nun hatte sie einen Wittwer geheirathet mit zwei ganz netten erwachsenen Töchtern!

Ich wagte kaum sie anzusehen, allein da ich's dennoch wagte, wurde ich doppelt irre. Sie war nicht mehr so schön wie sonst, aber Gesicht und Haltung dünkten mir noch edler, verklärt von stillem Frieden: eine solche Erscheinung konnte nicht zur gewöhnlichen biederen Hausfrau hinabgestiegen seyn.

Wir hatten am Ufer beigelegt. Die Gegenwart der beiden Töchter taugte doch nicht zu näheren Bekenntnissen. Also trennten wir uns für heute; ich zeigte ihr das Häuschen seitwärts auf dem Hügel, wo ich mit meiner Familie wohnte, und sie verhieß für morgen einen Besuch mit ihrem Manne.

Ich konnte andern Tages die Stunde kaum erwarten. Endlich erschien Sylvia mit den Töchtern und dem Gemahl, einem feinen, würdigen, vielerfahrenen Arzte, voll Geist und einnehmenden Wesens. Schon sein erster Eindruck tröstete mich ein wenig. Damit wir Zeit und Muße fänden zu freiem Austausche, schlug ich einen Spaziergang in's Kreuter Thal vor, der mit Freuden angenommen wurde. In stattlicher Colonne bewegten sich unsere beiden Familien die sanften Wiesengründe längs der Weißach hinauf, und bald genug war ich mit Sylvien an der Spitze des Zuges, etwas voraus den Uebrigen, vertieft im Hören und Berichten dessen, was wir Beide seitdem erlebt hatten. Wir wußten uns so viel zu erzählen, daß das ganze Kreuter Thal dazu nicht lang genug war. Also fasse ich, was ich damals und später aus ihrem Munde erfuhr, in wenige Worte zusammen.

Als Sylvia nach dem Tode ihres Bräutigams in Karlsruhe schwer erkrankt zurückgeblieben war, hielt sich dort eben jener Wiener Arzt mit seiner ersten Frau vorübergehend auf, dessen zweite Frau sie selber später werden sollte. Er wurde von einem

Karlsruher Collegen an das Krankenbett des Mädchens geführt, welches man bereits aufgegeben hatte, und ihm gelang es, sie zu retten. Gerührt von ihrer Verzweiflung und ihrer hülflosen Lage sorgte er für ihr nächstes Fortkommen, und da Sylvia dazu die besondere Liebe seiner damals schon leidenden Frau gewann, bot er ihr eine Stelle in seinem Hause an als Gesellschafterin seiner Gemahlin.

Allein in all dem Elende ihres Krankenlagers hatte Sylvia nur bei dem Gedanken der Rückkehr zu ihrer Kunst noch Trost gefunden und sich unzähligemal die Worte wiederholt, welche ich ihr einst in dem verlassenen Bühnenraume gesagt und selber längst wieder vergessen hatte: „daß Gottes Segen Jeden begleitet, der nach Wahrheit ringt und an seine Barmherzigkeit glaubt und treuen Sinnes ist, auch wenn er Komödie spielt.“ Seltsam genug zogen sie diese Worte mit einem förmlichen Zauber wieder zur Bühne zurück.

Es gelang ihr aber zunächst nur bei ganz kleinen Theatern aufzutreten und auch hier ohne allen Erfolg. Sie hatte vordem sich selbst gespielt und konnte nur sich selbst spielen: darin lag das

Geheimniß ihrer zeitweilig so überraschend ächten Leistungen und dann auch wieder ihres nicht minder auffallenden Mißlingens. Als sie selber noch begeistert war in Liebe und politischer Schwärmerei, da wußte sie den Schwung ihres eigenen Wesens auch auf ihre Rollen zu übertragen und riß alle Hörer mit sich fort. Jetzt, wo ihre Liebe wie ihr politisches Hoffen gleicherweise ins Grab gesunken waren, wo Kummer und Noth und Trauer sie umlagerten, jetzt konnte sie nur kalt und traurig spielen, ihre Schwingen waren gelähmt. Wer nicht sich selbst spielt, der ist kein wahrer Künstler, sondern höchstens ein ausgelernter Virtuose, allein wer nur sich selbst spielen kann, der mag ein Meteor seyn, welches jäh und blendend aufleuchtet, gar bald jedoch wird es seiner Kunst gebrechen an Tiefe, Breite und Bestand.

So war es bei Sylvien. Völlig entmuthigt verließ sie zuletzt die Bühne. In der blinden, verzweifelnden Sorge um die Nothdurft des Lebens wandte sie sich an den Lord, welcher zufällig damals am gleichen Orte verweilte und erbat sich seinen Rath und Beistand. Darin konnte sie eben die Schauspielerin nicht verleugnen, daß sie sich

von diesem Manne hatte imponiren lassen, weil er so fein und vornehm that, so gewählte Kleider trug, so reines Hochdeutsch sprach und immer mit aristokratischem Umgang prahlte. Sie glaubte an seine außerordentliche Lebensklugheit und an einen Adel der Gesinnung, welcher der Aechtheit seiner Parfüms und dem noblen Strich seiner gescheitelten und mit dem Brenneisen gekräuselten Haare vollkommen entsprechen müsse. Diesmal aber zerriß die Täuschung: für eine vom Mißlingen verfolgte, von Kummer und Krankheit gebeugte Schauspielerin hatte der Lord kein Interesse. Er wies sie glatt und herzlos ab und zu ihrer tiefsten Entrüstung erfuhr sie sogar hinterdrein, daß er ihre treuen Bekenntnisse, welche sie damals in Wiesbaden so vertrauensvoll für mich in seine Hand gelegt, zu allerlei verleumderischen Anekdoten ausgebeutet hatte, womit er prahlte und seine Genossen ergötzte.

Erst nach dieser bitteren Erfahrung gedachte sie meine Hülfe anzusprechen; allein ich war ihr völlig aus den Augen gekommen, und überdies hatte sie bei aller wahren Zuneigung mir niemals das mindeste praktische Geschick zugetraut (das war die Folge

ihres ersten Eindruckes bei der Scene mit dem französischen Flötisten) und fürchtete und schämte sich auch ein wenig vor mir seit der bekannten Nothlüge und meiner darauf folgenden Bühnenpredigt.

So kam sie zuletzt auf den eigentlich nächsten Ausweg: sie schilderte brieflich ihre Lage jenem Wiener Arzte, und der brave Mann wiederholte die früher von ihr selbst abgelehnte Einladung und nahm sie in sein Haus. Dort pflegte sie die langsam hinsiechende Gattin ihres zweimaligen Helfers und Retters, sie war zuletzt die vertrauteste Freundin der Sterbenden. Sie erzog die beiden Mädchen; der Arzt, ein feiner Menschenkenner, glaubte seine Töchter keinen reineren Händen übergeben zu können als den Händen des Theaterkindes. Und mit Recht. Wer in der doppelten Prüfung der Bühne und des Lebens bestanden hat und rein und tüchtig daraus hervorgegangen ist, der kann Töchter erziehen trotz der geschultesten Gouvernante, und wenn er gleich im Souterrain eines Theatergebäudes geboren und zwischen den Kulissen großgewachsen wäre.

So vergingen zehn Jahre. Sylvia hatte eine neue Heimath gefunden, worin sie nun völlig ein=

gebürgert saß; aller äußere Zusammenhang mit ihrem früheren Leben war abgeschnitten, kein Mensch stand ihr mehr nahe, den sie in ihrem Künstlerwirken gekannt, die Welt war eine andere geworden, sie selber eine andere, nur ihr treues Gemüth bewahrte noch fest und heilig, was sie vordem Alles in Liebe und Schmerz in sich selber durchgerungen hatte. War es ein Wunder, war es ein Unrecht, daß aus dem befriedenden Walten im fremden Hause zuletzt ein Walten im eigenen Hause wurde? Es gibt Verhältnisse zwischen Mann und Weib, die sich allmählich, still und nothwendig zur Ehe auswachsen, fast wie von selber. So geschah es auch bei Sylvien und dem Arzte. Sie war längst die Mutter seines Hauses gewesen, bevor sie die Stiefmutter ward.

Sie hatte ihre Jugendliebe verloren, ihre Kunst, und die stürmischen Ideale ihrer jugendlichen politischen Schwärmerei waren — nicht blos für sie allein — längst begraben mit ihrem Geliebten. Nur Eines noch war ihr übrig geblieben: der Beruf des Weibes. Den hatte sie zuletzt gefunden und in diesem Berufe den Frieden.

Jetzt war ich versöhnt mit ihrem Lebensgange.

Er führte zu anderen Zielen, als ich erwartet hatte, aber sie faßte ihn groß und dichterisch schön und er war es auch. Auch jetzt wieder spielte sie sich selbst, im edelsten Sinne; denn die reine Weiblichkeit war trotz aller Larven und Irrgänge des Bühnenlebens doch immer ihr eigenstes, bestes Theil gewesen und diesen inneren Adel, der das Theaterkind nicht untergehen ließ, hatte ich geahnt, wenn ich gleich sonst in stäter Täuschung verstrickt war; der Lord aber, welcher den äußeren Schein weit schärfer durchschaute, ahnte nichts von diesem Kerne.

Jener leuchtend klare, friedenvolle Abend auf dem Tegernsee, da ich ihr auf spiegelglatter Fluth wieder begegnete, blieb mir fortan das Sinnbild ihres zum heiligen Abendfrieden verklärten Wesens. Und noch viel nachdrücklicher als damals in Wiesbaden sprach ich manchmal, Sylviens gedenkend: welch ein Abgrund ist doch des Menschen Herz und welch ein ewiges Räthsel das Weib, vorab eine Schauspielerin vom naiven Fache!

Nun muß ich aber auch noch erzählen wie es dem Lord erging; auch er hatte einen ganz unerwarteten Weg gemacht. Ein Jahr nachdem sein vortreffliches

Buch über den Credit erschienen war, vertauschte er die Theorie der Kunst reich zu werden, mit der Praxis: er heirathete die Erbtochter eines großen Cigarrenladens in Frankfurt a. M. Ach, es war noch in der guten alten frankfurtischen Zeit, wo nach gangbarem Sprüchwort jedes Bürgermädchen der freien Reichsstadt dem Fremden an sich schon dreihundert Gulden werth war, weil sie das Frankfurter Bürgerrecht gratis zur Aussteuer mitbrachte. Und die Braut des Lords war noch dreißigtausend Gulden mehr werth. Jammerschade, daß solchergestalt der Lord der Wissenschaft nicht treu geblieben ist, er wäre gewiß ein berühmter Gelehrter geworden. Er besaß alle nöthigen Eigenschaften: kein Mensch konnte ihm vorwerfen, daß er eigene Gedanken habe oder irgend ursprüngliche wohl gar künstlerische Form der Darstellung; er beschränkte sich einseitigst auf seinen Stoff (schöne Schauspielerinnen ausgenommen), folgte bolzgerade der Methode seiner Lehrer, war unermüdlich fleißig, correspondirte mit allen Fachgenossen, lauschte auf jeden Lufthauch der Kritik und drehte dann allemal seine Windfahne bewundernswürdig nach der stärksten

Strömung. Wahrlich er verdiente die erste Note in allen Stücken, und würde eine ungemein rasche Laufbahn gemacht haben, sey es in der gelehrten Welt oder in der Bureaukratie.

Leider zog er, ein ächtes Kind dieses praktischen Jahrhunderts, den müheloseren und lohnenderen Weg des Cigarrenhandels vor und setzte sich in seinen erheiratheten Laden.

So oft ich seitdem nach Frankfurt komme, besuche ich diesen Laden und kaufe mir sechs Cigarren. Der Lord ist so klug, neben seinen Commis in Person die Käufer zu bedienen, allein er thut es vornehm und gemessen wie ein Lord. Manchmal schon betrachteten wir uns, als wolle Einer den Andern mit Seume's Canadier fragen:

„Haben wir vielleicht uns schon gesehen?"

— doch immer blieb das Wort unausgesprochen.

Und der Lord fragt jedesmal, mir die sechs Cigarren überreichend, fein und vornehm: „Wünschen Sie Eine anzuzünden?" Und ich antworte noch um einen halben Ton vornehmer: „Nein!" und gehe meiner Wege.

Reiner Wein.

Kleiner Wein.

Erstes Kapitel.

Es ist eine ganz eigene Empfindung, vom Pferde zu fallen, so eigen, daß sie sich gar nicht genau beschreiben läßt: man muß sie einmal erlebt haben oder noch besser mehrmals. Es fällt sich so überraschend geschwind! Ich meine, wenn wir eben erst Sitz und Bügel verloren haben, so ist die Spanne Zeit, bis wir uns selbst am Boden wiederfinden, verzweifelt kurz; in all der Geschwindigkeit aber können wir gar viel uns denken und vorstellen; denn ein Pferd ist schnell und ein Fall noch schneller, aber die Gedanken sind doch alleweil am schnellsten.

Das erfuhr Franz Hertorf vom Roßmarkt in Frankfurt, als er beim Stückschießen von 1664 über die Festwiese ritt. Er lenkte den stolzen Schimmelhengst Cyrus recht straff und keck, und wie er des alten Schöffen Lippold Silberborn mit seiner schönen

Tochter ansichtig wurde, ließ er das Pferd majestätisch im kurzen Galopp ansprengen. Da krachte unversehens unter der Nase des Reiters ein Böller los, das Feuer schlug ihm fast ins Gesicht, daß er jäh zusammenfuhr, und weil der Reiter erschrak, so erschrak das Pferd doppelt, that einen Seitensprung in den Graben, welcher die kanonirenden Bürger von den Zuschauern trennte, brach in die Vorderbeine, warf sich aber im Nu mit wüthender Schnellkraft wieder empor, schleuderte den Reiter weit ab und jagte mitten in die Schußlinie der Geschütze. Fast im selben Augenblicke stand aber auch der Reiter schon wieder auf den Füßen, sprang dem Thiere nach, das plötzlich wie eingewurzelt stehen geblieben war, faßte es fest mit der Linken am Zügel, klopfte ihm ohne eine Miene des Zornes oder der Strafe gutmüthig lächelnd mit der Rechten auf den Hals und sagte: „Cyrus, Cyrus! warum hast du mir das gethan?“ Dann schwang er sich leicht wieder in den Sattel und lenkte das immer noch zitternde und scheuende Roß mit sicherer Führung über den Graben zurück.

Handumkehrt, wie man drei zählt, war die

Geschichte verlaufen. Aber was dachte der Reiter nicht Alles in der Geschwindigkeit! Ein ganzer Liebesroman war mit ihm durchgegangen und vom Pferde gefallen.

Er wußte wohl, welch gefährliches Thier er ritt, allein Cyrus war der stolzeste Hengst, drum hatte er ihn eigens für heute gewählt. Und war er, Franz Hertorf, gleich nur ein neu eingebürgerter Weinhändler, so wollte er sich doch der Jungfrau Susanna Silberborn, die aus den edlen Geschlechtern des Hauses Limpurg stammte, als einen leibhaften Ritter zeigen. Mit diesen Gedanken galoppirte er an dem Schöffen und seiner Tochter vorbei. Und als er den aufbäumenden Hengst nicht mehr halten konnte und instinctmäßig nach der Mähne griff, da dachte er: „Nein! Susanna schaut auf Dich: lieber ritterlich herunterfallen, als unritterlich oben bleiben!“ und hielt sich, getreu diesem schönen Gedanken, am Zügel statt an der Mähne, wodurch er dem Cyrus das Maul blutig riß, daß ihn derselbe nun erst ganz unfehlbar abgeworfen hätte, auch wenn er kein Weinhändler gewesen wäre. Indem er dann aber auf die Wiese hinausflog, sah er

einen Stein und dachte: „Dort wirst Du Dir den Schädel zerschmettern; das ist nun ein ganz besonderes Erlebniß und wird der Jungfrau Herz erweichen! Allein er hatte den Satz noch gar nicht recht ausgedacht, so stand er auch schon wieder ganz heil auf den Beinen und wußte weniger wie er jetzt so geschwind in die Höhe, als wie er vorhin so geschwind heruntergekommen war. Und da er nun dem verteufelten Cyrus nachlief, quer durch die Schußlinie, meinte er, eine Stückkugel werde ihm den Kopf vom Rumpfe reißen; aber dann sterbe er für Susanna. Dies war nun eigentlich ein Unsinn; denn Jungfer Susanne ahnte nicht das Mindeste von seiner Liebesschwärmerei: was hätte es ihr also für Nutzen gebracht, wenn ein Weinhändler vor ihren Augen zwiefach den Kopf verloren hätte, figürlich und natürlich? Dennoch gab ihm grade jener gedankenlose Gedanke so stolzen Muth, daß er sich kühn wieder auf den scheuen Hengst schwang und geschlossenen Sitzes wie ein Stallmeister unter die staunende Menge zurückritt.

So wie er sich aber hier wieder auf sicherem Boden und in sicherem Gange fühlte, brach alle

seine Spannkraft mit einem Male. Es überfiel ihn eine Scham und ein Schreck über das eben Erlebte, daß die zitternden Kniee kaum mehr Schluß zu halten vermochten, und so trabte er baarhäuptig (der Hut war auf der Wiese geblieben) und geduckt nach Hause und als das Pferd endlich von selbst vor dem Stalle stehen blieb, rutschte er im Absteigen herunter, als ob er das Fallen noch einmal probiren wolle.

Allein der Schreck kam nicht blos nach, sondern nach dem Schrecken auch der Trost.

Ein Augenblick war wie ein Lichtstrahl in seine Seele gefallen und leuchtete jetzt wieder hell auf. Als ihn das Pferd abwarf, hatten alle Umstehenden gelacht; nur Susanne lachte nicht, sie wurde leichenblaß und schrie und zitterte. Das hatte er bemerkt, ja hätte er's nicht so scharf bemerkt, so wäre er vielleicht fester im Sattel geblieben. Jener Schrei wurde ihm zu Hause am einsamen Abend zum beglückenden Wahrzeichen: war es nicht der erste Laut der Theilnahme für ihn, welcher der vornehmen Jungfrau über die Lippen gekommen?

Freilich kannte er den ganzen Verlauf dieser

Theilnahme nicht. Genau besehen erging es nämlich folgendermaßen. Als Susanne den Reiter so hochgemuth heransprengen sah, sagte sie zu ihrem Vater: „Da kommt der junge Hertorf und sitzt wie ein rechter Geck auf dem großen Gaule.“ Im Anblick des Sturzes erblaßte sie dann freilich und schrie, wie Frauenzimmer pflegen, und war eine ganze Weile versteinert vor Schrecken. Doch erholte sie sich bald und sagte lächelnd: „Für einen Weinhändler ist der junge Mensch nicht übel vom Pferde gefallen.“

Wie seltsam aber streiten oft eines Mädchens Worte und Gefühle! es klang dennoch ein warmer Ton bewegend aus der Stimme, welche diesen kalten Spott so leichtsinnig hinwarf.

Zweites Capitel.

„Unsere erste Begegnung," — so nannte Franz Hertorf bald nur seinen Sturz auf der Festwiese, natürlich ganz still für sich, denn über derlei Dinge plaudert man nicht. Und er entsann sich dabei, daß schon einmal ein solcher Fall berühmt geworden war in der Geschichte der Geschlechter des Hauses Limpurg.

Als nämlich Ambrosius Glauburger im Jahre 1498 mit einem Herzog von Braunschweig turnierte und denselben aus dem Sattel hob, ließ er sich zu Ehren des Herzogs *mit* herunterfallen. Die Geschichte war abgemalt am Tanzhause zum ewigen Gedächtniß, wie vornehm ein Frankfurter Patrizier sey, daß er mit einem Herzog seine Lanze gebrochen, und wie artig, daß er den Herzog nicht allein habe vom Pferde fallen lassen.

Franz meinte, die beiden Fälle seyen nahe verwandt: was Ambrosius Glauburger aus Höflichkeit, das habe er aus Liebe gethan. Denn es däuchte ihm nachgerade fast, er sey auch mit Absicht nur so ein wenig herabgeglitten, blos um das Auge der spröden Jungfrau desto sicherer auf sich zu ziehen, und man könne nicht wissen, ob diese erste Begegnung dereinst nicht auch einmal irgendwo abgemalt werde.

Der Vergleich mahnte ihn dann aber auch mit Schrecken daran, welch große Kluft bestehe zwischen jenen alten Geschlechtern, die mit Fürsten turniert hatten, jeden bürgerlichen Erwerb verschmähend nur der Wissenschaft, dem Kriegsdienste oder ihrer freien Muße lebten, vornämlich aber „sehr difficile im Heirathen" waren — und ihm, dem neueingewanderten Kaufmanne. Allein, wer noch jung und schön ist und dazu ein erlesenes Weinlager am Roßmarkte hat, der sieht auch weingrünen Muthes in die Welt, und also dachte Franz Hertorf, es gebe zweierlei Edelleute, solche, die adelig geboren sind, und solche, die adelig leben und handeln, und wenn er nur diesen zweiten Adelsbrief in den Augen der

Jungfer Susanne gewinne, so werde sie den Mangel des ersten wohl vergessen.

Also fuhr er nun recht hoch hinaus. Er wollte Unerhörtes thun, Thaten, wie man sie einem gewöhnlichen Weinhändler gar nicht zutraut.

Weil es aber nicht mehr wie in der Ritterzeit Riesen und Drachen zu erschlagen gab, so begann er damit, daß er ein Fuder Hochheimer Zweiundfünfziger zu zweihundert Reichsthalern ersteigerte. Es war ein köstlicher Wein, und man nannte den Jahrgang damals nur „das Wunderjahr;" aber zweihundert Reichsthaler war auch ein Preis, den selbst für dieses edelste Gewächs kein Mensch noch gezahlt hatte. Die reichsten Käufer boten bis zu 150 Thalern; doch Franz Hertorf rief: „Zweihundert!" und Alle verstummten und fragten sich staunend, wie denn der Weinhändler so übertheuern Wein wieder an den Mann bringen wolle?

Das war aber bald geschehen; denn schon des andern Tages schenkte Hertorf das ganze Fuder dem Heiligen-Geist-Spital zum Labetrunk für Genesende mit der einzigen Bedingung, daß die Spitelleute an jedem hohen Festtage seine Gesundheit in einem

Becher dieses Weines trinken sollten. Und den Becher schenkte er auch dazu. Das hieß doch adelig gehandelt!

Die Sache hatte aber zudem noch ihre besondere Feinheit. Denn der alte Schöff Silberborn zählte zu den magistratischen Pflegern des Spitals. Natürlich ging Hertorf grade zu diesem Pfleger und keinem andern, um das Geschenk anzumelden, und hoffte bei dem Anlaß doch auch die schöne Tochter zu sehen. Und in der That blühte ihm auch dieses Glück; denn als er zum Hausthore eintrat, ging sie eben hinaus und sagte deutlich guten Morgen. Der Alte nahm das überraschende Geschenk mit zögerndem Danke entgegen und belästigte seinen Besuch nicht mit allzu langem Gespräche.

Das war freilich wenig für zweihundert Reichsthaler; allein es war doch der zweite Anknüpfungspunkt. Am Abende schalt Lippold Silberborn bei seiner Tochter die Hoffart dieser verderbten neuen Zeit, wo Kaufleute mit fürstlichen Geschenken prahlten. Susanne entgegnete: „Hätte der junge Hertorf das schlechteste Faß aus seinem Keller geschenkt, so würdet Ihr ihn einen rechten Christen nennen; soll

er nun darum ein schlechterer seyn, weil er das beste geschenkt hat?"

Zur selben Zeit regte es sich in Hertorfs Hause am Roßmarkt von allerlei Künstlern und Handwerkern. Obgleich der stattliche Bau erst vor wenigen Jahren neu aufgeführt worden, so dünkte er dem Besitzer jetzt doch viel zu schmucklos, darum ließ er an der Vorderseite Festons in Stucco über den Fenstergewandungen anbringen und ein neues Prachtportal mit steinernen Säulen und grimmig züngelnden Löwenköpfen. Denn wo können wir den Leuten unser Geld und unsern Geschmack greifbarer zeigen als an der Straßenfronte unseres Hauses?

Mit genügender Neugierde beobachteten dann auch die Frankfurter, wie sich das Bürgerhaus in ein Herrenhaus verwandelte; ein Jeder wußte zu loben und zu tadeln, und Allen stand es fest, daß der junge Weinhändler viel reicher seyn müsse, als man bisher geglaubt, auch verbreitete sich bald die Sage, er habe unlängst eine große Erbschaft gethan. Gelockt durch das viele Gerede ging nun auch einmal der Schöff mit seiner Tochter über den Roßmarkt, um die neue Herrlichkeit zu betrachten. Sie fanden den Haus-

herrn vor der Thüre, mit zwei Handwerksmeistern sich berathend, und begrüßten ihn recht gnädig, fast schon wie einen alten Bekannten. Franz Hertorf hätte vor Freude gestrahlt, wenn er vor Verlegenheit zum Strahlen hätte kommen können, und erläuterte beredten Mundes das begonnene Werk.

Ueber dem Portal stand eine kahle Wandfläche, für welche noch kein passender Schmuck gefunden war. Da meinte Susanne, Herr Hertorf könne ja einen Bacchus hinaufmalen lassen, der auf einem Weinfasse reite.

Es zuckte auf des jungen Mannes Gesicht, wie wenn er eine Ohrfeige erhalten hätte. Denn solch eine plumpe Figur war damals ein bräuchliches Schild der Weinhändler. Jungfer Susanne konnte bei seinem und seines schönen Hauses Anblick an so vieles Andere denken, warum grade daran, daß er ein Weinhändler sey? Doch faßte er sich rasch und sagte mit artigstem Lächeln, der Vorschlag der Jungfrau solle ausgeführt werden.

Und nach drei Monaten lud er den Schöffen mit seiner Tochter ein, daß sie das nunmehr vollendete Bacchusbild betrachteten. Wie staunten da

die Beiden! Dieser Bacchus war kein pausbackiger Bube, der trunken auf einem Fasse reitet, die Flasche am Mund, sondern ein edler Jüngling, auf antikem Wagen von zwei Panthern gezogen, und auf den gefleckten Raubthieren ritten zwei Genien und bändigten mit der Leyer und Flöte der weinverklärten Kunst die wilde Wuth des Gespannes. Als Rahmen um das farbenleuchtende Mittelbild aber schlang sich ein Arabeskenkranz, grau in grau, mit reizenden kleinen Gruppen aus der Bacchussage. Das war kein Kaufmannsschild, sondern ein Kunstwerk. Johannes Sandrart, der Bruder des berühmten Joachim, hatte das Ganze entworfen und ausgeführt, und Johann Heinrich Roos die Panther auf dem Carton noch einmal insbesondere durchgebildet.

Mit Stolz blickte Hertorf jetzt bald auf das schöne Bild, bald auf die schöne Susanne; kein Edelmann hätte ja feineren Geschmack zeigen und bessere Kunstgönnerschaft üben können.

Endlich brach der alte Schöff das Schweigen, klopfte dem träumenden Mäcen vertraulich auf die Schulter und sprach: „Die Panther sind gut; man

kann sie auf der Messe nicht besser sehen.“ Susanne aber fügte theilnehmend hinzu: „Das Bild ist ein rechter Schmuck für ganz Frankfurt. Ihr beschämet den Rath dieser Stadt; der wußte an dem Brückenthor nichts Gescheidteres malen zu lassen, als einen Juden, welcher auf einem Schweine reitet.“

Beim Heimgehen zankte der Vater die Tochter, daß sie so gesprochen: man müsse der neumodischen Hoffart, die über den Stand hinauswolle, nicht schmeicheln.

Die Tochter aber erwiderte: „Dieser Hertorf ist entweder der größte Schwindler oder der feinste Weinhändler, welcher jemals gelebt. Das wird sich schon entscheiden. Dürfen wir ihn aber bis dahin tadeln, bloß weil er des Guten und Schönen zu viel thut?“

Drittes Kapitel.

Franz hatte den Vormittag geglüht im Feuer der Erwartung, und als Susanne mit ihrem Vater wieder hinweggegangen war, fror es ihn den ganzen Nachmittag.

Susanne war ein eigenes Mädchen. Groß, stattlich, voll in den Formen und von frischester Farbe, erschien sie aus der Ferne wunderschön; trat man ihr aber nahe, so waren die Züge um ein Haar zu scharf und männlich, die Farbe um einen Ton zu derb; die Schönheit stieg mit jedem Schritte, den man zurücktrat, und fiel mit jedem Schritte, den man herankam. Die Schwaben sagen von einem solchen Frauenbilde: „es fernelet." Nur der geistige Ausdruck des Auges wuchs in der Nähe. Alles dieses hatte Franz schon oft bemerkt und meinte, das sey grade nicht die schönste Schönheit, aber die

gediegenste. Nun fand er heute, daß die Jungfrau auch noch in einem andern Sinne „fernele.“ Wenn er sie nämlich gar nicht sah, Tage und Wochen lang, so neigte sie sich ihm im Geiste immer liebevoller und huldreicher entgegen, hatte er sie vollends während eines ganzen Monates nicht einmal auf der Straße erblickt, so verkehrte er wunderbar innig mit ihr und sie mit ihm, und es hätte nur noch des letzten Wortes bedurft, so wären sie Braut und Bräutigam gewesen; — allein er brauchte dann nur wieder ein wirkliches Wort mit ihr zu reden und der ganze Rausch verflog, es überlief ihn kalt und er erkannte mit entsetzlicher Klarheit, daß Susanne gar nichts ahne von seinem vertrauten geisterweisen Verkehre, nicht ahne, daß er ihr zu Liebe den Cyrus geritten und den Wein so theuer gekauft und das Haus so kostbar habe schmücken lassen.

So war es in der That. Dennoch hatte das Mädchen gleichfalls eine gewisse Empfindung für den jungen Schwärmer, nur in einer der seinigen ganz entgegengesetzten Weise. Sie ärgerte sich über den Großthuer und zürnte dem Verschwender, ja

sie war unter Freundinnen immer seine strengste Anklägerin. Trat er ihr aber einmal persönlich gegenüber, so zerrann der Unmuth und sie konnte seine wenigen bewegten Worte niemals ohne herzliches Mitleid hören. Der junge Mensch, welcher so sichtbar in sein Verderben lief, dauerte sie dann gar zu sehr.

Er träumte sich am glücklichsten, wenn er sie nicht sah, und mußte sie doch suchen; sie suchte ihn gar nicht, fühlte aber doch eine gewisse Befriedigung, wenn sie ihm ungesucht begegnete. Und warum soll es uns nicht wohlthun, wenn wir gewahren, daß ein zweifelhafter Charakter aus der Nähe doch nicht halb so schlecht aussieht als aus der Ferne?

Franz Hertorf verfolgte inzwischen unbeirrt die eingeschlagene Bahn im festen Glauben, sie werde ihn zum Ziele führen. Sein Geldbeutel hielt noch eine Weile vor, und war er nur erst einmal ein recht vornehmer und berühmter Bürger geworden, so mußte sich das Uebrige schon finden. Vom Weine allezeit nüchtern, im Geiste aber ewig trunken, war er jetzt schon ohne Zweifel der originellste Weinhändler. Auch drang er wirklich mehr und mehr

in das Haus des Schöffen, und die Gespräche mit Susannen wurden ausgiebiger. Allein der Gegenzug ihrer Naturen verschliff sich dadurch keineswegs, sondern steigerte sich nun erst recht.

Denn stand Susanne dem jungen Hertorf gegenüber, so gab sie ihm zwar manches freundliche Wort, las ihm aber auch recht mütterlich den Text und dachte, wenn ich ihn nur immer unter den Augen hätte, so bliebe er vor tausend Thorheiten bewahrt und könnte späterhin irgend ein braves Bürgermädchen noch recht glücklich machen. Franz dagegen meinte manchmal, verzweifelnd, wenn es ihm nur gelänge, blos von fernher und in der Einbildung mit Susannen zu leben, das gäbe die seligste Liebe und Ehe, die je im Himmel geträumt worden sey.

Trotzdem ging jedoch seltsamerweise wieder all sein Sinnen dahin, der von fernher so reizenden Susanne seine Liebe einmal ganz aus der Nähe zu erklären.

Vor diesem entscheidenden Schritt hatte er sich aber noch ein zwiefaches Ziel gesteckt, auf daß auch die letzten Vorurtheile des Schöffen gegen seinen

geringen Stand zerstreut würden, ein Doppelziel, mit welchem er freilich zunächst nur das doppelt gesteigerte Mißfallen Susannens gewann. Allein da er ihr bisher überhaupt ja nur im Mißfallen einiges Wohlgefallen abgerungen hatte, so erschreckte ihn das gar nicht.

Erstlich trachtete er nach einem Sitz im Rathhause und zwar auf der zweiten Bank, auf welche neben viel vornehmern Leuten nur einige vornehme Kaufleute kommen konnten. Als Susanne davon hörte, fand sie dieses Vorhaben sehr anmaßlich; denn ein Mann wie dieser Weinhändler gehöre höchstens auf die dritte Bank. Doch da ihr Franz demnächst wieder zu Gesicht kam, dachte sie ganz still: für die dritte Bank ist er doch zu fein, und warum soll denn ein so reich begabter Mann seinen Ehrgeiz nicht eine Bank höher spannen.

Um aber jener zweiten Bank sicher zu seyn, veränderte er sein ganzes Geschäft von Grund aus und wollte sich demnächst als wirklicher Großhändler entpuppen. Dies war das andere Ziel. Er mied von Stund an den Weinmarkt vor dem Leonhardsthor, wo man am Mainufer unter schattigen Bäumen

täglich Wein probirte und ausschenkte und die kleineren Käufe abschloß, und schickte statt seiner einen Geschäftsführer auf den Markt, der jedoch für sich bessere Geschäfte machte als für seinen Herrn. Allein das that nichts. Der Kleinverkauf — bisher freilich die beste Einnahmequelle — sollte ohnedies allmählig ganz eingehen; dagegen nahm Hertorf den Rest seines Vermögens zusammen, um große Vorräthe einzukaufen und neue Verbindungen zu knüpfen.

Die Leute redeten viel über diesen kühnen Aufschwung, und Susanne fand das Verschmähen des bisherigen sicheren Erwerbes äußerst unklug und spottete über den großen Handelsherrn, der für den Platz am Weinfaß zu gut geworden sey und nur noch vom Triumphwagen herab (wie der Bacchus am Roßmarkt) seine Panther, das heißt seine zwei Handlungsdiener lenke. Als sie ihm jedoch ihre Meinung recht hart sagen wollte, schmolz diese Härte in den Ton des Mitleids, und der leichtsinnige Franz ließ sich den Uebergang recht wohl gefallen und meinte, Mitleid sey schon oft die Maske der Liebe gewesen.

Der Tag, wo sich's mit der zweiten Bank

entscheiden mußte, stand vor der Thür. Hertorf's Hoffnung wuchs und wurzelte zuletzt so fest, daß er im Geiste die Bank schon ganz warm gesessen hatte, und als ihn gar nur vierundzwanzig Stunden noch von dem Termine der Rathswahl trennten, war seine Brust so übervoll des frohesten Muthes, daß ihm die Mauern der Stadt zu eng wurden.

Er sprengte auf dem Cyrus hinaus in's weite Land, um bis zum sinkenden Abend den stolzesten, glückseligsten Zukunftsbildern nachzujagen, und fand des Nachts vor lauter Träumen keinen Schlaf. Am hellen Tage träumte er dann weiter. War nach dem Vorschlage des Schultheißen die Wahl vollzogen, so mußte alsbald ein Kanzleischreiber bei ihm, dem Neugewählten, erscheinen und ihn auf den Römer entbieten. Dort schwur er den sogenannten „Corruptionseid" und empfing an der Thür die Glückwünsche seiner neuen Amtsbrüder. Alsdann aber wollte er stracks zu Jungfer Susanne eilen, um mit noch ganz anderen Schwüren als dem Corruptionseid den Tag zu besiegeln.

Er spähte recht oft durch's Fenster nach dem Kanzleiboten. Endlich klopfte es an die Thüre;

Hertorf setzte sich in würdige magistratische Haltung, bevor er Herein! rief. Es kam aber kein Kanzleibote, sondern ein Handlungsdiener, welcher athemlos meldete, der Geschäftsführer am Weinmarkt sey gestern durchgegangen. Das Wort schnitt dem unglücklichen Kandidaten der zweiten Bank bis in's Mark; er hatte dem Geschäftsführer unbegrenztes Vertrauen geschenkt, er hatte ihn den Kaufmann spielen lassen, damit er selber Zeit gewönne, den Edelmann zu spielen, hatte Wechsel und Verträge unterzeichnet, welche ihm Jener vorgelegt, ohne daß er nur genau den Inhalt gelesen: das fuhr ihm jetzt Alles wie ein Wetterstrahl durch die Seele.

Da klopfte es schon wieder. Jetzt kam wirklich ein Bote vom Römer. Allein es war der Rechte nicht, sondern ein Gerichtsdiener, der dem Weinhändler Hausarrest ankündigte, auf gestern bereits erfolgtes Andringen der Gläubiger, welche den durch des Geschäftsführers Flucht verstärkten Verdacht leichtsinnigen und betrügerischen Bankerottes nachgewiesen hätten.

Bei dem Worte „betrügerisch" gewann Franz Hertorf seine ganze Fassung und rathsherrliche Würde

wieder. Er erhob feierlich den großen Rohrstock mit dem goldenen Knopfe, welchen er sich schon vor einer Stunde für den Gang auf den Römer zur Hand gestellt hatte, und sprach zum Gerichtsboten: „Lieber Freund, verbessere Er seinen Vortrag! Ist mein Bankerott leichtsinnig, so kann er nicht betrügerisch seyn, sondern höchstens ein betrogener Bankerott. Ehre mag noch bestehen neben dem Leichtsinn und in Ehren kann man auch betrogen werden, ja man kann sogar aus lauter Ehre Bankerott machen, aber betrügen aus Ehre kann kein Mensch!"

Und so fand Franz den ersten Trost in dem Gedanken, daß er zwar Geld und Freiheit möge verloren haben, aber seine Ehre nicht.

Viertes Kapitel.

Der feinste Weinhändler, welcher in den Augen seiner Mitbürger nun doch plötzlich zum gröbsten Schwindler herabgesunken war, bekam einen harten Stand. Die Ueberschuldung rechnete sich auf zehntausendachthundert rheinische Gulden, und Franz Hertorf selber, dem doch so vieles Großartige über Erwarten gelang, hätte seiner Lebtage nicht gedacht, daß er so großartige Schulden machen könne. Vergebens rang er, den Richtern seine Unschuld und Unwissenheit darzuthun und den bodenlosen Abgrund seines romantischen Leichtsinnes zu veranschaulichen. Sie hatten kein Verständniß dafür. Kein Mensch wollte ihm glauben, daß er seit Jahresfrist den schlechten Stand seines Vermögens selber nicht gekannt und dem Geschäftsführer schriftliche und mündliche Vollmachten gegeben, deren Inhalt er gar nicht beachtet habe.

Mußte er doch den letzten, einzig überzeugenden Grund, der in der Tiefe seines Seelenlebens lag, verschweigen. Die Richter sprachen von einem leichtsinnigen, ja von einem schelmischen Bankerott, und er hatte doch nur aus bitterer Noth Bankerott gemacht, aus Liebesnoth. Er schimpfte inwendig auf die erbärmliche Rechtspflege, welche gar keine Rubrik besitze für einen Bankerott aus Liebe, hätte sich jedoch eher die Zunge abgebissen, als daß er von dieser Ursache seiner Verschwendung und seines adeligen Abscheues gegen gemeine Rechnungsbücher, Wechsel, Quittungen und dergleichen bürgerliche Papiere gesprochen hätte. Sein geheimes Lieben war ihm heilig, er hatte es über alle Wolken hochgehalten, sollte er's in einen ganz ordinären Gantproceß herunterziehen? Und sollte er wohl gar zu den Acten geben, daß er so ungeheuer viel Geld und Mühe verschwendet für ein Mädchen, welches dann ihrerseits am Ende vielleicht zu Protocoll erklärte, daß sie von seiner Liebe niemals etwas gewußt habe, noch habe wissen wollen? Er hatte für den höchsten Besitz, für den Besitz des edelsten, ächtesten Menschenherzens schnöde Erdengüter

eingesetzt, und wenn er diese nun verlor, war das ein leichtsinniger Bankerott? Und konnten seine Richter und Gläubiger denn überhaupt entscheiden, daß er in diesem Handel Bankerott gemacht habe? Das konnte nur Susanne und er selbst.

Mit solchen Gründen erhitzte und kühlte er zugleich seinen brausenden Zorn. Freilich würden sie ihm, wenn er sie ausgesprochen, nicht viel genützt haben, wie viel weniger also, da er sie steif und fest für sich behielt.

Kein Wunder, daß der Proceß einen schlimmen Ausgang nahm. Das leichtsinnige Bankerottiren war seit einiger Zeit zu Frankfurt stark in Mode gekommen; man mußte ein Exempel statuiren und that es vielleicht doppelt gern bei einem Manne, der vornehmer, feiner und besser hatte seyn wollen als seine Mitbürger. Also erkannte der Rath zu Recht, daß Franz Hertorf „einen schelmischen Bankerott gespielet," zumal er noch nicht zwei Jahre Haus gehalten. Man ließ ihm aber aus besonderer Huld die Wahl zwischen drei Strafen, entweder, er solle dreimal je zwei Stunden am Halseisen stehen, oder lebenslang einen gelben

Hut tragen, oder auf ewig im Schuldthurm sitzen.

Die Wahl schien nicht gar schwer und der gelbe Hut sicherlich das kleinste von den drei Uebeln. Doch Franz Hertorf wollte diesmal nicht wieder leichtsinnig seyn und bat um Bedenkzeit, daß er sich mit seinem Advocaten berathe. Dieser empfahl das Halseisen; es sey zwar nicht die angenehmste, aber doch die kürzeste Strafe, sechs Stunden seyen geschwind vorbei, auch fehle es hier nicht an achtbaren Vorgängern; denn erst um Weihnachten habe ein wirklicher Edelmann wegen Diebstahls an demselben Eisen gestanden.

Franz fuhr den wohlmeinenden Rathgeber fast zornig an und rief, solche Schande wolle er nimmer erleben und fragte dann, ob der gelbe Hut nicht vorzuziehen sey? man könne ja Winters und Sommers etwa einen Strohhut tragen.

Als ihm aber der Advocat erklärte, was es mit dem gelben Hut für genauere Bewandtniß habe, da fiel ihm das Herz in die Schuhe. Wer nämlich als Bankerottirer zum gelben Hute verurtheilt war, der mußte, laut eines Rathsschlusses von 1581

sammt seiner Familie geringer gekleidet gehen als die übrigen Bürger, und jedes öffentlichen Verkehres mit ehrlichen Leuten sich enthalten, bei Gefängnißstrafe; auch war er unfähig zu städtischen Aemtern, also ausgestoßen aus der Gesellschaft und politisch todt. Da hatte der Advocat also doch mit gutem Grunde das Halseisen als bequemer empfohlen: gleiche Schande lastete auf der eisernen Halsbinde wie auf dem gelben Hute, allein das Sinnbild der Schande trug man dort doch nur sechs Stunden, hier aber sein Leben lang.

Hertorf wollte verzweifeln über der Qual der Wahl. War hier am Ende gar die härteste Strafe die mildeste? sollte er ewiges Gefängniß, welches im ersten Augenblicke kein Mensch vorgezogen hätte, nicht doch zuletzt als Frucht reiflicher Erwägung begehren? In den Schuldthurm nahm er seine Ehre mit und konnte sie auch unverletzt wieder heraustragen, aber leider nur, wenn er selber im Sarge herausgetragen wurde. „Ewig" spricht sich so kurz, und ist doch ein gar langes Wort. Mit dem Halseisen oder dem gelben Hute war er todt für seine Mitbürger, todt für die Gemeinde; in ewiger

Schuldhaft war die ganze Welt todt für ihn. Am liebsten hätte er sich gleich den Hals abgeschnitten, um der Wahl zwischen jenen zweierlei Arten von Tod durch eine dritte noch tödtlichere Todesart enthoben zu seyn, allein fürs Leben würde er dadurch wenig gewonnen haben und für die Ehre auch nicht viel.

Nach langem Hin- und Widerreden erklärte endlich der Advocat, so ein wählerischer Mensch sey ihm in seiner ganzen Praxis noch nicht vorgekommen, und überließ den überkritischen Weinhändler, dem nicht zu rathen und nicht zu helfen sey, dem eigenen einsamen Nachsinnen. Kaum aber sah sich Franz Hertorf allein und ohne Rechtsbeistand, so fand er auch einen erleuchteten Gedanken: Susanne sollte entscheiden!

Und kaum gedacht, so schrieb er auch schon einen Brief an die Tochter des Schöffen, und erst beim letzten Punktum erschrak er über seine eigene Kühnheit. Allein der Brief war geschrieben und ward augenblicklich gesiegelt und fortgeschickt.

Es war sein erster Brief an Susannen: wenige trockene Zeilen mit einer kurzen Schilderung der Sachlage und der schweren Frage, welche von den

drei Strafen zu wählen sey? Franz empfand viel zu stolz und dachte viel zu gescheidt, als daß er auch nur die leiseste Ahnung von jener Leidenschaft hätte durchschimmern lassen, welche in diesem Augenblicke qualvoller als je zuvor sein Herz zerriß. Er hätte an seine Richter nicht gedrängter und gegenständlicher schreiben können, wie jetzt an die Jungfrau, und sie stand in der That als der Hauptrichter vor seiner bangenden Seele.

Dennoch sagte er, da er das karge Blatt abgesendet, zu sich selbst: „Das ist nun mein erster Liebesbrief!“ — nicht als ein Brief, in welchen er seine Liebe erklärt, sondern durch welchen er vielmehr die Liebe Susannens, wenn sie auch nur in einem Fünklein geglommen hatte, zur Aussprache bringen mußte. Darum hoffte er auch, sie werde sich für gar keine von den drei Strafen entscheiden, sondern mit ihres Vaters Einfluß Aufschub, Gnade für Recht, oder wenigstens Abwendung der äußersten Schande herbeiführen. Der Schöff hatte freilich während des Prozesses nicht die mindeste Gunst für den Angeklagten gezeigt; allein was vermochte die geliebte Tochter nicht allezeit über den Vater!

Hertorfs Hoffnungsträume schwangen sich sogar noch kühner auf. Niemals hatte er auf das Geld der Jungfrau gerechnet: da sie aber nun doch einen steinreichen Vater besaß, so konnte sie immerhin den Alten zu einer Bürgschaft bewegen, zu einem Vorschuß, zur Einleitung eines Vergleiches mit den Gläubigern. Als er den Brief schrieb, hatte Franz nicht an dergleichen gedacht, es fiel ihm nur so nachträglich ein; doch wies er den Gedanken alsbald wieder von sich wie einen teuflischen Versucher. Nein, er wollte nicht losgekauft seyn, er wollte kein Almosen aus eben der Hand, welche vielmehr von ihm den höchsten Reichthum des Lebensglückes hatte empfangen sollen. Er begehrte nur sein Urtheil.

Es kam in zwei Worten ohne Anrede und Unterschrift, aber sie waren von Susannens Hand und in ihrem Geiste. Sie lauteten: „Ewiges Gefängniß."

Franz Hertorf meldete sich zum Schuldthurm auf Lebenszeit. Und es geschah ihm sein Recht, wie er's gewollt.

Fünftes Kapitel.

Tief entrüstet hatte Susanne von fernher gesehen, welches schlechte Ende Franz Hertorf selbstverschuldet nahm. Doch konnte sie sich der alten Theilnahme nicht erwehren, als er ihr in dem Briefe noch einmal nahe trat. Urkunde dieser Theilnahme war die sechssylbige Antwort; denn hätte sie ihn nach Empfang des Briefes noch grade so schwer verdammt, wie vor demselben, so würde sie ihm gar keine Sylbe geschrieben haben.

Als Hertorf das ewige Gefängniß vorzog, empfand sie eine stille Beruhigung, oder sollte man's Freude nennen? Er hatte doch Ehre im Leibe. Sie ward sehr nachdenklich wegen dieser Ehrenprobe. Wie dann so Woche um Woche verstrich und das Stadtgespräch über den leichtsinnigen Menschen verklang, und der Gefangene rascher, als man's hätte

denken sollen, in Vergessenheit sank, da wuchs ihre verschwiegene Theilnahme gar seltsam. Sie blickte zurück auf seinen abenteuerlichen Lebenswandel und fand jetzt überall Züge edeln Ehrgeizes, wo sie früher nur den Hochmuthsteufel wahrgenommen. In der That, hier waltete ein gewisses adeliges Wesen. Und das Schuldenmachen war ja auch adelig.

Und doch begriff sie bei alledem nicht ganz, warum Franz grade von ihr sein Urtheil gefordert habe. Sie, die Tochter des vornehmen Hauses, mußte natürlich den Ehrenpunkt allein entscheiden lassen, während Hertorf, der bürgerliche Weinhändler, doch ganz leicht einen Ausweg hätte finden können zwischen höchster Schande und schwerster Strafe, den sie ihm nicht anrathen gedurft. Er konnte ja den gelben Hut wählen, bei nächstem Anlaß aber aus der Stadt entweichen und anderswo sein Glück suchen. War er nur einmal vor dem Thor, so warf er den Hut in den Main, und kein Mensch sah es seinem Kopfe nachgehends an, ob einmal ein gelber Hut darauf gesessen. Was fesselte ihn denn so unlösbar an Frankfurt?

Beim Nachsinnen über diese Frage gingen der schönen Susanne, deren schwarze Augen etwas kurzsichtig waren, plötzlich einige kleine Lichter auf. Sie entdeckte einen gewissen Zusammenhang zwischen der Hoffart, welche den jungen Mann zu Fall gebracht, und seinen Besuchen in ihrem Hause, zwischen seinen tausend abenteuerlichen Plänen und der bewegten Stimme, womit er sie immer angeredet. Dienstfertige Freundinnen hatten ihr dergleichen mehrmals vordem zu Ohren gesagt, aber sie hatte es nicht hören wollen.

Sie prüfte nochmals Hertorfs Brief, sie wog Zeile für Zeile: er las sich wirklich gar nicht wie ein Liebesbrief und dennoch konnte er von der höchsten Liebesverzweiflung dictirt seyn. Also war sie wohl gar die unschuldige Mitschuldige an des jungen Mannes Ruin? Schuldlos, weil sie ja nicht geahnt, daß er ihr zu Liebe Bankerott gemacht, und dennoch schuldig, weil sie nicht viel entschiedener die Liebe und den Bankerott zurückgescheucht hatte.

Sie fühlte scharfe Gewissensbisse, und obgleich es ihr fest stand, daß sie nicht hart und kalt genug gegen Franz gewesen sey, so fand sie ihn doch jetzt

aus der fernsten Ferne weit besser und liebenswerther, als er ihr sonst jemals aus der Nähe vorgekommen war.

Es schien aber, als seyen diese beiden Naturen bestimmt, sich nur zu nähern, um sich desto gewisser zu fliehen. Denn dem Gefangenen erging es grade umgekehrt. Während er vordem das Mädchen von fernher so wunderschön gefunden und von fernher am glühendsten für sie geschwärmt, erkannte er jetzt aus der Fernsicht des Schuldthurmes, wie toll und lächerlich er gehandelt und wie hart er zurückgestoßen worden war; er verschloß seine Augen gewaltsam dem verlockenden Bild, welches ihn bis dahin so oft in die Irre geleitet, und indeß Susanne nunmehr mit wachsend erregter Phantasie aus der Ferne seiner gedachte, prüfte er aus der Ferne seinen traumhaften Liebeswahn mit immer wacherem Verstande.

Inzwischen peinigte sich des Schöffen Tochter dergestalt mit ihren Selbstanklagen und andern räthselhaften Qualen, daß sie bleich und vergeistert aussah, als habe sie selber im Thurme gesessen. Das mußte ein Ende nehmen. Und wie sie denn allzeit ein etwas heroisches Frauenzimmer war,

furchtlos und grade heraus, so sagte sie eines Tages ihrem Vater, mit welchem sie am Mainufer spazierte, der junge Hertorf im Schuldthurm lasse ihr keine Ruhe, er sey gewiß zu hart bestraft worden, sie selbst aber habe sicher beigetragen, daß er die härteste Strafe gewählt — und erzählte von ihrem seltsamen Briefwechsel, der den Ausschlag gegeben. Von der geheimen Ahnung, daß Franz ihr zu Liebe ein Bankerottirer geworden, erzählte sie freilich nichts.

Der Alte wies sie barsch zurück; er wollte gar nichts mehr hören von dem leidigen Proceß. Auch als Susanne hinzufügte, ein Betrüger sey Hertorf doch unmöglich, sonst würde er ein freies Leben in Schande einer ewigen Haft in Ehren vorgezogen haben, machte sie keinen besonderen Eindruck. Mit so subtilen Gründen richtete man nichts aus bei dem Schöffen.

Da kreuzte zufällig ein seltsamer Aufzug den Weg. Unter großem Volkszulauf fuhr man sechs Fässer herbei und auf einem jeden steckte ein rothes Fähnlein mit der Aufschrift: „Stummer Wein" (so hieß damals der gefälschte Wein, weil er keine Ansprache hat an Auge, Zunge und Herz); vor den

Fässern aber ging der Stöcker, des Henkers nächster Vetter, und als sie zum Fluß gekommen waren, schlug er den Fässern den Boden ein und ließ die trübe Brühe ins Wasser laufen.

Schöff Silberborn blieb nachdenklich bei dem Schauspiele stehen und sprach zu seiner Tochter: „Das ist doch ein rechter Schuft von einem Weinhändler, der die Leute mit dieser elenden Weinschmiererei hat betrügen wollen. Und wie milde straft man ihn durch das Ausgießen der Fässer, welche kaum die sechs rothen Fähnlein werth sind! Solchen Betrug hat Franz Hertorf nie verübt; er hat allezeit reinen Wein geschenkt. Du sprachst von Ehre, Susanne: — sieh! ein allezeit reiner Wein, das ist die höchste Ehre eines Weinhändlers. Und mir scheint, den Milderungsgrund dieser Ehre hat man in der That beim Urtel des jungen Hertorf vergessen."

Durch fremde Gründe und die feinen Gedanken Susannens wollte der Schöff sich nicht bekehren lassen, aber die Gründe, welche er aus sich selbst entwickelte im Anblick eines so lehrreichen Exempels, wirkten sichtbar. Doch sprach er nichts weiter.

Er hielt es auch geheim vor seiner Tochter, daß er desselben Tages noch in den Schuldthurm ging, um Franz Hertorf zu besuchen und ihm einmal kräftig auf den Zahn zu fühlen.

Der Gefangene saß vor einem Stoß Rechnungsbücher, welche er für ein großes Handelshaus verglich und auszog: denn in der Buchführung war er Meister.

„Ihr habt da eine etwas trockene Unterhaltung," bemerkte der Schöff nach dem Wechsel der ersten Grüße. „Es ist gar keine Unterhaltung, sondern eine Arbeit und zwar fürs Geld," erwiderte Hertorf kurz und ohne sich stören zu lassen.

Ein langes Schweigen folgte. Endlich nahm der Schöff wiederum das Wort. „Seyd Ihr zufrieden mit Eurem Arrest?" — „Nein!" entgegnete Franz, „das bin ich ganz und gar nicht. Durch ein Trugbild von Ehre habe ich mich hierher locken lassen und bereue jetzt bitter, daß ich den gelben Hut nicht vorgezogen."

„O hätte doch Susanne dieses Wort gehört," dachte der Schöff, sie könnte dann ihre Einbildungen von der Cavaliersehre eines Weinhändlers ein wenig aufklären!"

Dann sprach er laut: „Und warum gefällt Euch denn der gelbe Hut jetzt besser als vordem?“ —

„Einen Augenblick Geduld, Herr Schöff!“ murmelte der Andere, „ich verliere sonst den Faden meiner Addition.“

Und nachdem er die Summe ausgezählt und eingeschrieben, stand er auf und sprach: „Weil ich den gelben Hut für ehrenvoller halte! — Ihr staunt? — Ich ging allerdings hierher, daß ich meine Ehre rette um den Preis der Freiheit. Aber ist es nicht die größte Schande, daß ich mich hier füttern lasse, indeß nicht wenige geringe Leute darben, welche durch den Leichtsinn meines Bankerottes ihr Geld verloren haben? Seht, wenn ich den gelben Hut gewählt hätte, so könnte ich jetzt als freier armer Teufel in Frankfurt oder anderswo weit mehr Geld verdienen als zwischen diesen Mauern; ich könnte in fünfzehn Jahren meine Schulden tilgen, indeß ich hier, günstig gerechnet, hundert Jahre brauche, und das ist mir doch etwas zu lang und meinen Gläubigern vermuthlich auch. Aeußerlich gewönne ich wohl Schande bei dem gelben Hut, aber innerlich stets wachsende Ehre. Ein Gespenst

der Ehre hat mich ruinirt. Allein Ihr müßt nicht meinen, ich habe die Ehre zu hoch gegriffen, nein! ich griff sie zu tief. Da ich nicht adelig geboren war, wollte ich wenigstens adelig leben; ich flog über meinen Stand hinaus, aber ich flog nicht hoch genug, denn ich blieb an der Ehre Eures Standes hängen, über welche ich mich kraft der innerlichsten Ehre noch hoch hätte erheben sollen. Um wie ein Edelmann zu leben, verthat ich Hab und Gut, um wie ein Edelmann zu leiden, zog ich diesen Thurm einer beschimpften Freiheit vor, aber der ächteste Edelmann wäre ich dennoch gewesen, wenn ich zum gelben Hute gegriffen hätte, um möglichst rasch meine Schulden abzuarbeiten. Wo das Unrecht, welches ich Andern zugefügt, am sichersten getilgt werden kann, da ist für mich die Ehre wiederzugewinnen, nicht hier, wo ich blos dem Zeichen der Schande entflohen bin."

Der Schöff hätte dem Manne nach diesen Worten die Hand drücken mögen. Allein er that es nicht, sondern schwieg und sann nur eine Weile und verabschiedete sich dann so trocken, wie er gekommen war.

Er that aber etwas Anderes. Er berief die Gläubiger zusammen, streckte eine stattliche Summe für Franz Hertorf vor und verbürgte sich für Ablösung und Verzinsung der Schuldenmassen in geregelten Fristen. Dann bewirkte er im Rath auf Grund dieser Verständigung und durch seine Fürsprache, die um so kräftiger durchschlug, weil sie so kurz war, daß man Gnade für Recht ergehen und den Gefangenen des Thurmes wieder ledig ließ, nachdem er grade ein Jahr darin gesessen. Er behauptete, dieser Franz Hertorf habe zwar ächt adelige Schulden gemacht, sey aber jetzt zu so ächt bürgerlicher Anschauung vom Schuldenzahlen gekommen, daß man dieselbe nicht hinter vier Mauern dem Gemeinwesen dürfe verloren gehen lassen.

Da sich nun aber der Schöff geschäftlich so enge verbunden hatte mit dem wieder ausgelösten Franz Hertorf, so war es kein Wunder, daß der junge Mann jetzt täglich aus- und einging im Hause des Schöffen. Doch sah er die Tochter anfangs nur selten, und Beide hielten sich kühl und verschlossen gegeneinander. Keines gestand dem Andern ein Wort von früheren Empfindungen, nur gewahrte

Franz, daß Susanne in der Nähe jetzt viel liebenswürdiger geworden sey als vorher, und Susanne, daß man den Franz jetzt auch aus der Ferne mit rechtem Wohlgefallen betrachten könne.

Zwei Jahre lebten sie so in wachsender Freundschaft. Da gestanden sie sich endlich doch einige Worte, welche etwas über die Freundschaft hinauszielten. Sie sagten aber dem alten Schöffen noch keine Sylbe davon. Erst als Hertorf wieder selbständig festen Fuß in seinem neugegründeten Geschäfte gefaßt hatte, wagte er, um die Hand der Tochter bei dem staunenden Alten zu werben.

Der Schöff kämpfte lange mit sich selbst. Da sagte Franz: „Bei der ersten Begegnung bin ich vom Pferde gefallen, zum ersten großen Liebeszeichen habe ich Bankerott gemacht, den ersten Liebesbrief schrieb ich, um zu erfahren, ob der Schuldthurm dem Halseisen oder dem gelben Hute vorzuziehen sey, Susannens erste Liebe wandte sich mir zu, weil ich in ewigem Gefängnisse saß; dann gestanden wir uns lange unsere Liebe dennoch nicht, um eine zweijährige Freundschaft, die wir vor der

ersten ungestandenen Liebe verabsäumt, vor der zweiten gestandenen Liebe nachzuholen — — —"

Franz konnte nicht weiter reden. Lippold Silberborn fand auch kein Wort; endlich fand er Thränen, und da löste sich dem harten alten Mann mit dem Herzen dann auch die Zunge. Er sprach: „Da Du Deine Liebe durch jene innerlichste Ehre gewannest, für welche selbst der gelbe Hut keine Schande mehr ist, so bist Du auch der Tochter aus einem edeln Hause nicht unwerth, und ich sehe nicht ein, weßhalb ich die Hand meines einzigen Kindes einem so einzigen Manne versagen soll, der den Most seiner Jugend so brausend hat vergähren lassen wie nur irgend ein Cavalier und doch als Mensch und bürgerlicher Weinhändler allezeit reinen Wein geführt hat."

* * *

Im zweiten Bande von Lersner's Frankfurter Chronik steht zu lesen:

„1666. **Machte ein junger Kauffmann ein Banquerot von 10800 Rheinischen Gulden. Weilen dieses ein schelmischer Banquerot ware, denn**

er noch nicht zwei Jahr Hauß gehalten hatte, wurde ihm von E. E. Rath aus folgenden dreyen Straffen eine zu erwählen aufferlegt: 1) Ob er drey Freytag nacheinander jedesmahl 2 Stund am Halseisen stehen wolte? 2) Ob er Zeit seines Lebens einen gelben Hut wolte tragen? Oder ob er in ewiger Gefängnuß sein Leben wollte zubringen? Das letzte erwählet er, wird den 26. Martii in das Pantzerloch gesetzet. 1667 wiederumb erlediget worden."

Der Chronist, welcher selbst zu den Geschlechtern des Hauses Limpurg gehörte, verschweigt den Namen des Kaufmannes wie die ganze Beziehung zum Schöffen Silberborn und seiner Tochter aus naheliegenden Gründen. Und die Welt würde den inneren Zusammenhang jenes wunderlichen Urtels und der so rasch erfolgten Begnadigung wohl niemals erfahren haben, wenn der Novellist den Chronisten nicht ergänzt und die ganze Kette der Thatsachen aus völlig verschütteten Quellen hier zum erstenmale ans Licht gestellt hätte.

Das Quartett.

Erstes Kapitel.

Eine Tagereise von Wien lag einsam das alte Schloß Strüth, in welchem vor siebzig Jahren der Freiherr Leopold von Strüth lebte und geigte. Die Musik war ihm das fünfte Element, aber Musik mit Auswahl; denn er liebte nur gute Musik und hielt ein ächtes Streichquartett für die beste unter der guten.

Jeden Montag war Quartett auf Schloß Strüth, wobei der Freiherr die Bratsche spielte und sein Gutsnachbar, der Graf Thürmer von Neuhaus, die erste Geige; jeden Donnerstag hingegen ritt der Freiherr nach Neuhaus zum Quartett beim Grafen.

Der Bediente des Freiherrn durfte montags zwar die Wachslichter ins Musikzimmer tragen, aber sie aufstecken oder gar anzünden durfte er nicht, das that der Herr mit eigener Hand. Er war sonst

recht bequem und ließ sich gerne bedienen, nur nicht für's Quartett; denn da konnte er selber sich's kaum recht machen, geschweige ein Bedienter. Und wer ihn vor oder während des Quartettes sah, der mußte ihn für einen rechten Pedanten halten; allein das war er blos in diesem besonderen Falle und hier war er pedantisch nicht aus Pedanterei, sondern aus Ehrfurcht vor den höchsten Offenbarungen der Kunst. Darum wusch er sich auch allemal die Hände, bevor er ans Quartettgeigen ging, nicht weil sie schmutzig gewesen wären, sondern wie zu einer symbolischen Reinigung, gleich dem Priester, der sich für ein Opfer im Allerheiligsten rüstet.

Jeder Quartettabend ward für ihn zum vollen Quartetttage. Schon der Morgen verging in emsiger Vorarbeit. War es Winter, so mußte das Quartettzimmer schon Tags vorher geheizt werden, damit sich die Instrumente an die Wärme gewöhnten, und in keiner Krankenstube ward je das Thermometer sorgsamer beobachtet. Vierzehn Grad Réaumur erklärte der Freiherr für die wahre Quartetttemperatur, während er sonst in den Wohnräumen seines Schlosses an sechzehn Grad gewöhnt war.

Er schätzte aber den inneren Wärmezuschuß, welchen ein herzbewegendes Quartett gibt, nach langjähriger Erfahrung auf zwei Grad, so daß Haydn und Mozart, die überwiegend gespielt wurden, bei zweiundfünfzig Quartettabenden im Jahre wohl eine Heizkraft von anderthalb Klaftern Buchenholz darstellten.

Zahllose kleine Geschäfte erfüllten den Quartetttag; dem Musiker wären sie lästig gewesen, dem Musikfreunde sind sie heiter und behaglich; denn sie sind ein Vorschmack der Quartettseligkeit des Abends, und wenn der Freiherr montags höchsteigenhändig die Geigen abwischte und die vier Stühle zurecht rückte, so dünkte ihm das schon halbe Musik.

Ganze Musik aber war ihm die wichtigste Vorarbeit: die Auswahl des Programmes. Indem er da die Notenhefte prüfte und verglich, wählte und verwarf, die Hauptthemen sang und pfiff, spielte er morgens schon im Geiste Quartett, wie abends mit dem Fiedelbogen. Und wer weiß, welches der reinere Genuß war? Längst verhallte Erinnerungen rauschten aus den Notenblättern auf. Denn was versetzt uns unmittelbarer in vergangene Tage zurück,

als das Wiedererklingen einer Weise, die wir damals hörten, und wie oft täuschen wir uns selbst und halten eine schwache Musik blos darum für wunderschön, weil sie uns an eine wunderschöne Zeit erinnert, wo wir ihr zum erstenmale lauschten!

Und in dem Musikzimmer konnte man so weltvergessen geisterweise in Tönen träumen, auch am hellen Tage. Das Schloß lag einsam auf einem Hügel am Waldessaum, die grünen Wipfel schauten zu den Fenstern herein, und höchstens vernahm man da süßen Vogelschlag leise von fernher. Sonst war alles stille. Der Freiherr hatte keine Familie außer einer Tante, einer alten, schweigsam, geräuschlos waltenden Wittwe, welche ihm mit einer kleinen Dienerschaft haushielt in den weiten, schweigenden Räumen. Man konnte glauben, das ganze Schloß schlafe, und die Bewohner wachten nur auf, um zu geigen.

In dieser tiefsten Stille also machte der Freiherr stille Musik, wenn er in seinen Noten blätterte, wie in einem Geschichtenbuch aus alter Zeit. Trauliche Bilder schauten ihn dazu von den Wänden des Musikzimmers an, Landschaften und Stillleben guter

älterer Meister. Es war ein Tempel friedlicher, heiterer, sinniger Kunst.

Nur ein Bild paßte nicht zu den andern; in dem kalten antikisirenden Styl der damaligen Pariser Schule stellte es Erato dar, die Muse des Liedes und der Liebe im Liede. Der Kopf war ohne Zweifel Porträt; man porträtirte damals wohl Kinder als geflügelte Genien, Damen als Göttinnen. Aber während der Freiherr, wenn er musikalisch träumend auf und ab schritt, bald einen Everdingen, bald einen Mignon wohlgefällig betrachtete und seine Quartettthemen im Anschauen immer lauter und lustiger pfiff, verstummte er vor diesem Bilde, ward zerstreut und verließ wohl gar den trauten Raum. Es schien, als ob dieses Gemälde, welches dem Gegenstande nach von allen ganz allein musikalisch aussah, das einzige unmusikalisch stimmende Bild wäre.

Ja noch mehr! Kam der ersehnte Abend und zündete der Freiherr die Lichter an, so mußte der Bediente die Erato jedesmal mit einem grünen Tuche verhängen. Hätte es der Bediente ja versäumt und der Blick des Herrn wäre im Spielen

auf das Bild gefallen, so würde er das ganze Zusammenspiel unfehlbar umgeworfen haben; Erato's Auge hätte ihn aufgeregt, in einen fremden, trüben Gedankengang hineingezogen, und zum Quartettgeigen braucht man Sammlung, Ruhe und innere Heiterkeit.

Zweites Kapitel.

Am Abende des 10. Mai 1799 zog ein schweres Donnerwetter gegen Schloß Strüth heran, wo der Freiherr bereits seit einer halben Stunde im Musikzimmer stimmte, des Eintritts der Mitspieler gewärtig. Unter dem Heulen des Windes und dem Klirren der Scheiben erschien Schlag sieben Uhr das Violoncell und die zweite Geige in der Gestalt des freiherrlichen Gutsverwalters und des alten Kammerdieners, denn auf Strüth nahm man nur solche Leute in Dienst, die in der Violinschule wenigstens bis zur dritten Lage sich hinaufgegeigt hatten. Jene Beiden waren freilich blos „stumme Personen," wie man in der Theatersprache sagt, sie geigten fest und redeten nur, wenn sie gefragt wurden.

Desto gesprächiger war der vierte oder vielmehr der erste Mann, die erste Geige, welche diesmal

ein wenig auf sich warten ließ, Graf Thürmer von Neuhaus. Dampfend vom scharfen Ritte trat auch er endlich herein, gerade vor Thorschluß; denn im selben Augenblick begann der Regen stromweise niederzustürzen, und Blitz und Donner nahten in immer kürzeren Pausen.

Dem Grafen folgte sein Diener, einen Geigenkasten unterm Arm.

Diesen Geigenkasten blickte der Freiherr so verdächtig an, daß er den Grafen beinahe übersehen hätte; denn er — der Geigenkasten — war ein unberufener Eindringling, und der Haus- und Quartettherr ahnte wohl dessen Bedeutung. Graf Thürmer war nämlich ein Geigennarr; er hatte auf Neuhaus ein ganzes Lager von alten Geigen, ächten und unächten, die er alle als vortrefflich pries: die ächten weil sie ächt waren; und die unächten weil sie von rechtswegen hätten ächt seyn sollen. Er liebte die Musik, weil er die Geigen liebte, und glaubte, Mozart und Haydn hätten eigentlich nur deßhalb so wundervoll komponirt, damit Straduari und Guarneri ihre Geigen nicht umsonst so wundervoll geleimt und gehobelt hätten.

Beim Freiherrn war es umgekehrt. Er schätzte eine gute Geige, weil er eine gute Musik liebte, und der Graf meinte, das heiße doch die Welt auf den Kopf stellen. Da es aber hierüber in früheren Jahren manchmal zum Streit gekommen war, indem der Eine Geigen geigen, der Andere aber Musik geigen wollte, so hatte man sich über ein festes Grundgesetz geeinigt. Spielte montags das Quartett auf Schloß Strüth, so stellte der Freiherr vier gleichartige Instrumente von Stainer und kein anderes sollte berührt, am wenigsten eine fremde Geige mitgebracht werden. Deßgleichen bestimmte der Freiherr das Programm des Abends, und Niemand sollte ein anderes Musikstück auch nur zu wünschen wagen. Musizirte man dagegen am Donnerstag beim Grafen, so war dieser der Quartettherr, er konnte Geigen vorführen, so viele er wollte, und Tonstücke auflegen nach Belieben; der Freiherr war dann sein Vasall, mit Schild und Speer (das heißt mit Fiedel und Fiedelbogen) zu jedem Dienste treu und gehorsam.

Es mußte wohl eine ganz außerordentliche Geige seyn, ein großer Fund, der dem Grafen keine Ruhe

ließ, daß er so den Montag zum Donnerstag gemacht und das fremde Instrument gesetzwidriger Weise mit herüber gebracht hatte.

„Ich bringe da etwas ganz Neues, etwas uralt Neues!“ rief er in brennender Mittheilungsbedürftigkeit. Allein der Freiherr unterbrach ihn im festen Gebietertone des Quartettherren, während er ihm als einem alten Freunde doch zugleich freundlich lächelnd auf die Schulter klopfte: „Auch ich habe eine Neuigkeit oder vielmehr zwei, eine große und eine kleine; die kleine ist ein Quartett von Haydn, neu für uns; spielen wir dies zuerst, dann werde ich nach dem Finale meine große Neuigkeit eröffnen.“

Der sonst so schweigsame Gutsverwalter räusperte sich und stotterte auch etwas von einer Neuigkeit, welche er mitgebracht und griff nach der hinteren Rocktasche, als ob er sie da herausholen wollte. Allein ein strafender Blick seines Herrn traf ihn so scharf, daß er verstummte und die Hand ganz langsam und leer aus der Tasche zurückzog.

Der Graf aber trat kühn gegen die Lichter und hielt eine prächtige Guarneri-Geige in die Höhe. „Welche Anmuth der Form!“ rief er; „die medicäische

Venus hat keine reizendere Taille als diese Guarneri! Welch unvergleichlicher Schnitt der F=Löcher! Kein Bildhauer hätte die Schnecke zierlicher winden können! Vor Allem aber bewundert diesen edeln, leuchtenden, spiegelklaren, unversehrten ächten altitalienischen Oellack! Er ist mir lieber, als ein ganzes Gemälde in Oel. Ein Oellack" — —

Hier schlug ein Blitz herab, als ob er mitten durchs Schloß gefahren sey, ein kurzer Donner wie ein Kanonenschuß krachte im selben Augenblicke nach und schwere Steine rasselten vom hohen Giebelschornstein. — „Gott steh' uns bei!" rief der Kammerdiener; — „Jesus, Maria und Joseph! der Verwalter; — es hat eingeschlagen!" der Freiherr und sprang hinaus.

„Ein Oellack," fuhr der Graf begeistert fort und faßte den Verwalter, der auch hinaustrachtete, am Rockknopf; „hören Sie, ein Oellack, wie er außerdem gar nicht mehr auf unsere Zeit gekommen ist. Der Teufel hole" — —

Bei diesen Worten fuhr ein zweiter Blitz hernieder, daß die ganze Stube wie im Feuer aufleuchtete. — „Um Gotteswillen fluchen Sie nur jetzt

nicht, fluchen Sie nicht das Schloß in Brand!" flehte der Verwalter.

Aber der Graf faßte ihn nur etwas fester, nämlich am ganzen Kragen, und fuhr fort: „Ich sage, der Teufel hole die neuen Geigenmacher, welche mit ihrem niederträchtigen Spirituslack nicht nur ihre eigenen schlechten Fiedeln verpfuschen, sondern oft genug auch noch die edelsten alten Geigen dazu."

Dann ließ er den Verwalter los und spielte mit keckem Bogen die Tonleiter auf und ab auf der wundervollen Guarneri und prüfte alle Saiten und Lagen, bis endlich der Freiherr zurückkam und meldete, es habe in einen Baum neben dem Schlosse geschlagen, ohne weiteren Schaden. Hierauf aber wandte er sich zum Grafen und fragte ihn trocken, ob denn dieser edelste Oellack etwa auch den Ton der Geige veredle?

„Der Ton," erwiderte Jener, „wird dadurch nicht besser und nicht schlechter; aber ein ächter italienischer Lack ist eine Augenweide an und für sich, und ohne ihn wäre die schönste Geige ein todtes Bild, wie ein Menschengesicht ohne den verklärenden Lichtglanz des Auges."

„Nun gut," sprach der Freiherr, „so wollen wir nachher diesen in Oel leuchtenden Seelenblick Deiner Guarneri bewundern, vorerst aber greifen wir zu unsern altgewohnten Instrumenten und zum Quartett" — und er begann das a zu streichen und dies war das Signal, daß jedes Gespräch verstummen solle. Der Graf biß sich in die Lippen und stimmte die dargereichte Stainer=Geige so heftig, als wolle er alle vier Saiten durch und durch spielen, und das Quartett begann.

Der erste Satz — in C-Dur — hob ganz gemächlich an, steigerte sich aber bald zu einem überraschend schwierigen Tongewebe. Das war dem Grafen ganz recht; denn er spielte leicht und keck, fast wie ein Virtuose. Der Freiherr dagegen, bei welchem die Musik so überwiegend inwendig saß, spielte schwach und war im Zählen noch schwächer. Nun verließ er sich gewöhnlich darauf, daß ihm der Guts= und Quartettnachbar zur rechten Zeit einhelfe, vorzähle und sonst einen kleinen musikalischen Rippenstoß gebe. Allein die Hülfe blieb diesmal aus. Der Graf war ganz versunken in seine erste Stimme und ließ den armen Bratschisten

hülflos suchend umher irren, bis er im nächsten Wirthshause, das heißt beim nächsten Halt, mit den Andern wieder zusammentraf. Der Freiherr merkte wohl, daß dies die Buße für den Dellack seyn solle und fand seinen Freund, der auch als Mensch ganz besonders durch Lack und Schnitt glänzte, diesmal unangenehmer als je zuvor. Es dünkte ihm impertinent, daß ein Graf so fertig geige, als ob er ein Musikant sey, und über diesem Gedanken verlor er völlig den Boden und „schwamm" und konnte kein Ufer gewinnen. So fing man denn den Allegrosatz vier- bis fünfmal wieder von vorn an und schlug sich zuletzt auch mühsam bis zum Ende durch; allein die Aufgabe war und blieb zu schwer und man kam zu keinem reinen Genuß des Ganzen.

Obgleich nun aber der Freiherr das Spiel zumeist verdorben hatte, ahnte und errieth er doch am tiefsten die verlorenen Schönheiten des Werkes, und da er sie auf seiner Bratsche nicht hatte klar machen können, so begann er, während man eine Weile verschnaufte, dieselben um so beredter mit Worten zu erklären. Das ärgerte nun wieder den

Grafen, der so gut zu geigen aber nicht halb so gut über das Gegeigte zu reden verstand, und er wandte sich deßhalb, derweil sein Freund ästhetisirte, an den Verwalter und fragte nach seiner Neuigkeit in der hinteren Rocktasche.

Der Freiherr schaute auf sein Notenblatt und sprach, halb in sich hinein, halb für die Andern: „Der Anfang ist ganz schlicht, ruhig, bescheiden; das hat Haydn oft; man erwartet ein sinnig gemüthliches Stück — —

„Karlsruhe, den 30. April," las der Graf mit halber Stimme in einem Zeitungsblatte, welches der Verwalter aus jener hinteren Rocktasche gezogen. — „Der Rastatter Kongreß hat ein schreckliches Ende genommen. Da der Erzherzog Karl die Franzosen in den letzten Wochen über den Rhein zurückgeworfen hatte, so rüsteten sich die französischen Gesandten zur Abreise. Allein —

„Allein gefesselt von den einfachsten Melodien," fuhr der Freiherr fort, „von den unscheinbarsten Themen, aus denen sonst kein Mensch etwas Gescheidtes machen könnte, werden wir mit jedem Takte durch neue Tongebilde überrascht. —

— „Kaum sind sie vorgestern Abend um 10 Uhr zum Thore hinausgefahren, so wird ihr Wagen von Szekler Husaren angefallen, und die zwei Minister Robertjot und Bonnier werden mit Säbelhieben jämmerlich erschlagen; —

— „Recht heiter beginnt der Satz; zu tief bewegendem Ernste aber wächst er empor im zweiten Theile; —

— „Der Dritte, Debry, wird schwer verwundet in den Chausseegraben geworfen; —

— „Denn das ist die wunderbare Art dieses Mannes, daß er uns oft da am innigsten rührt, wo er scherzt und lächelt, —

— „Indem er sich aber todt stellt, begnügen sich die Szekler, ihn auszuplündern und liegen zu lassen. —

— „Und indem er schwermuthsvoll klagende Weisen anstimmt, überkommt uns eine stille Seligkeit, ein heiterer, heiliger Friede, —

— „Halbtodt, halbnackt, mit Schmutz und Blut bedeckt, rafft er sich bei Tagesanbruch aus dem schlammigen Chausseegraben auf, —

„Was ist das?“ rief der Freiherr, wie aus einem Traume erwachend. „Wovon redest Du?“

„Nun von Debry, dem französischen Gesandten! — aus dem schlammigen Chausseegraben auf und kommt, von den umherstreifenden Soldaten ungesehen, wieder in die Stadt zurück. Der österreichische Oberst Barbaczy hat die Papiere der französischen Gesandten mit Beschlag belegt; Debry wurde gestern unter militärischer Bedeckung sicher hierher geleitet. Niemand weiß sich das Räthsel der Greuelthat zu lösen; denn obgleich jene Franzosen durch ihre Anmaßung und Arglist jedes deutsche Herz empörten, so standen sie doch als Gesandte unter völkerrechtlichem Schutz und ist dieser Mord eine unerhörte Gräuelthat, deren Folgen kein Mensch abzusehen vermag."

Der Freiherr nahm dem Grafen die Zeitung aus der Hand, um nun auch den Anfang des Artikels zu lesen. Er starrte in tiefem Sinnen noch lange in das Blatt, als schöpfe er eine ganze Welt von Thatsachen und Gedanken aus den wenigen trockenen Zeilen.

Inzwischen examinirte der Graf den Verwalter, wie ihm die fremde Zeitung zugekommen; denn in den Wiener Blättern stand noch nichts von dem

Morde. Es fragte sich überhaupt, was man in Wien von dem Ereigniß wollte wissen lassen, und in wieweit Thugut und Lehrbach, die leitenden Staatsmänner Oesterreichs, demselben nahe oder ferne standen. Das reizte den Scharfsinn des Grafen, und seine Einbildung erging sich in hundert neugierigen Fragen, indeß er auf der Guarnerigeige seltsame Figuren, Triller und Doppelgriffe phantasirte, als wolle er die Irrgänge der Diplomatie in Musik übersetzen; und dazwischen hielt er wieder ein und beliebäugelte die schöne Geige wie das Bild eines reizenden Mädchens.

So der Geigenfreund. Der Freiherr, der Musikfreund, legte die Bratsche weg und es war ihm, als sey es fast Sünde, jetzt noch gemüthlich Musik zu machen. Sein sittliches Gefühl war empört. Wie mußte die Frevelthat auf Europa, wie mußte sie auf das ohnehin schon so wahnsinnig überreizte französische Volk wirken! Und welche Gewitterluft lagerte über Europa, welche Stürme zogen gegen das Vaterland heran! In Italien und am Rhein kämpften die Oesterreicher gegen die Franzosen, Tausende von Landsleuten bluteten vielleicht in dem

Augenblicke, das ganze Schicksal des deutschen Reiches entschied sich vielleicht eben jetzt, wo man hier so weltvergessen im Quartett sich vergnügte!

Er hatte sich kindisch gefreut auf diesen Abend und schämte sich jetzt, daß er sich gefreut hatte, und der Graf, sein alter Freund, erschien ihm mit jeder Minute fremder, abstoßender; er hätte ihm die Guarneri aus der Hand reißen und sie zum Fenster hinauswerfen mögen.

Allein er faßte sich wieder und sprach: „Unser Spiel geht heute schlecht zusammen; dem Grafen ist der Blitz in seinen italienischen Oellack gefahren und mir der Gesandtenmord in mein Quartett. Ich wollte euch mit einer fröhlichen Botschaft überraschen und weiß nicht mehr, ob es recht ist, sich jetzt von Herzen zu freuen. Doch versuchen wir's noch einmal mit der Kunst. Die Musik ist eine so göttliche Trösterin und trägt unser Gemüth so rein zum Himmel empor, daß ich manchmal sage, eine ächte Musik ist auch ein Gebet, und warum sollen wir dann nicht beten oder musiziren in dieser Stunde? Stimmen wir also die Geigen aufs neue zum zweiten Satze!"

Den zweiten Satz des Quartettes bildeten aber jene ergreifenden Variationen über „Gott erhalte Franz den Kaiser.“ Schon bei den ersten so feierlich innigen Takten verklärte sich das Auge des Freiherrn und auch die Andern athmeten tief auf. Die Musik klang ja so trostvoll, und der patriotische Bratschist fürchtete sich alsbald nicht mehr der Sünde, jetzt Musik zu machen; denn es war ihm, als spreche aus diesen Tönen eine Verheißung, daß das Vaterland nicht gar zu Grunde gehen solle. Als Alle tief gerührt und hoch erhoben die letzten kirchenfeierlichen Akkorde gespielt, rief der Freiherr: „Gottlob, das war eine rechte Musik der Genesung und jetzt ist mir auch die Zunge gelöst für meine zweite Neuigkeit! Ich habe den Meister dieser Töne, ich habe Joseph Haydn, den ich so lange schon vergebens zu sehen begehrte, hierher aufs Schloß eingeladen, und er wird kommen. Das wird ein Fest werden! Dann müssen wir ihm seine Quartette vorgeigen, daß er seine Lust daran haben soll. Und was ist köstlicher als einem Manne endlich einmal dankend die Hand drücken zu dürfen, der uns — unbekannt und ferne — durch seine Werke seit

langen Jahren doch schon so befreundet begleitet hat, ein Fremder und doch zugleich der treueste alte Freund!"

Selbst der Graf wurde jetzt angesteckt von der Begeisterung des Freiherrn; sie jubelten mit einander so hoch, wie man es nur in dieser fiebergluhenden Zeit konnte und heutzutage gar nicht mehr vermag, stießen an mit den Gläsern und tranken und geigten die halbe Nacht hindurch. Der Dellack, das verunglückte Allegro und der Rastatter Gesandtenmord wurden ganz vergessen, und die inwendige Musik siegte über die Politik und die Geigen und löste alle vorbereiteten und unvorbereiteten Dissonanzen zur lauteren Harmonie — sogar im Gemüthe des Kammerdieners, den es anfangs schwer beunruhigt hatte, daß er nächster Tage den Haydn, einen bürgerlichen Musikanten, wie einen Edelmann werde bedienen müssen.

Drittes Kapitel.

Die ganze Woche ward gerüstet auf den Empfang des Gastes. Und da der Herr des Hauses vor lauter Musik nun gar nicht mehr zu haben war, und die alte Tante siech und hinfällig, so hatte diese des Grafen Schwester von Neuhaus herüber gebeten, damit dieselbe anordnend und repräsentirend ihren Platz einnehme.

Gräfin Helene Thürmer auf Neuhaus war nach ihrer eigenen Ansicht noch jung, nach der Ansicht ihres Taufscheins war sie sechsunddreißig Jahre alt. Früher blendend schön, fesselte sie noch immer durch stolzen, untadeligen Wuchs, edles Profil und geistvolles Auge, und da Vater Haydn auch in seinen alten Tagen schöne Mädchen gerne sah, so taugte sie diesmal besonders zur Rolle der Wirthin. Dazu verstand sie gar wohl künstlerische Festtage anzuordnen und zu schmücken; denn hatte sie auch

niemals etwas ordentliches gelernt, so bewies sie doch Geschick für Alles, trieb alle Künste ein bischen und waltete mit Geschmack, wohin nur ihre feine Hand rührte. Insbesondere aber schwärmte sie für Musik und ließ oft den ganzen Tag das Klavier nicht kalt werden.

Allein gerade wegen ihrer Musikwuth schwankte der Freiherr, ob er seine schöne Nachbarin höchst liebenswürdig oder ganz unausstehlich finden solle. Er hatte in diesem Punkte seine eigenen Erfahrungen gemacht und pflegte zu sagen: „Die unmusikalischen Frauenzimmer ärgern Einen, weil sie die Musik nicht verstehen, die musikalischen, weil sie die Musik mißverstehen.“

In früheren Jahren verband ihn nämlich eine lang genährte, tiefe und gegenseitige Neigung mit jener vornehmen Dame, welche als Erato im Musikzimmer hing, mit ihrem rechten Taufnamen aber eigentlich auf gut wienerisch Babett hieß. Sie hätten sich gerne geheirathet, allein aus Familieninteressen mußte Babette den Rittmeister von Gretenstein nehmen. Das war der bitterste Schmerz gewesen, welchen der Freiherr in seinem friedlichen Daseyn

jemals erlebt hatte, und der auch nach Jahren noch oft genug insgeheim an seinem Herzen nagte. Babette aber hatte so wenig musikalisches Gehör, daß sie nicht einmal die falschen Töne empfand, welche ihr Geliebter zeitweilig seiner Bratsche entlockte. Trotzdem ließ sie sich ihm zu Liebe als Erato malen, quälte sich ihm zu Liebe in die Musik hinein und lernte Klavier, oder vielmehr sie lernte am Klavier, daß sie mit bestem Willen kein Klavier lernen könne. Dies war dem Freiherrn ein großer Kummer; doch als der größere Kummer kam und Erato einen Andern heirathete, ward ihm jener erste Kummer wieder zum Troste; denn er meinte, es stehe sehr in Frage, ob eine Ehe zwischen einem so musikbedürftigen Manne und einer so musikarmen Frau dauernd hätte glücklich werden können.

Ganz im Gegensatze nun war Gräfin Helene durch und durch musikalisch. Wenn der Freiherr Quartett bei ihrem Bruder spielte, so saß sie allemal als die andächtigste Hörerin im Hintergrunde; sie jubelte mit dem Allegro, schwärmte mit dem Adagio, scherzte mit dem Menuett und redete wie ein Buch über die Schönheit des Gehörten. Der

Freiherr aber behauptete, die Gräfin treibe nur Tendenzmusik. So lange er als mit Babetten verlobt gegolten, habe sie nur italienische Arien gesungen und Tänze gespielt, als Babette aber einen Andern geheirathet, da sey die Gräfin auf einmal klassisch geworden in ihrem Geschmack und bei den Quartetten aufgetaucht. Ihr Bruder liebe das Quartett um der Geigen willen, sie aber scheine es um des Geigers willen zu lieben. Und zwar sey diese Leidenschaft für's Quartett merklich gewachsen, seit Helene das fünfunddreißigste Lebensjahr erreicht; wenn das so fortgehe und sie ledigerweise ins vierzigste eintrete, dann fange sie wohl gar noch selber zu geigen an. Bei einem Frauenzimmer, wie bei einer guten Musik, dürfe man niemals die Absicht merken. Babette sey ein gar natürliches Mädchen gewesen, aber ohne alle Musik; Helene sey eine rechte Kokette, aber ganz von Musik erfüllt. Uebrigens wisse man doch nicht, was das Schlimmere sey. Denn Babette sey mit aller Natur niemals musikalisch geworden, während Helene durch das unausgesetzte reinigende Bad des Quartettstudiums doch am Ende noch ein leidlich natürliches Frauenzimmer werden könne.

Auf den 18. Mai wurde Haydn erwartet. Weil aber Alles so gar genau und schön zum Empfange vorbereitet worden war, so ging nun Alles gerade ganz verkehrt. Und dies war das Beste.

Der Freiherr fuhr zur nächsten Stadt, um mit eigenen Pferden den gefeierten Gast abzuholen; allein er verfehlte ihn; und so kam dieser ganz allein auf einem einspännigen Bauernwägelein. Die Gräfin hatte sichs gar fein ausgedacht, wie sie den Tondichter als einen „Fürsten der Kunst" begrüßen und dann einige passende Worte einstreuen wolle über „irdische Unsterblichkeit," welche gleichsam ein umgekehrter Adel sey, indem sie dem Namen im Voraus für eine unabsehbare Zukunft Rang und Glanz verbriefe, wie der wirkliche gute Adel hintendrein aus einer unabsehbaren Vergangenheit herauf.

Als Helene aber den unscheinbaren Mann vom Bauernwagen steigen sah, glaubte sie, es sey der neue Thierarzt, den man eilends zu dem wuthverdächtigen Hühnerhunde des Freiherrn gerufen hatte, und schickte den Bedienten hinab, daß er den Doktor gleich in den Holzstall führe, wo Hektor eingesperrt lag. Der Bediente aber kam bestürzt zurück und

sagte, der Fremde habe sich geweigert in den Holzstall zu gehen, er sey auch gar nicht der Hundedoktor, sondern Herr von Haydn selber. Nun war auf einmal der „Fürst der Kunst" und die Unsterblichkeit als umgekehrter Adel rein vergessen, die Gräfin begrüßte den Künstler mit Lachen und Entschuldigungen und im Lachen erröthete sie beschämt, was ihr viel schöner stand, als jenes erhabene Zurückwerfen des Kopfes und stolze Lockenschütteln, mit welchem sie sonst Gäste zu empfangen pflegte.

Haydn fand die schöne Dame höchst natürlich und liebenswürdig (und das hatte seit langer Zeit kein Mensch gefunden) und plauderte sich rasch ins unbefangenste, anziehendste Gespräch. Er hatte in London gelernt, auch unter vornehmen Leuten sich leicht zu bewegen, hatte dazu aber auch seine bürgerliche deutsche Bescheidenheit heil und ganz wieder über das Meer zurückgebracht und redete so schlicht und fest, daß die Gräfin in denselben Ton eingehen mußte und gar keinen Platz fand für ihre gezierten Worte und geschnürten Gedanken.

So gingen die Beiden am golden verglühenden Frühlingsabend im Schloßgarten auf und ab, und

als sie im besten Zuge waren, erschien endlich auch der Freiherr, und Haydn däuchte ihm bald ein alter Bekannter, die Gräfin dagegen war ihm völlig neu; denn sie sprach heute ganz wie andere vernünftige Menschen, blickte und bewegte sich ohne alles tragische Pathos, wenn sie das Wetter und die Gegend pries, und, was das größte Wunder, der alte Haydn schien ein besonderes Gefallen an ihr zu haben, während der Freiherr befürchtet hatte, sie werde ihm das ganze Schloß Strüth verleiden. In Folge dessen gefiel sie denn auch ihm ganz besonders, und er fand ihr griechisches Profil heute griechischer als je zuvor.

Auch der Graf gesellte sich jetzt zu den Dreien und die kleine Gesellschaft ging zum Abendtische auf die Terrasse des Gartens.

Nach vornehmer Leute Art fragte Graf Thürmer den berühmten Tonsetzer kurz und scharf, welches Werk ihn eben beschäftige. Haydn erwiderte, er ruhe sich aus von der „Schöpfung,“ das sey eine gar ernste Arbeit gewesen, weil Gott selber die Welt gemacht, aber auch eine gar heitere, weil er sie so schön gemacht habe. Als jedoch die Andern

Genaueres von diesem eben vollendeten Werk wissen wollten, hielt er die Hand ans Ohr und sprach leise: „Hören Sie auf den köstlichen Gesang!“ — Es zogen nämlich ein paar Bauernmädchen in der Ferne singend vom Felde heim, und dem Meister leuchtete die helle Freude über diese frische Musik aus den Augen, und als sie verklungen war, sagte er: „Ich glaube wohl auch eine oder die andere schöne Melodie erfunden zu haben; in England aber hörte ich einmal etliche Waisenknaben ein Kinderlied singen, da wurde ich ganz glücklich und traurig zugleich; denn eine so schöne Melodie hatte ich mit aller Kunst doch niemals gemacht, ja es schien mir die schönste, welche ich in meinem Leben gehört.“

Die Gräfin lauerte längst, das Wort zu erhalten, und ihr Bruder begann eben von seinen Geigen, darum pries sie, rasch einfallend, des Meisters bescheidenen Sinn und brachte dann in kühnem Uebergang ihren vordurchdachten Satz über die irdische Unsterblichkeit und den umgekehrten Adelsbrief.

Haydn, dessen linkes Ohr solchergestalt auf die Geigen und dessen rechtes auf die Unsterblichkeit hören mußte, fiel den Beiden miteinander gewandt

in die Rede. — „Mit der irdischen Unsterblichkeit, gnädige Gräfin, ist es gerade wie mit den alten Geigen, verehrter Herr Graf. Man sagt, eine Geige altert nicht, sie wird mit den Jahren immer besser und ist unsterblich (wenn sie nicht verbrennt oder zerschlagen wird). Allein das ist nicht ganz richtig. Hundert Jahre lang wächst eine gute Geige und wird immer edler im Ton und hält sich wohl auch noch weitere fünfzig Jahre auf der Höhe; dann aber wird das Holz schwächer, der Ton trockener, es geht ans Nachbessern, man unterlegt, füttert und stärkt die Decke, und eine geschickte Hand vermag die unsterbliche Geige noch weitere fünfzig Jahre in der Fülle ihrer Klangkraft zu erhalten. Nun aber ist es auch aus und vorbei. Die gefütterte Geige nimmt noch fünfzig Jahre in Ehren ab; tritt sie dann ins dritte Jahrhundert, so ist sie eine merkwürdige alte Schachtel geworden. Nur weil unser Leben so viel kürzer ist, als das Leben einer Geige, glauben wir, die Geige altere nicht. Und so sprechen wir auch von unsern unsterblichen Werken, nur weil wir selber so gar sterblich sind und ihre Dauer mit der viel kürzeren unserer eigenen Tage messen

und es im glücklichsten Falle nicht mit ansehen müssen, wie sie eine Weile noch unterlegt und ausgefüttert werden, um endlich doch zu vertrocknen."

Alle schwiegen eine Weile. Dann aber bemerkte der Graf, mit dem Ausfüttern könne man wohl auch länger als fünfzig Jahre aushelfen, wenn man nur ein Holz nehme, welches eben so alt sey als die Geige selber. Er habe zur Erhaltung einer hundertundfünfzigjährigen Amati die Spitze seines Schloßthurmes abbrechen lassen; denn die Balken des Thurmdaches seyen urkundlich auch gerade einhundertundfünfzig Jahre alt und von Wind und Sonne göttlich ausgetrocknet. — „Das ist nun ein wahrer Edelstein von einem Holze, dürr wie Stroh, außen ein wenig vom Wurme angenagt, gleichsam gestempelt, man riecht das edle Alter schon von weitem," so schloß der Graf begeistert und bot dem gefeierten Gaste einen halben Balken von zwanzig Fuß zum Geschenke.

Haydn lehnte dankend ab, und der Freiherr pries im Stillen den bescheidenen Mann, weil er lieber von dem Gesang der Bauernmädchen als von seiner Schöpfung gesprochen; die Gräfin, weil er

das Lob der Unsterblichkeit so fein gewendet, und der Graf, weil er seinen unschätzbaren Balken nicht angenommen hatte.

Hierüber war es dunkel geworden und man begab sich in's Musikzimmer zum Quartett. Zu Ehren des Gastes war eines seiner schönsten Werke aufgelegt. Das Allegro gelang über Erwarten; der Freiherr warf nur dreimal um, weil ihn der Gedanke verfolgte, daß Gräfin Helene heute viel liebenswürdiger sey als jemals in ihrem Leben. Haydn hörte mit bewundernswürdiger Geduld; er zählte nicht zu jenen Tonsetzern, welche gleich Krämpfe kriegen, wenn ihre Noten nicht genau so vorgetragen werden, wie sie sich dieselben im Geiste gesungen haben, und lobte den Eifer der Spieler, sagte ihnen aber auch deutsch heraus, wo gefehlt oder der Sinn vergriffen worden war.

Dadurch wuchs ihnen Lust und Muth, und das Adagio gelang noch viel besser; der Freiherr kam nur einmal aus dem Takte und versuchte dann an vier verkehrten Stellen wieder einzusetzen, schreckte aber nach den ersten falschen Noten immer wieder zurück, wodurch eine etwas befremdend dramatische

Bewegung in den Gang der Harmonie kam. Doch das that nichts; das Adagio war nicht umzubringen und Alle wurden gepackt von der tiefen und reinen Empfindung der wie in überirdischen Klängen dahin schwebenden Weisen.

Die Gräfin fragte den Meister, ob er sich nicht etwas ganz Besonderes gedacht habe bei der hohen und doch so süßen Lyrik dieses Satzes?

Haydn erwiderte, er denke sich freilich etwas Besonderes bei jedem seiner Tonstücke, muthe aber keinem Menschen zu, das Gleiche wieder zu denken, sondern sey zufrieden, wenn die Hörer nur empfänden, was er empfunden habe. Und so vergesse er denn auch oft wieder, welche besondere Gedankenkette ihn zu einem Musiksatze geführt. Vorhin freilich sey es ihm fast gewesen, als klänge das in Liebe beseligende Walten einer edeln Frauengestalt aus den Tönen jenes Adagios, das er vor zwanzig Jahren gedichtet, heute wieder an sein altes Herz. Irre er sich dabei, so sey die holde Gegenwart der Gräfin wohl gar schuld, daß er nun meine, er müsse durch dieses besondere Gedankenbild damals zu dem Adagio gekommen seyn.

Der Freiherr staunte bei diesen Worten, der Graf war befriedigt, die Gräfin entzückt.

Und so wuchs die Freude der glücklichen Menschen und man geigte ein Quartett ums andere und trank ein Glas edeln Weines ums andere, und obgleich sich Haydn anfangs geweigert hatte, auch einmal zur Geige zu greifen, so konnte er doch nicht widerstehen, als ihm die Gräfin selbst das Instrument gar anmuthig darreichte, und spielte in einem Menuett die zweite Stimme, und der Freiherr wußte gar nicht, wie ers der schönen Helene danken solle.

Zum Schlusse aber brachten die beiden Männer noch eine Streitfrage in Quartettsachen vor den Richterstuhl des Vaters des deutschen Quartetts. Der Freiherr hatte, wann an den gewöhnlichen Montagen auf Schloß Strüth gespielt wurde, allezeit nur einen firnen Rheinwein auftragen lassen; denn er behauptete, die Kunst sey Erbauung; der Graf dagegen, welcher nicht blos in seinen Geigen ein Feinschmecker war, bewirthete donnerstags auf Neuhaus mit Champagner; denn er behauptete, die Kunst sey Genuß. Haydn sollte nun bestimmen, welcher Wein für ein rechtes Musterquartett passe.

Er sprach nach kurzem Besinnen, man müsse hier scharf unterscheiden. Beim Quartett tauge der Champagner nicht, sondern der firne Rheinwein; denn die Kunst sey Erbauung; — nach dem Quartett aber habe auch ein Glas Champagner sein Recht; denn in der Kunst werde die Erbauung selber zum Genuß.

Und nachdem dieser menschenfreundliche Schiedsrichterspruch für Strüth und Neuhaus feierlich und mit allgemeinem Beifall angenommen worden war, geleitete der glückselige Wirth seine Gäste zur wohlverdienten Ruhe.

Am folgenden Morgen schrieb Gräfin Helene unter Anderem in ihr Tagebuch: „Haydn auch in der Konversation ein Meister der Kunst, zwei scheinbar fremdartige Themen contrapunktisch zu verbinden: Erschaffung der Welt und singende Bauernmädchen; Unsterblichkeit und alte Geigen, Rheinwein und Erbauung, Champagner und Genuß; Adagio in A-Dur und — — —“ hier folgten drei verschämte Gedankenstriche.

Der Freiherr fand im Laufe des Tages zufällig dieses Blatt und die Gedankenstriche machten ihm

viele Gedanken. Er fühlte sich getroffen von der Wahrheit des Satzes: Haydn ein Meister der Kunst, zwei scheinbar fremdartige Themen contrapunktisch zu verbinden, — freilich in ganz besonderem Sinne; denn es kam ihm vor, als seyen er und Helene diese beiden fremdartigen Themen, welche der alte Hexenmeister ganz unter der Hand gleichfalls contrapunktisch verbinde: so völlig verändert und so unvergleichlich liebenswürdiger erschien ihm Helene seit Haydn's Ankunft.

Viertes Kapitel.

Nur zu rasch verschwanden die Festtage, welche durch Haydn's Besuch wie mit goldenen Lettern in die Chronik des musikalischen Schlosses eingezeichnet wurden. Der Freiherr und die Gräfin fanden sich aber auch nachher je in besonderer Weise angeregt von dem freundlichen Wesen des schlichten Mannes.

Helene hatte viel gelernt, nicht für die Musik, sondern für's Leben. Sie hatte sich einen großen Künstler ganz anders gedacht: hoch hinaus, siegesbewußt, voll der eigenen Weisheit, lobbedürftig und schwer zu befriedigen, so etwa ein männliches Seitenstück ihrer eigenen Art. Statt dessen fand sie einen gemüthlichen Alten, der sich nicht besser dünkte als andere Leute, ja der sich's gar niemals merken ließ, daß er eigentlich ein berühmter Mann sey. Mit ächt weiblichem Scharfblick erkannte sie sofort das

Reizende dieses anspruchlosen Wesens und mit ächt weiblicher Geschmeidigkeit ging sie nachahmend alsbald selber darauf ein. Sie sah, wie sehr dies Haydn und dem Freiherrn gefiel und so gefiel auch sie sich denn in der natürlichen Rolle und spielte sie so fein, daß Kunst und Natur dem schärfsten Auge nicht mehr zu unterscheiden waren.

Der Freiherr hatte diesmal von Haydn nichts gelernt, weder als Mensch noch als Bratschist, und so innig er sich an ihm erfreute, war doch seine Schwärmerei zu unmittelbar, als daß er gerade jetzt besonders scharf über des merkwürdigen Mannes Worte und Wesen nachgedacht hätte.

Die Gäste reisten ab; es ward leer und still im Schlosse. Der Schloßherr empfand diese Stille zum erstenmal in seinem Leben unbehaglich. Aber seltsamerweise vermißte er den alten Haydn weniger als die Gräfin. Sie mußte doch nicht so gar unausstehlich seyn, denn sie hatte ja Haydn, dem gewiegten Kenner, schier besser gefallen als die ganze übrige Gesellschaft; sie allein hatte ihn vermocht, den Menuett mitzugeigen, ja beim Adagio in A sprach er gar von einem Vorschauen ihres Bildes —

Helene und ein Haydn'sches Adagio! — es mußte doch Poesie auf diesem Bilde ruhen.

Und während der Freiherr solchen Gedanken nachhing, wurde es ihm bald kalt bald warm, als schleiche ein leises Fieber durch seine Seele.

Einen Augenblick sprach er recht kühl und vernünftig: „Helene dünkt mir jetzt so schön, weil sie mich an so schöne Tage erinnert. Ich bin verliebt in den Traum dieser Tage, soll ich mich darum in Helene verlieben? Sie gefällt mir, weil sie Haydn gefallen hat: liebt man jemals ein Mädchen, weil sie einem Andern gefällt? Sie ist mir ein Sinnbild der verklungenen Musikherrlichkeit: soll ich wohl gar ein Sinnbild heirathen?"

Dann aber besann er sich, es ward ihm heiß, und er meinte, die Sache habe doch ein anderes Gesicht: Helenens treue Neigung hatte sich seit Jahren ausgesprochen in ihrer Quartetttreue; sie hatte ihren Geschmack dem seinigen geopfert; sie hatte sich veredelt durch seine Musik, sie war in die Quartettschule gegangen. Er hatte ihre Koketterie hinweggegeigt, und dies war allerdings in jenen schönen Tagen zum erstenmale klar geworden, wo Haydn

ihr die Meisterschaft wahrer Anmuth bezeugte, indem er ihr Spiegelbild aus dem Adagio in A-Dur hervorstrahlen sah.

Und dann blickte der Freiherr weiter in die Zukunft. Sollte er für alle Zeit so einsam, familienlos auf seinem alten Schlosse sitzen bleiben? Sollte er sich nicht auch einen Stammhalter wünschen, nicht sowohl seines Hauses und Wappens — die Kunst hatte ihn über Standesvorurtheile erhoben — als einen Stammhalter seines Quartetts? Sollten seine Notenschätze nach seinem Tode zerstreut, sollte auf Schloß Strüth nicht mehr gegeigt werden, wann einmal der Fiedelbogen seiner Hand entsunken war? Er stand im besten Mannesalter — vierzig Jahre — und bei der Gemüthsruhe, welche ein regelmäßiges Hausquartett verleiht, hoffte er wohl über siebenzig alt zu werden. Und in dreißig Jahren konnte er es nicht blos zu einem quartettspielenden Sohne bringen, sondern zu einem ganzen Quartett von Söhnen. Dann möchte er seine letzten Tage in Frieden genießen und ruhig zuhören, wie die Kinder geigten.

Er drehte sich solchergestalt im fortlaufenden

Zirkel zwischen Quartett und Helene, so daß er zuletzt beides gar nicht mehr von einander trennen konnte, und obgleich es ihm von dieser steten Kreisbewegung fast schwindelte, ließ er sich doch gegen Niemand etwas merken. Nur fiel es den Quartettgenossen auf, daß das Bild Erato's nicht mehr während des Spielens verhängt war, und daß der Freiherr auch nicht mehr zwanzig Takte statt zehn zählte, wenn er etwa beim Pausiren unversehens auf das Bild geblickt.

Plötzlich gab ein großes Ereigniß den Ausschlag für Gräfin Helene, das war die Schlacht von Novi, in welcher Suwarow als Oberfeldherr des österreichisch-russischen Heeres die Franzosen niederwarf, am 15. August 1799. Schon im Juni und Juli waren kleinere Siegesbotschaften aus Italien gekommen und hatten das patriotische Herz des Freiherrn höher schlagen lassen. Während er's bei der Kunde des Rastatter Gesandtenmordes fast für sündlich hielt, in so greuelvoll schwerer Zeit einem heiteren Künstler-Stillleben sich hinzugeben, ward es ihm jetzt so frei und hoch zu Muthe, daß er niemals reiner sein Quartett genoß, als in diesem

Lenz und Sommer, welche Kunst, Liebe, Natur und Politik im gleichen goldenen Sonnenschein erglänzen ließen.

Wären die Oesterreicher geschlagen worden, so hätte er sich als ehemaliger Offizier wieder zum Heere gemeldet; da aber das revolutionäre Frankreich gebrochen war und die gute alte Zeit wieder zu kommen schien, war es denn doch besser, Quartett zu spielen und sich zu verlieben nach gutem alten Brauche.

Der entscheidende Sieg in Italien hatte den Freiherrn in diesem Sinne bereits seit mehreren Tagen still und tief bewegt, als am 1. September der Brief eines Freundes eintraf, welcher bei Novi mitgekämpft und Genaueres über die Schlacht meldete. Der Freiherr gerieth in hellen Jubel der Begeisterung, sang und pfiff Quartett-Themen und wurde von solch einem patriotisch-musikalischen Feuer ergriffen, daß er den Schluß des langen Briefes mit schwimmendem Auge und nur so obenhin aufs Ganze las, wie man am Klavier eine zwanzigstimmige Partitur zu lesen pflegt.

Dann ließ er satteln und sprengte zum Grafen

nach Neuhaus; der Bediente mit einem schweren Pack Noten auf dem Mantelsack hinterdrein.

Dem Grafen eröffnete er sofort seine Kriegsneuigkeiten und gab ihm den langen Brief; der Gräfin hingegen überreichte er ein Notenheft aus dem großen Pakett zum Geschenke und sprach: „Dies sind drei Klaviersonaten von einem jungen Manne, Namens Beethoven: — eine tief bewegte, seltsam aufregende Musik, hier und da etwas geschwollen und geschraubt, etwas eigensinnig und für den Spieler schwer zu behandeln, und dennoch voll bezaubernder Schönheit. Wenn der junge Mann erst einmal reif geworden ist für den Quartettsatz und seine Launen im strengen Anschluß an Mozarts und Haydns Schreibart abgeschliffen hat, dann kann etwas Ausgezeichnetes aus ihm werden."

Der Freiherr dachte aber bei diesen Worten zugleich und fast mehr noch an die Gräfin, welche auch für den Spieler so schwer zu behandeln war, jedoch Hoffnung gab, daß sie in der strengen Mozart-Haydnschen Quartettschule ihre Launen immer mehr abschleifen werde. Und indem er über die leidenschaftliche Empfindung der drei Sonaten sprach, kam

er unvermerkt auf seine und der Gräfin leidenschaftliche Empfindung, und als er die Kritik der Sonaten (Opus 2) zu Ende gebracht, hatte er zugleich der Gräfin seine Hand angetragen.

Gräfin Helene aber hatte diese Hand schon so lange erwartet, daß sie, nicht aus Ueberraschung, sondern vielmehr wegen völligen Mangels an Ueberraschung, gar nicht wußte, wie sie antworten solle. Allein als sie so verlegen in wirklich bezaubernder Schönheit dastand, gab ihr der Freiherr die Hand und umarmte sie und küßte sie, und wie sie dies Alles geschehen ließ und erwiderte, das war auch eine Antwort.

Der Graf hatte in einer Fensternische den Brief gelesen. Er trat im selben Augenblicke hervor, als jene Beiden die zärtliche Gruppe bildeten und las laut: „Unter den Gefallenen beklagen wir leider auch den Rittmeister von — —; der Name ist so undeutlich geschrieben, wie liesest Du ihn? — Gnetenheim oder Grebenheim?“

„Gretenstein?“ rief der Freiherr, ließ Helenens Hand fahren und griff nach dem Briefe. — „Gretenstein! — den Satz habe ich ganz übersehen; — Gretenstein, das ist der Gemahl Babettens!“

„Allein was habt denn ihr Beide miteinander?“ fragte der Graf, welcher nun erst ahnte, was vorgegangen. Sein Freund aber war so betroffen von jenem Satz im Briefe, daß er nicht zu antworten vermochte, und Helene, welche vorhin die Sprache nicht gefunden hatte, Ja zu sagen, mußte jetzt erzählen, daß sie Ja gesagt, weil der Freund nun hiefür die Sprache nicht fand. Doch kam er nach wenigen Minuten wieder zu sich selbst und zu Helenen zurück, und so konnten sich alle drei erklären und aussprechen, sich freuen und berathen, hoffen und Pläne spinnen und was man sonst bei Verlobungen zu thun pflegt.

Als der Bräutigam spät Abends wieder nach Hause ritt, wußte er kaum wohin er sein Pferd lenkte. Er fürchtete sich entsetzlich vor seinen eigenen Gedanken, die ihm grundschlecht vorkamen, vor denen er sich hätte ins Grab verstecken mögen, und die ihn doch nicht verließen. Der Rittmeister, welcher vordem zur rechten Zeit niemals hatte fallen wollen, mußte jetzt gerade zur unrechtesten Zeit gefallen seyn. Die Schlacht von Novi hatte ihn — den Freiherrn — zum Bräutigam gemacht, und in dem Augenblick,

da er eben Bräutigam geworden, erfährt er, daß durch dieselbe Schlacht von Novi seine frühere, nie ganz vergessene Braut Wittwe geworden war! Im Jubel über den Brief aus Novi war er nach Neuhaus geritten, und doch wäre er vielleicht zu Hause geblieben, wenn er den Brief nicht gar zu musikalisch begeistert gelesen hätte, sondern Wort für Wort, wie man Briefe lesen soll, und nicht blos ins Ganze, wie man eine zwanzigstimmige Partitur am Klaviere liest.

Zum erstenmal in seinem Leben räsonnirte er über die Musik, that aber sogleich wieder bei sich selber Abbitte; denn er wußte kaum, was freventlicher sey, daß er jetzt noch und wieder an Erato denke oder daß er die Musik anklage, als habe sie ihm Helene für Erato untergeschoben.

Fünftes Kapitel.

Im Spätherbst war die Hochzeit auf Neuhaus — natürlich reich mit Musik geschmückt. In der Kirche sang der Schulmeister: „O Isis und Osiris schenket der Weisheit Geist dem neuen Paar," mit Orgelbegleitung und etwas verchristlichtem Texte. Vor den Fenstern des Schlosses stimmten Bauernmädchen das Lied an, welches Haydn so wohl gefallen. Außerdem aber hatte der Graf ein kleines Orchester zusammengebracht, das während der Tafel jene überaus frische und heitere D-Dur-Symphonie Mozarts spielte, die derselbe 1778 für das Frohnleichnamskonzert in Paris geschrieben, obgleich sie eher an Figaro's Hochzeit als an den Frohnleichnam erinnert. Das Allegro begann bei den „Backhändeln" und das Finale schloß beim Pudding, und ungeachtet die Tischgesellschaft während des so

überaus zarten Adagio's gerade einen überaus zarten Rehbraten verarbeitete, genoß sie doch die Musik nicht minder, als den Braten. Man bot damals die höchsten Gaben der Tonkunst noch anspruchslos dar und nahm sie harmlos hin, wo und wie man sie fand, und glaubte noch nicht, daß eine gute Musik besser und eine schlecht gut werde, wenn man recht viel Umstände damit mache. Zum Schlusse hätte der Freiherr noch gerne ein kleines Quartett gespielt; der Graf aber widerrieth das dringend und behauptete, für ihn sey heute der vierstimmige Satz durchaus ungeeignet und nur der zweistimmige zulässig.

Nach der Hochzeit kam gar Vieles anders, als es der Freiherr erwartet hatte. Dem sonnigen Sommer folgte ein kalter, stürmischer Winter.

In jenen Septembertagen, da unser Held im Siegesjubel zur Verlobung ritt und eine goldene Zeit allgemeinen Welt- und Quartettfriedens nahe wähnte, schwamm Bonaparte bereits auf dem Meere zwischen Aegypten und Frankreich, und als der Freiherr eben recht weltvergessen in den Flitterwochen schwärmen wollte, erschreckte ihn die Nachricht vom

Staatsstreiche des 18. Brumaire und der neuen Consularherrschaft des gefürchteten Sohnes und Erben der Revolution. Des Freiherrn gründlicher deutscher Sinn lies ihn über das kommende Geschick seines Landes und Volkes eben so nachhaltig grübeln, wie über die Durchführung eines Quartettsatzes. Und er hätte so sehnlich gewünscht, daß die Deutschen in der Politik auch einmal Meister würden, wie in der Kammermusik. Es sah aber zur Zeit noch gar nicht darnach aus.

Ganz anders dachte der Graf in derlei Dingen. Er fand es äußerst ergötzlich, daß in Paris schon wieder ein neuer Bühnenakt beginne und daß man gar nicht mehr in's Theater zu gehen brauche und dennoch in dem bunten Scenenwechsel von Revolutionen und Schlachten, von Thronensturz und Staatenaufbau die spannendsten Tragödien fortwährend umsonst zu sehen bekomme. Der Freiherr sagte: „Er betrachtet auch die Weltgeschichte unter dem Gesichtspunkte des Dellackes; der größte Ideenkampf fesselt ihn als Neuigkeit; Quartette schreibt man um der Geigen willen, und die Völker erwürgen sich, damit dem Grafen Thürmer auf Schloß Neuhaus die

Zeit nicht lang werde. Je näher wir beide uns treten, um so ferner rücken wir einander."

Das galt von Helenens Bruder, aber zum Glück nicht von Helenen. Sie schwärmte für alles Große, wenn auch meist übertrieben und manchmal verkehrt, und begriff und theilte ihres Mannes patriotischen Sinn und sein politisches, wie sein musikalisches Lieben und Hassen.

Trotzdem fühlte sich dieser oft recht gedrückt in seiner jungen Ehe. Helene wollte ihm das Leben gar zu schön machen und übersah, daß eine liebenswürdige Genügsamkeit bisher der eigenste Schmuck dieses Lebens gewesen war. Sie wollte glänzen mit ihrem Manne und durch ihren Mann, aber dieser Mann war unglücklich, daß er nun auf einmal glänzen sollte. Sie diente, um zu herrschen. Der Freiherr seufzte: „Als Haydn zu Besuche kam, entdeckte sie staunend, daß ein Genie auch bescheiden seyn könne, und sie ward bescheiden, weil sie ein Genie seyn will. Jetzt bricht ihre anspruchsvolle Natur wieder hervor. Ich möchte Haydn auf ein ganzes Jahr zu Gaste bitten. Allein das würde doch nichts helfen, binnen Monatsfrist wäre ihr der

bescheidene Mann langweilig, und um des blosen Gegensatzes willen würde sie dann ganz hoffärtig werden."

Statt des einfachen Quartettes schlug Helene ein Orchester vor, auch hätte sie gerne kleine Opern auf Schloß Strüth aufgeführt und hatte einen fertigen Plan, wie das Musikzimmer zu einem Theater auszubauen sey. Dem Manne schauderte vor diesem Plan und er blickte schwermuthsvoll nach dem Bilde der unmusikalischen Muse Erato. — Helene, so dachte er still für sich, hat keinen Sinn für die Größe im Kleinen. Sie überbraust das Allegro und überempfindet das Adagio, das läßt sich hören; allein ihr mangelt jedes Verständniß für's Andante. Und das ist ein großer Mangel; denn das Andante ist das wahre Tempo der Ehe. Zart, bescheiden, mäßig bewegt schwebt es einher, gemüthvoll beruhigend und erquickend wie die ächte Weiblichkeit.

In der That, je mehr sich Helene in ihrer neuen Würde fühlte und des endlich errungenen Sieges genoß, um so weniger fand und verstand sie das Andante.

So verging der Winter; in der Sylvesternacht

1799 geigte man sich auf Schloß Strüth heiter und bewegt in's neue Jahrhundert hinüber, und als nun der Frühling kam und die gute Bauzeit, drang Helene immer bestimmter in ihren Gemahl, daß er das Musikzimmer erweitern möge zu einem Orchester- und Theatersaal. Und da er eben im Begriffe stand, auf ein paar Wochen nach Wien zu gehen, so könnte er dort ja gleich mit einem Baumeister Rücksprache nehmen.

Der Freiherr sagte: „Wir wollen den Saal bauen; aber ich fordere einen Preis von Dir, den Du vorauszahlen, eine Vorbedingung, welche Du erfüllen mußt." — Und bei diesen Worten übergab er der Frau eine große Mappe und fuhr fort: „Diese Mappe nenne ich ein Schmuckkästchen; denn sie birgt allerlei kleine versteckte und verstaubte musikalische Schmuck- und Schaustücke, allein es erfordert ein geübtes Auge, deren Werth zu erkennen. Versuch' es mir zu Liebe, ob Du die hier eingeschlossenen Noten mit rechter Empfindung spielen kannst, Dir und mir zum Genügen. Gelingt es Dir, so gehen wir ungesäumt an den Saalbau."

Helene ging mit Freuden auf die Grille ihres

Gemahls ein und öffnete nach seiner Abreise augenblicklich die geheimnißvolle Mappe. Eine Menge schlecht geschriebener Notenblätter mit vielen Korrekturen und Dintenflecken, vergilbt und abgegriffen, lagen darin, die sahen gar nicht aus wie Prunk- und Schaustücke. So gar gefährlich schien diese Musik gerade nicht, wohl aber etwas langweilig. Es waren kleine Andante's, Menuette und Rondo's aus Streichmusiksätzen vom älteren Stamitz, von Kamerloher, Gaßmann, Cannabich, Holzbauer, Wagenseil und andern halb verschollenen Komponisten, ziemlich ungeschickt für's Klavier ausgezogen von der etwas cavaliermäßigen Notenhand ihres Mannes.

Die arme Helene plagte sich grausam, diesen trockenen altmodischen Stücklein einigen Geschmack abzugewinnen. Die Musik war an sich zwar einfach; dennoch konnte sie Vieles kaum lesen, so verworren war die Schrift, und kaum spielen, so holperig war der freiherrliche Klaviersatz, und wo sie etliche Takte bequem las und spielte, da empfand sie nichts und berührte nur mit den Fingern, nicht mit der Seele, die Tasten. Der Saalbau schien sich doch in einige Ferne zu schieben.

Dazu kamen äußere Störungen, welche ihr vollends alle Ruhe raubten für diesen verzweifelten Gaßmann, Kamerloher und Genossen. Große Truppenmassen zogen an Schloß Strüth vorüber, die Einquartierungen drängten sich; bei dem Trommelschall, welcher dem wirklichen Kampf, nicht der Parade galt, erzitterte auch das friedlichste Gemüth in kriegerischer Aufregung. Und Helene war nicht einmal ein friedliches Gemüth. Sie hätte lieber sich selbst gleich auf's Roß schwingen und mit reiten mögen, und sollte statt dessen den Geist des Andante's aus verblichenen Noten über sich kommen lassen.

Zu einigem Troste sah sie indeß aus den Briefen ihres Mannes, daß es ihm draußen auch nicht friedlicher zu Muthe war. Er schrieb im Juni von Wien, seine nahe Rückkehr ankündend: „In meinem Leben darf auf Schloß Strüth keine Note von Pleyel mehr gegeigt werden. Dieser Pleyel, der von einem darbenden Musiker zu einem reichen Musikverleger herabgesunken ist, widmet seinen Gesammtabdruck der Haydn'schen Quartette dem Consul Bonaparte! Meine Wiener Freunde lachten mich aus, als ich dafür

Acht und Bann innerhalb des Strüthischen Gebietes über Pleyel verhängte. Wie darf ein Deutscher diese gemüthlichste deutsche Musik dem ungemüthlichsten Feinde Deutschlands huldigend zu Füßen legen! Und ich sagte Jenen, die da lachten: der Consul Bonaparte wird uns noch alle Quartettlust vertreiben, zum Danke dafür, daß man ihm unsern reichsten Quartettschatz gewidmet hat. Man faßt das nicht! Früher glaubte auch ich ganze sturmvolle zehn Jahre lang, wir könnten im Reiche ruhig zusehen, wenn draußen die Völker sich zerkriegen, und könnten immer lustig Quartett dazu geigen. Aber seit mir der Rastatter Gesandtenmord einen der schönsten Quartettabende verdorben hat, denke ich anders. Die unterrichteten Leute werden hier nachgerade sehr bestürzt, es soll ganz schief gehen in Italien. Gestern sprach man von einem großen Siege, den unsere Armee bei Marengo erfochten, und heute heißt es, der Sieg sey ein Schreibfehler gewesen und müsse in Niederlage verbessert werden. Bonaparte wirft Alles vor sich nieder; es kommt eine neue Welt und kommt eine neue Musik. Haydn war der letzte Fürst des Friedens in unserer Kunst.

Ich schicke einige neue Werke von Beethoven nach Schloß Strüth; sie sind verführerisch schön. Allein ich bitte, spiele sie nicht, bevor Du Dich in dem Schatzkästlein der gekritzelten Noten recht heimisch fühlst und der Saalbau gesichert ist! Beethoven beunruhigt mich wie Bonaparte."

Bald nachher kehrte der Freiherr zurück. Obgleich gerade vierzig Husaren auf dem Schlosse in Quartier lagen und wenig musikalischen Frieden aufkommen ließen, fragte er doch bald nach den alten Noten.

Helene berichtete klagend, wie sehr sie sich geplagt und doch nichts Rechtes herausgebracht habe, es sey aber auch gar zu harte Arbeit. Da sprach ihr Gemahl, wehmüthig lächelnd: „Mir sind diese alten Melodien ein wahrer Seelengenuß. Sieh, das war die Musik, an welcher ich mit fünfzehn Jahren zuerst musikalisch denken und empfinden lernte. Der Geist meiner Jugend ruhet verzaubert in ihr. So dünkt es mir wenigstens. O könntest auch Du etwas von diesem Geiste heraushören! Wie ich die Mappe Dir jetzt gebe, so gab ich sie vor Zeiten Erato. Aber sie wußte gar nichts anzufangen mit den alten

Blättern. Ich schrieb mir damals diese Sätze aus den Stimmen für's Klavier, damit ich sie wie rechte Jugendfreunde immer zur Hand haben könne. Ich glaube, meine Klavierbearbeitung ist recht schlecht, ich kann nur inwendige Musik machen. Und die Form der Originale selber ist oft steif und die Gedanken sind nicht glänzend und reich, aber es ruht doch ein herzlicher Friede auf dieser Musik, der ächte Geist des Andante's. Darum versuche immerhin noch einmal mir zuliebe, ob Du nicht auch diesen Kinderfrieden herausspielen kannst."

Tags darauf hörte der Freiherr von fernher, wie seine Frau sich insgeheim wieder an den alten Blättern übte. — „Sie strebt doch wenigstens nach dem Geist des Andante's," dachte er, „und wenn mich mein inneres Ohr nicht trügt, so thut sie's doch mehr noch mir, als dem Saalbau zuliebe."

Sechstes Kapitel.

Um diese Zeit besuchte der Graf den Freiherrn. Er trat so stürmisch in's Zimmer, wie damals, als er die verbotene Guarneri mitgebracht, und rief, er komme, um Lebewohl zu sagen; er ziehe in's Feld. Jetzt, wo das ganze weite Land von großen Kriegsthaten widerhalle, ertrage er's nicht länger, hinter den Geigen zu sitzen, der Soldat rege sich wieder in ihm, und wenn alle Welt sich schlage, dann müsse auch er mitschlagen.

Die beiden Edelleute hatten in jüngeren Jahren beim Heere gestanden; beide aber hatten damals rasch quittirt: der Graf, weil er für seinen Ehrgeiz zu langsam vorrückte, der Freiherr, weil das leere Garnisonsleben seinem idealen Sinne ein Gräuel war.

Der Entschluß des Grafen berührte den Freiherrn tief. Mehrere Tage ging er nachdenklich

umher; dann sagte er zu seiner Frau: „Dein Bruder liebt die Musik um der Geigen willen, und als uns Haydn besuchte, glaubte er dem Meister das höchste Lob zu geben, indem er gegen mich ausrief: für einen blosen Komponisten urtheilt der Mann nicht schlecht über die Geigen. So geht Dein Bruder denn auch in den Krieg um des Fechtens willen. Auch ich werde mich wieder als Freiwilliger melden, aber nicht, weil ich so besondere Lust zum Fechten hätte, sondern weil mein Kaiser in dieser Noth eines jeden Armes bedarf."

Er war darauf gefaßt, daß Helene ihn zurückzuhalten suche. Allein unter Thränen pries sie begeistert seinen Vorsatz und beklagte nur, daß sie nicht selber mitziehen könne. — „Ich bin die Frau eines Edelmannes," sprach sie, „und darf nicht weinen, wenn Du mit dem Schwerte ritterlich zu Pferde steigst."

Der Freiherr blickte sie feierlich an und gerührt und liebevoll zugleich und dachte: die stolze Schwärmerin hat doch ein großes Herz. — Sie redeten viel und herzlich mit einander; sie hatten sich noch nie so nahe gestanden.

„Vergiß mir aber auch die alte Notenmappe nicht," so schloß er endlich, „spiele die Stücklein fleißig mir zulieb — und auch wegen des Saalbaues. Es ist nur eine kleine Musik, aber der ehrliche deutsche Geist des Andante's ruht darin, und man kann sich auch im Andante hoch emporschwingen."

Die Vorbereitungen zur Abreise wurden rasch getroffen. Das Vaterland bedurfte in der That jedes Armes und die Gefahr rückte mit Gewitterschnelle immer näher. Die kurze Waffenruhe, welche auf die Schlachten des Juni und Juli gefolgt, war nur ein Aufathmen zu neuem Kampfe.

Helene ließ sich's nicht nehmen, dem scheidenden Gatten mit eigener Hand das mäßige Gepäck zu rüsten, und als sie unter geheimem Schauder auch ein Kästchen voll Verbandzeug ordnete, gab er ihr ein Notenheft und bat sie, dasselbe gleichfalls in dieses Kästchen zu legen. Es war ein handschriftliches Quartett von Beethoven, das erste von jenen sechsen, die im folgenden Jahre als des jungen Meisters achtzehntes Werk erscheinen sollten.

So begaben sich denn die beiden Schwäger gemeinsam zum Heere, welches gegen die obere Donau aufbrach,

Der Graf war gerade so ausgezeichnet als Soldat, wie als Violinspieler: dieselbe glänzende kecke Bravour, welche er im Geigenbogen hatte, saß auch in seinem Degen. Ganz anders der Freiherr. Bei ihm ruhte Alles so tief inwendig, daß er auch im Felde linkisch und unanstellig blieb und im Exercitium anfangs kaum weniger umwarf, als im Quartett. Er besaß jenen Muth, der bis zum Aeußersten kalt ausharret, wann die Gefahr hereingebrochen ist, nicht aber jene herausfordernde Tapferkeit, welche die Gefahr aufsucht und mit ihr scherzt. Doch erkannten die Kameraden bald in ihm den festen tüchtigen Mann und hatten ihn gerne trotz seinem wunderlichen Wesen.

Nun ging Alles ganz gut bis zum 3. December, dem heißen Schlachttage von Hohenlinden. Der Freiherr stand fern vom Schlachtfelde in Reserve zur Bedeckung einiger Vorrathswagen am Saume der großen Tannenwälder, welche sich hier von den Hügeln zur Fläche herniederziehen und jeden Ausblick nach dem Kampfplatze verwehrten. Ja man hörte sogar nur dumpf und in Pausen das schwere Geschütz- und Massenfeuer herübergrollen; denn ein

heftiger Wind kam von der entgegengesetzten Seite und trieb schwarze Wolken herbei, die sich in den dicksten Schneewirbeln entluden.

Der Freiherr war abgestiegen und hinkte, todtmüde von einem erschöpfenden Ritt und doch innerlich ruhelos, gedankenvoll unter den schützenden Bäumen auf und ab, seine Soldaten, die im tiefsten Schnee gelagert in etwas ausgiebigerer Weise rasteten, immer im Auge haltend. Endlich lehnte er sich wider eine alte Tanne, den Blick in die weite Ebene gewandt. Er dachte an Helene und das Andante, und an den schweren Kampf da drüben und an das neue Quartett aus F von Beethoven beim Verbandzeug, und alle diese vier Dinge hatten zugleich etwas Erhebendes und dennoch Beklemmendes für ihn, daß sie sich seltsam zu einem Ganzen zusammenwoben. Und wenn zu Zeiten ein kurzes Rottenfeuer rhythmisch durch den verschneiten Wald herüberhallte und dann ein paar kurze Kanonenschläge hintendrein, so war es ihm, als intonire auch die Schlacht jenes Thema, mit welchem der erste Satz des Quartettes ganz tief im Einklang aller vier Instrumente anhebt. — „Was ist das doch für eine

dämonische, friedlose Musik," dachte er, „die man selbst aus dem Schlachtendonner kann widerklingen hören; der Geist des Andante's ruht nicht auf ihr. Kein Haydn'sches Quartett-Thema würde auf dieses Rotten- und Geschützfeuer passen."

Im selben Augenblicke aber schlug ihm ein anderes Feuer an's Ohr, so nahe, daß es ganz und gar aufhörte, musikalisch zu seyn; Flintenkugeln pfiffen ihm um den Kopf, feindliches Fußvolk brach aus dem Walde und feindliche Reiter sprengten im Felde hinter der Waldecke hervor; im Nu war er umringt, abgeschnitten, seine Leute niedergehauen oder zerstreut, die Wagen genommen. Er setzte sich verzweifelt zur Wehr, allein ein Hieb über den rechten Arm entwaffnete ihn; er mußte sich gefangen geben.

Zum Verluste der Schlacht von Hohenlinden hatte der Freiherr übrigens durch seinen Quartetteifer nicht beigetragen; denn sie war schon verloren, bevor er gefangen ward, und eben jene abgebrochenen Salven, aus welchen er das Beethoven'sche Thema herausgehört, bezeichneten bereits die vollendete Katastrophe, das letzte Ringen der in Moreau's Hinterhalt gefallenen Armee.

Helene hatte diesmal ein betrübtes Neujahr. Seit jenem 3. December war sie ohne alle Nachricht von ihrem Manne. Sie wollte verzweifeln in der Qual der Ungewißheit. Wenn sie aber gar den Muth verlor, dann griff sie zu der Notenmappe, und es war seltsam, wie die Armuth dieser alten, trockenen Musik ihr jetzt wohl that und wie sie sich da auf's unmittelbarste berührt fühlte von dem im Kleinen so tiefen und liebevollen Geiste ihres Mannes, dessen jugendliche Phantasie sich einst an den dürftigen, aber doch wahren, reinen und gesunden Weisen erquickt hatte, ja wie sie in denselben den fernen, vielleicht schon verstorbenen Gatten erst recht verstehen lernte. Daß sie sich aber so schwer in die Empfindung dieser Musik hineinarbeitete, war ihr jetzt ein wohlthuendes Geschäft, und die unlesbare Schrift zu entziffern und den unspielbaren Klaviersatz etwas zu verbessern, ein wahrer Genuß. That sie's doch, wie er gebeten, ihm zulieb.

Endlich zu Ausgang Januars kam ein Brief ihres Gemahls. Das Blatt zeigte seinen Namen und war von ihm geschrieben, aber sie fand seine gewohnten Schriftzüge nicht: er hatte mit der linken

Hand schreiben müssen. Der Brief meldete die Verwundung und Gefangenschaft. Die Wunde war geheilt, allein das rechte Handgelenk gelähmt für immer. — „Als Haydn," so schloß der Freiherr, „mich in jenen herrlichen Maitagen Bratsche spielen hörte, rühmte er gar nichts an meinem Spiel, außer mein rechtes Handgelenk. Er meinte, die linke Hand, in welcher die Fertigkeit des Geigers sitzt, wolle mir noch nicht recht gehorchen, aber das rechte Handgelenk, welches den Bogen führt, das rechte Handgelenk, in welchem die Seele des Vortrags ruht, das — meinte Haydn — sey vortrefflich entwickelt. Doch mir ziemt es nicht, zu klagen über mein gelähmtes rechtes Handgelenk, wenn an demselben Tage die rechte Hand des Vaterlandes gelähmt und sein tapferes Heer vernichtet wurde."

Im folgenden Monat brachte der Friede von Lüneville dem gefangenen Freiherrn die Freiheit. Auf der Heimreise traf er in Wien mit seinem Schwager zusammen. Der Graf hatte sich bei Hohenlinden auf's Tapferste hervorgethan; man weissagte ihm eine glänzende Soldatenlaufbahn. Er ließ den Freiherrn sein neues Geschick und Glück

etwas fühlen, gerade so, wie er ihm weiland seine größere Virtuosität recht deutlich unter die Nase gegeigt hatte, und pries den ersten Consul als den wahren Helden dieser Zeit, ja als einen Erlöser der Staaten und Völker.

Geblendet von der gewaltigen Person und dem mährchenhaften Lebensgang Bonaparte's, begannen ihn viele Deutsche selbst damals schon als einen Halbgott zu bewundern, und wen er von Andern gepriesen sah, den pries auch der Graf. Den Freiherrn schmerzte diese Umwandlung tiefer, als das gelähmte Handgelenk. Zwar mied er allen Streit, allein er beschloß auch, niemals mehr mit seinem Schwager Quartett zu geigen (wobei er vergaß, daß er ja selber gar nicht mehr geigen konnte), und den Grafen aus dem Musikzimmer auf Schloß Strüth zu verbannen, wie den Ignaz Pleyel. Hätte er geahnt, daß Beethoven in Bälde gar eine Symphonie „Bonaparte" komponiren werde, er hätte auch ihn zu den beiden Andern gleich im Voraus in den großen Bann gethan!

Allein wenn ihn der Graf in der Politik jetzt eben so wenig mehr verstand, als in der Musik,

so verstand ihn des Grafen Schwester, seine Frau, doch immer besser in beiden Stücken. Als er ihr nach dem schmerzlich glückseligen Wiedersehen bald genug erzählte, daß ihr Bruder als reiner Soldat und Bewunderer alles Bewunderten nun gar ein ganzer Bonapartist geworden, da brach sie in helle Thränen aus, und als er sie trösten wollte, sagte sie: „Du hast bei Hohenlinden nur den Bogenstrich verloren, ich aber habe dort meinen Bruder verloren. Wäre er dort gleichfalls gefangen worden, so würde er sich jetzt nicht von Bonaparte haben fangen lassen, und hätte er nicht so gut gegen die Franzosen gefochten, so würde er jetzt nicht schwärmen für die Franzosen.“

Dieser Ausspruch gewann Helenen vollends ihres Mannes Herz, und er schalt sich im Stillen einen Thoren, daß er so lange noch nebenbei an Erato gedacht und es jemals bedauern konnte, daß er den Bericht von der Schlacht bei Novi so musikalisch gelesen habe.

Und da er nun also doch wieder auf seinen alten Satz zurückkam, daß uns eine gute Musik immer und überall gut führe, so faßte er sich denn

auch rechten Muth und fragte nach der Notenmappe.

Mit verklärtem Gesichte brachte sie Helene herbei, setzte sich an's Klavier und spielte ihm den Gaßmann sammt seinen vergessenen Kameraden mit einer Wärme und Wahrheit des Vortrags, wie er es selber gar nie für möglich gehalten. Sie trug mehr hinein, als darin lag, und doch nichts Fremdes, und das ist das höchste Geheimniß alles künstlerischen Spielens. Die Melodien mochten manchmal etwas hausbacken seyn, sie wurden aber seelenvoll unter ihrer Hand; denn der Geist der Liebe, der geprüften, bekümmerten, getrösteten Liebe sprach jetzt aus ihnen, und den hatte Helene hineingehaucht und war doch im rechten Ton und Tempo des Andante's geblieben.

Der Gatte mit der lahmen Hand war noch ein klein wenig glücklicher, als an dem Tage, wo Haydn auf dem Schlosse erschien, und damit ist die höchste Stufe irdischen Glückes bezeichnet. — „Gleich morgen," rief er, „muß der Riß zum Saalbau entworfen werden!" — Helene aber beschwor ihn, nie mehr eine Sylbe vom Saalbau zu reden.

Sie besaß jetzt das vollste Verständniß für's Andante.

Und so lebten und musizirten beide dann noch lange recht einträchtig mit einander. Auch ward bald wieder regelmäßig jeden Montag Quartett auf Schloß Strüth gespielt, natürlich ohne den Grafen, und da der Freiherr blos zuhörte und inwendig Musik mitmachte, so soll es weit besser gegangen seyn, als je zuvor.

In der Tendenzmusik des Andante's hatte Helene ihre frühere Tendenzmusik der Koketterie überwunden und gesühnt, und der Freiherr erkannte nun gar wohl, daß ihre Liebe für ihn zuletzt auch seine Liebe geweckt, und daß Helene in dieser Liebe die Unnatur ihres Wesens begraben, ihn selber aber erst recht hellsehend gemacht habe für ihre versteckten und verkannten Vorzüge.

Andererseits aber meinte er, neben der Liebe dürfe man dabei der Musik doch auch ihr Verdienst nicht schmälern. Die ächte Musik sey Selbst- und Weltvergessenheit. „Wir vergessen unser schlechtes Selbst in der Musik, um unser besseres Selbst erst recht in uns zu finden. — So hat auch Helene ihr

gutes Selbst doch erst durch die Musik gefunden. Oder habe ich vielleicht über der guten Musik ihre Schwächen vergessen? Gleichviel! Und es mag unentschieden bleiben, ob sie den Geist des Andante's für's Leben gewonnen hat, indem sie Gaßmann und Stamitz so liebevoll gehorsam studirte, oder ob durch den Geist des Andante's, der in den Prüfungen des Lebens über sie kam, umgekehrt erst das Verständniß für Gaßmann und Stamitz ihr zugewachsen ist."

So sprach der Freiherr, wenn er für sich allein war und sagte es nicht einmal seiner Frau. Laut dagegen sagte er oftmals und vielen Leuten: „Gute Musik — namentlich Streichquartett — ist ein Selbst- und Weltvergessen, in welchem wir uns selbst erst recht finden. Die wenigsten Menschen aber ahnen, wie solches Selbstvergessen zu so gar vielen Dingen und zu allen Zeiten nützlich ist, — ausgenommen, wenn man während einer Schlacht auf einem einsamen Reserveposten steht."

Die Hochschule der Demuth.

Die Hochschule der Demuth.

Im Jahre 1683 zog ein junger Franziskaner, der Pater Bonaventura, terminirend durch die sogenannte Pfaffengasse, das Kurmainzische und Kurtrierische Rheinthal, und predigte dabei sehr erbaulich unter ungeheuerem Volkszulauf. Seine Reden waren kurz, frisch, derb, voll Mutterwitz und handgreiflicher Lebensklugheit. Die berühmteste derselben, eine Ehestandspredigt, gefiel seinen Zuhörern so gut und ihm selbst noch so viel besser, daß er sie gar nicht oft genug wiederholen konnte. Er zeigte in dieser Predigt klar, wie Ehegatten durch Milde und Demuth einander tragen und bessern müßten und erzählte dann zum Schlusse allemal eine altbekannte Geschichte, welche doch immer wieder auf's neue rührte und ergriff.

Meine Leser werden diese Geschichte in jungen Jahren vermuthlich auch schon einmal gelesen haben

in irgendwelchem moralischen Anekdotenbuche. Allein ich kann's ihnen nicht schenken, daß sie dieselbe hier vorerst noch einmal lesen; sie ist ganz kurz, und aus der alten kurzen Geschichte wächst dann eine neue lange hervor wie Halm und Aehre aus dem Saatkorn.

Der Franziskaner also beschloß seine Ehestandspredigt jederzeit mit folgenden Worten: „Ein leichtsinniger Maurermeister," so erzählte er, „ein Trunkenbold, hatte ein frommes junges Weib; sie konnte ihn aber nicht vom Trunke bekehren, und böse Gesellen rissen ihn immer tiefer hinab in den Schlamm der wüstesten Schlemmerei, et dissipavit substantiam suam, vivens profuse und er brachte sein Gut um mit Prassen. Einstmals hatte der Meister bis Mitternacht im Adler gezecht und als ihn der Knecht des Wirthes vor die Thüre geworfen, zog er mit all den trunkenen Genossen in sein Haus und befahl der Frau, die ihn schon lange in Gram und Kummer erwartete, daß sie Wein heraufhole und die Gläser fülle und wieder fülle als das flinkste Schenkmädchen, und wehe ihr, wenn je ein Glas leer bleibe. Der Frau wollte das Herz

brechen; dennoch that sie wie der Mann befohlen — mulieres propriis viris subditae estote, ihr Weiber seyd unterthan euern Männern! — holte den letzten Krug, den sie schon lange aufgespart, füllte die Gläser und verbiß die Thränen, so daß nicht ein Tropfen in das Glas fiel, welches sie zitternd dem Manne darreichte. Als dieser aber sah, wie die Frau pünktlich that, was er geboten, und nicht einmal in einer Miene die Höllenqual solchen Dienstes sich merken ließ, da erwachte er und erkannte in dem demüthigen Gehorsam ihre Liebe und den Adel ihrer Seele, und zugleich schüttelte ihn tiefes Grausen vor seiner eigenen Herzenshärtigkeit, und die Frau mit dem Weinkruge und dem kummervollen sanften Auge erschien ihm wie der dritte Engel des Gerichtes, welcher spricht: bibes de vino irae Dei, mixto mero in calice irae ipsius — du wirst von dem Weine des Zornes Gottes trinken, der beigemischet ist dem lauteren Wein im Kelche seines Zornes! Er ward plötzlich stille, trank nicht mehr und bot den staunenden Genossen einen kalten Abschied. Als sie gegangen, fiel er der Frau um den Hals, bat sie um Verzeihung — peccavi in

coelum et coram te, ich habe gesündiget in den Himmel und vor dir — und gelobte ein neues Leben. So geschah es auch; er ward von Stund an ein besserer Mann. Durch Demuth soll ein Gatte den anderen besiegen und durch Liebe und Milde des anderen Sünden richten: Beati mites, quoniam ipsi haereditabunt terram, selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich ererben."

Nach diesen Worten hielt der Franziskaner jedesmal einen Augenblick stille, schaute sich im Kreise seiner Hörer um und fuhr dann fort: „Ich habe euch diese Geschichte schon oft erzählt, und ihr fraget wohl, warum ich sie immer wieder erzähle? Einfach deshalb, weil ich keine bessere weiß. Erlebt Einer von euch aber selber eine bessere Geschichte, daß ein Ehegatte noch Härteres beim andern in Liebe getragen und durch Demuth besiegt habe, so erzählet sie mir: ich werde euch dann mit der neuen Geschichte erbauen statt mit dieser alten. Amen."

Es kam aber keine bessere, und der Franziskaner blieb immer bei der alten Geschichte.

Erstes Kapitel.

Als der Franziskaner wieder einmal in Lorch am Rhein seine Ehestandspredigt hielt und die bekannte Geschichte vortrug, hörte ihm der Fuhrmann Peter Rambold aus Bacharach besonders achtsam zu; denn er wollte nächster Tage Hochzeit halten in Lorch mit der achtzehnjährigen Käthchen Rehm, „des verstorbenen Bürgers und Schultheißen Johannes Evangelist Rehm ehelich lediger Tochter," wie es im Aufgebote hieß. Für diese Ehe hätte es aber eigentlich gar keiner Predigt bedurft, so zwei erlesene Leute fanden sich hier zusammen.

Rambold war ein gottesfürchtiger, gutgearteter Mann, rührig und treu in seinem Geschäft, daß ihm die Kaufherren tausend Gulden so sorglos anvertrauten wie einen Heller, dazu wohlhabend; er nannte ein Haus mit schönen Weinbergen und zehn Pferden sein freies Eigenthum.

Käthchen Rehm war noch viel reicherer Leute einziges Kind, und da ihre Eltern frühe starben, so hatte man sie in einem benachbarten Klarissinnen-Kloster erzogen; denn Lorch war kein gemeines Bauerndorf sondern ein „Flecken“ und die Lorcher Bürger ließen ihre Kinder nicht nach der Ueberhöher Bauern Art unter Schweinen und Gänsen aufwachsen. Im Kloster war Käthchen gar fein und fromm geworden, konnte lesen, schreiben und sticken wie eine Nonne, auch allerlei bunte Spielereien von Pappendeckel und Goldpapier machen, was man Klosterarbeit nennt, wußte nichts von der Welt und ihrer Schlechtigkeit und hatte ein Gesicht bekommen so zart und weiß und Finger so spitz und zierlich wie ein Fräulein, fast zu zart und zierlich für eine künftige Fuhrmannsfrau.

Die Eltern hatten schon frühzeitig vorbestimmt, daß Käthchen einmal den Peter Rambold, seinen „Andergeschwisterkindsvetter“ (— kein ehehindernder Verwandtschaftsgrad —) heirathen solle und sterbend dem dereinstigen Bunde ihren Segen hinterlassen. So war Käthchen schon Braut, als sie aus dem Kloster kam, und es dünkte ihr damals fast sündlich

eine Braut zu seyn; denn sie konnte sich ein gerechtes Leben nur denken innerhalb des zweiten Ordens des heiligen Franziskus und der heiligen Klara von Assisi und geleitet von Conventualen des ersten Ordens jenes Heiligen, welche in dem Klarissenkloster die geistliche Oberaufsicht geführt hatten. Daß sie sich statt solcher Conventualen nun von einem Fuhrmann solle leiten lassen, kam ihr anfangs ganz entsetzlich vor.

Allein sie war kaum einige Wochen wieder in Lorch, so wurden ihre blassen Wangen zusehends wieder so roth wie bei den übrigen Lorcher Mädchen, und der bekannte frische Wind, welcher dort vom Wisperthale zum Rhein heraus bläst, fegte ihr viele Klostergedanken aus dem Kopf, und da man ihr von allen Seiten Glück wünschte, so ward sie doch nachgerade recht neugierig auf den Ehestand, und es kam ihr zuletzt ganz natürlich vor, daß sie sich auf die Hochzeit freue wie andere Bräute.

Am 15. Oktober 1683 wurden die Beiden in der Lorcher Pfarrkirche vom Priester verbunden. Jedermann pries das schöne, tugendsame Paar; die jungen Männer beneideten den Bräutigam und

die Mädchen die Braut; Peter und Käthchen aber hätten heute den römischen Kaiser selbst nicht beneidet, geschweige denn einen Menschen aus Lorch oder der Umgegend.

Nach der Trauung ging der Zug der Gäste von der Kirche zum Wirthshause, wo das Hochzeitsmahl gerüstet ward; nur die beiden Brautleute blieben nach einem schönen alten Brauche allein auf dem Kirchhofe zurück und schritten Arm in Arm hinter dem Chor der Kirche zu den Gräbern von Käthchens Eltern, die heute mit den schönsten Herbstblumen frisch geschmückt waren. Denn weil man die Verstorbenen nicht zur Hochzeit laden kann, so besucht das Kind die todten Eltern auf seinen Ehrentag am Grabe, und weil es ihnen an diesem Tage sonst nichts Liebes und Gutes mehr zu erweisen vermag, so betet es mit dem eben angetrauten Manne vereint etliche Vaterunser, als eben so viele Tropfen kühlenden Wassers, welche es den noch etwa im Fegefeuer dürstenden armen Seelen hinabsendet.

Käthchen betete ungewöhnlich lange und stand, nachdem sie geendet, noch eine Weile in tiefen

Gedanken, deren Kampf man leise durch ihre lieblichen Züge zucken sah.

Dann ward sie, bis dahin leichenblaß, plötzlich von glühendem Roth übergossen, faßte den Peter bei der Hand und sprach: „Ich kann in dieser Stunde nicht vom Grabe meiner Eltern gehn ohne Dir ein Geständniß zu machen. Der Wunsch meines seligen Vaters ist nun erfüllt: ich habe Dich geheirathet, und das war auch *mein* Wunsch, nämlich sofern ich niemals gedacht habe, daß ich einen Andern heirathen könne als Dich, und habe Dich auch immer lieb gehabt, wie man seinen vom Vater vorbestimmten Bräutigam lieb haben soll. Allein was eigentlich heirathen heißt, das ist mir doch erst heute am Hochzeitmorgen ganz klar geworden, und indem mir's drinnen am Altar und hier am Grabe immer schwerer auf's Herz fiel, wie kettenfest das Sakrament der heiligen Ehe bindet, entdeckte ich auch, daß ich Dich bis daher doch nicht so ausschließend lieb gehabt habe, als es von Gottes und Rechtswegen seyn soll. Ich trage da etwas ganz Besonderes im Herzen und habe mich geschämt, Dir's zu gestehen, weil mir's zu einfältig, und aber

auch gefürchtet, weil mir's zu ernsthaft dünkte. Jetzt muß es heraus!"

Sie stockte, doch ein freundlicher Blick Peters gab ihr neuen Muth. Also flüsterte sie ganz leise:

„Während ich Dich immer liebte als meinen künftigen Mann, hatte ich noch einen Andern gern in seltsam anderer Art: das war der junge Christoph Keller, welcher jetzt Pater Bonaventura heißt und so schön vom Ehestand predigt. Er ist nur vier Jahre älter als ich. Schon als Kind, da er noch an gar kein Kloster dachte, zitterte ich vor Freude, wenn ich ihn sah, und da er in's Kloster ging, wurde diese Freude an ihm zwar recht schwermüthig, aber ich zitterte um so tiefer inwendig. Dich hatte ich lieb, weil ich Dich einmal heirathen sollte, ihn hingegen, ohne je an's Heirathen zu denken. Du liebtest mich wieder und das gefiel mir; er hingegen merkte gar niemals wie gut ich ihm war und erwiderte also auch nichts und das gefiel mir fast noch besser. Diese stille Qual kam mir genau vor wie die Liebe zum heiligen Franziskus, wovon die Nonnen immer redeten; man merkt da auch nicht, ob der Heilige sie erwidert. Er und Du: es war

ganz zweierlei Art, und ist eine Sünde dabei gewesen, so habe ich's selber nicht gewußt, und die guten Klosterschwestern haben mich auch niemals aufgeklärt über eine Liebe mit oder ohne Heirathsgedanken."

Käthchen sprach diese Worte so kindlich unschuldvoll, daß ein Türke davon hätte gerührt werden müssen, geschweige ein christlicher Fuhrmann. Es ward ihm auch fast noch feierlicher zu Muthe als selbst vorhin in der Kirche.

Und dennoch war er zugleich etwas unangenehm überrascht von dieser Beichte, die er zwanzig Minuten nach der Trauung gerade nicht erwartet hatte. Allein zwanzig Minuten nach der Trauung ist man auch hoffnungskühner und leichtmüthiger als zu andern Zeiten, und also dachte Peter, jetzt habe er sein Käthchen einmal fest und werde sie auch festhalten und ihr in Jahr und Tag schon gründlich lehren, was eigentlich Liebe *mit* Heirathsgedanken sey, trotz allen Franziskanern der rheinischen Kirchenprovinz. Also beschwichtigte er ihre Gewissenszweifel und meinte, da sie ja den Bruder Bonaventura nichts habe merken lassen und im neuen Haushalt

mit zwei Mägden und drei Fuhrknechten ohne Zweifel weniger Zeit habe, an eine Liebe ohne Heirathsgedanken zu denken, wie im Klarissenkloster, so werde sich die Sache schon geben.

Diese milde Auffassung hielt aber bei Peter nicht lange Stich. Schon während des Hochzeitschmauses fuhr es ihm plötzlich durch den Sinn, daß Käthchen vorhin von dem Christoph oder Bonaventura immer nur als von „ihm" gesprochen habe, ohne mehr als ein einzigesmal dessen Namen zu nennen. So machen's alle Liebende, sie reden von „ihm" oder von „ihr," sind aber gegen Dritte äußerst sparsam mit dem Namen des geliebten Wesens, vermuthlich weil sie für sich im stillen Selbstgespräche um so verschwenderischer damit sind. Das überdachte Peter. Allein zugleich ertappte er sich auf ähnlicher Fährte: wenn er jetzt so über den Pater Bonaventura grübelte, dann war es auch immer nur „er," oder „jener" von welchem er mit sich selber sprach, den Namen mochte er nicht einmal in Gedanken sagen. Und dabei fiel ihm ein, daß man von zum Tode Verurtheilten erzählt, sie scheuten sich auf's äußerste den Namen des Henkers in den

Mund zu nehmen und sprächen immer nur von „ihm.“ Das würde dann so beiläufig auf seinen überschüssigen Gebrauch des Fürwortes passen. Was man liebt und wovor man sich fürchtet, das nennt man nicht: den Schatz und den Henker.

Abscheuliche Hochzeitsgedanken eines Bräutigams! Er brauchte drei Gläser Wein um sie hinwegzuschwemmen.

Als es nachher zum Tanze ging, däuchte es ihm fort und fort, der Franziskaner müsse zur Thüre hereinkommen oder irgendwo aus dem Boden des Saales aufsteigen. Wie Unrecht that er doch seiner unschuldigen Braut und dem noch unschuldigeren Mönche. Er fühlte es und konnte doch nicht davon abstehen. Mochte man so gut und rein von der Sache denken, wie sie wirklich vorlag, Eines blieb doch gewiß: Wenn es keine elterlichen Verlobungen und vorbestimmte Heirathen auf der Welt gäbe und keine Klöster und Mönche dazu, und sein Käthchen wäre mit ihm und dem andern „ihm“ aufgewachsen, sie hätte ohne Zweifel den Anderen geliebt und frei erwählt. Den Christoph hätte sie gesucht, den Peter hatte sie bekommen. Dies war

und blieb ein bitterer Tropfen im Freudenkelche der Hochzeit.

Allein Peter nahm sein festes und doch mildes Fuhrmannsherz zusammen und ließ die Braut nichts ahnen von allen den trüben Gedanken, mit welchen er im Geiste rang.

Und so that er es auch nach der Hochzeit im neuen Ehestande. Die Bacharacher merkten wohl, daß Peter nicht mehr pfeife und lustig mit der Peitsche knalle, wenn er durch's Städtchen fahre, auch daß ihm der Wein nicht recht schmecke und daß er's Singen fast verlernt habe. Nur die junge Frau merkte nicht das Mindeste von seinem Kummer; alle Güte und Freundlichkeit sparte er für sie allein auf, und sie war auch ihrerseits die reine Liebe und Güte gegen ihn.

Zweites Kapitel.

So verstrichen sechs Wochen.

Da geschah es, daß Peter Rambold einmal unversehens mit Pater Bonaventura in dem benachbarten Oberwesel zusammentraf. Es kostete ihm einige Mühe, seine Fassung zu behaupten; denn obgleich er vordem des Paters Predigt so achtsam angehört, hatte es ihn als einen Bacharacher doch damals schon geärgert, daß ein Franziskaner so schön predigen könne. Die Bacharacher waren nämlich den Franziskanern todtfeind und hielten es mit deren bittersten Widersachern, mit den Kapuzinern, aus Gründen, die ich nachher genauer berichten will. Dann aber wurmte es ihn, wie wir wissen, daß gerade ein solcher Franziskaner vor Zeiten Christoph Keller geheißen und seinem Käthchen so ganz besonders hatte gefallen müssen.

Doch that er dem Mönche sehr freundlich und kam, da dieser ihn gar treuherzig ansprach, auf den erleuchteten Einfall, in versteckter Weise den Pater selber zu befragen über Käthchens Geständniß und ihm dabei auf den Zahn zu fühlen, ob er denn wirklich von der geheimen Neigung seiner Frau niemals etwas gemerkt habe.

Also berichtete er im Laufe des Gesprächs so pfiffig, wie es nur dem biedersten Fuhrmanne möglich ist, daß sein Käthchen, die der Mönch als Nachbarstochter von Kind an ja recht genau kenne, ihn in seltsame Beklemmung versetze, und daß er und sie schon längst einen geistlichen Gewissensrath darüber hätten hören mögen. Er erzählte dann genau, was ihm Käthchen am Hochzeitstage auf dem Kirchhof gestanden, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß er statt des leibhaftig vor ihm stehenden Franziskaners wiederum von einem „er" redete, (er wolle ihn nicht nennen) dem eine so unerhörte Liebe ohne Heirathsgedanken neben dem vorbestimmten Bräutigam gegolten habe.

Der Pater, mit Leib und Seele ein geborener Mönch, hatte sein Gesicht schon in priesterliche Falten

gelegt; dennoch überwältigte ihn die Neugier und er hätte gar zu gerne wissen mögen, wer denn jener „er“ gewesen sey, allein Peter wich aus und meinte, darauf komme es nicht an, auch sey der junge Mann bereits gestorben.

„Und jenes Geständniß hat Euch gequält, erzürnt?“ fragte der Franziskaner nun in sehr ernstem Tone.

„Ehrlich gestanden, ja!“ erwiderte der Fuhrmann. „Ich hatte gemeint, am Hochzeitstage schicke sich's besser für eine frisch verheirathete Braut dem Bräutigam zu sagen, daß sie ihn lieb habe als, daß sie einen Andern vordem viel lieber gehabt.“

„O thörichter Mann!“ rief der Mönch. „Ihr habt eine rechte Perle von einer Frau und solltet jubeln, daß sie Euch so beunruhigt. Spricht nicht das zarteste Gewissen daraus, daß sie ihre Seelenangst Euch offenbarte, eben in dem Augenblicke, da dieselbe in ihr erwacht war, unbekümmert zwar, ob sie Euch dadurch den Hochzeitstag trübe, aber auch unbekümmert, ob sie auf sich selbst einen Schatten werfe in einer Stunde, wo jede Frau dem Manne nur im schönsten Lichte leuchten will? Andere

hätten geschwiegen bis zu gelegenerer Zeit oder für immer. Euer Käthchen aber machte sich zur Sünderin aus lauter Herzensreinheit. Eine Braut, die im Brautkleide an ihre Sünden denkt, ist schon gar selten, aber vollends eine Braut, die zwischen dem Altar und der Hochzeitstafel dem Bräutigam ihre Sünden beichtet, ist glaube ich in ganz Lorch noch nicht dagewesen seit der Ort besteht. Daß sie Euch so grausam gequält, das war die beste Gabe, die sie Euch überhaupt am Hochzeitstage schenken konnte; — — übrigens ist es immerhin gut, daß jener Freund bereits gestorben ist."

Peter ging etwas beschämt aber auch beruhigter hinweg; nur verkehrte er, als er sich die Worte des Mönches wiederholte, den letzten Satz und sprach: „daß jener Freund ein Franziskaner geworden, ist das Allerbeste; übrigens ist es wirklich gut, daß Käthchen mich so tief bekümmert hat."

Allein manchmal kamen ihm auch wieder andere Gedanken, und er meinte, ein allzu feines Gewissen könne eben so gut krank seyn wie ein allzugrobes, und es sey doch neu, daß er nun gerade darum jubeln solle, weil ihn seine junge Frau so ausgesucht

gequält habe. Uebrigens ließ er sich gegen Käthchen nichts davon merken, sondern ertrug ihr nonnenhaft ängstliches, selbstquälerisches Wesen eingedenk des Spruches aus der Predigt: „Selig sind die Sanftmüthigen!"

Käthchen waltete inzwischen als eine recht wackere Ehefrau, fleißig, die Ordnung des Klosters in's Haus übertragend. Ihre Schlafstube nannte sie mitunter das Dormitorium und die große Wohnstube je nach Umständen das Refectorium oder den Kapitelsaal, auch redete sie von ihren zwei Mägden und drei Knechten öfters, als von „dienenden Schwestern und Brüdern," worüber sie von diesen hinterm Rücken ausgelacht wurde. Peter meinte zwar, seine Frau thäte besser, nach klösterlichem Vorbilde eine „Geißelkammer" für das zuchtlose Gesinde einzurichten statt es mit so zarten Namen vollends zu verderben, allein er sagte das nicht laut, denn vor ihrer Liebe und Herzensgüte erstarb ihm jeder Vorwurf im Munde. Sie schien in der That den Mann, welchen sie früher nicht gesucht, nunmehr über die Maßen gern zu haben.

Nur an seinem Fuhrmannsberufe fand sie keinen

Gefallen und quälte ihn oft mit der Bitte, er möge doch die Peitsche ganz an Nagel hängen und blos als Bauer und Winzer leben. Die größten Patriarchen und Klosterheiligen hatten den Acker gebaut, hingegen suchte Käthchen im Heiligenlexikon vergebens nach einem Heiligen, der Fuhrmann gewesen war. Das Frachtgewerbe brachte so viel Unruhe in's Haus, und ließ die Klosterstille gar nicht aufkommen, welche sie in ihren vier Mauern anstrebte. Vorab aber war ihr das Kaufmännische an dem Geschäfte zuwider; der Fuhrmann diente dem Handel, bei den Klarissinnen aber hatte sie gelernt, im Handel nur den Wucher und die Förderung der Genußsucht und Eitelkeit zu sehen. Dazu schauderte es ihr vor den rohen Fuhrknechten mit ihren von Landstraßen und Herbergen heimgebrachten groben Sitten und gottlosen Flüchen und den gellenden Peitschenhieben, welche sie auf die unschuldigen Pferde führten, wenn dieselben mitunter lieber im Hofe stehen bleiben als einen siebenzig Centner schweren Wagen hinausziehen wollten. Käthchen war ein gar zartes, weiches Gemüth. Sie konnte nicht einmal die vielen Fliegen tödten, welche durch

die Nähe des Pferdestalles zu Tausenden in's Wohnzimmer gelockt wurden, sondern jagte sie höchstens zum einen Fenster hinaus, daß sie zum andern wieder hereinflogen, — außer es regnete, dann ließ sie die Mücken ganz in der Stube, weil sie draußen naß geworden wären. Denn sie sagte, die Oberin bei den Klarissen habe ihr oft erklärt, wie das gräuliche Morden der schuldlosen Thiere recht eigentlich den Verlust des Paradieses anzeige, wo Mensch und Thier in Friede und Freundschaft gelebt; je selbstloser wir daher wieder Freundschaft schlößen mit jedem Thiere, um so näher kämen wir auch zum paradiesischen Zustande zurück.

Der Fuhrmann half ihr zwar die Mücken möglichst rücksichtsvoll in die freie Luft befördern, meinte aber doch, jene Lehre sey im Allgemeinen zu fein, und er halte es mit dem h. Ulrich, welcher auch kein schlechter Heiliger gewesen, der habe nicht nur bei Lebzeiten die Ratten und Mäuse vertilgt, sondern rotte sogar nach dem Tode noch durch die Kraft seiner Reliquien dieses Ungeziefer aus, und wenn er — Peter Rambold — darum eine Bremse an seinen Pferden sitzen sehe, so schlage er sie todt;

denn lieber solle doch das tückische Insekt leiden als sein ehrlicher Gaul.

Uebrigens würde ihn die Theilnahme Käthchens für das Schicksal der Mücken wenig gegrämt haben, wenn sie ihm nur den Fuhrmannsstand nicht so tief herabgesetzt hätte. Alle seine Vorfahren waren Fuhrleute gewesen und er selber war im Doppelsinne ein geborener Fuhrmann, während der Pater Bonaventura doch nur im einfachen Sinne ein geborener Franziskaner war. Er fuhr seinen Wein redlich über'n Hunsrück, ohne kleine Löchlein in's Faß zu bohren und etliche Flaschen unterwegs mit Strohhalmen herauszuzapfen, und wenn der Verkäufer mit dem Weine gewuchert hatte oder der Käufer sich daran betrank — war das seine Sünde?

Nun geschah es, daß Peter wieder einmal mit dem Mönche zusammentraf, etliche Monate nach jenem Gespräche in Oberwesel. Als ihn der Franziskaner fragte, wie es denn jetzt im Ehestand gehe, rühmte er recht herzlich seine gute Frau, klagte aber auch, daß sie ihm die Fuhrknechte verderbe, indem sie dieselben dienende Brüder nenne, und daß sie das Fuhrwesen überhaupt verachte und

erzählte dann weiter genau, wie sie so gar feingebacken sey, daß sie nicht eine Mücke todtschlagen könne.

„Thörichter Mann!" rief Pater Bonaventura. „Ihr klaget, worüber Ihr jubeln solltet. Welch unverdienten Schatz von einem Weibe besitzet Ihr doch! Zwar denkt sie strenge von Handel und Wandel, und ein frommer Fuhrmann kommt durch des h. Franziskus oder sonst eines ordentlichen Heiligen Fürbitte gewiß ebensogut in den Himmel wie ein anderer katholischer Christ. Insofern quält Euch Euere liebe Frau ohne Noth. Aber würde sie Euch quälen, wenn sie nicht gescheidter, bedenksamer, strenger, reiner und feiner wäre als alle die andern Frauen ringsum? Blos weil sie gar so tief sinnet, verwirrt sie Euch den Kopf, und Ihr solltet stolz seyn auf eine Frau, die Euch aus lauter Verstand und lauter Herzensgüte das Leben sauer macht, und die beim Fuhrwesen gleich an den Weg zur Hölle denkt und bei den Mücken an's Paradies!"

Der Fuhrmann bedankte sich für den Trost und zog seine Straße weiter. Bei sich selbst aber dachte er: „Der Mönch hat in seiner Art ganz recht,

obgleich es freilich besser wäre, wenn dem Käthchen umgekehrt das Fuhrwesen etwas paradiesischer vorkäme und die Mücken etwas höllischer. Soll ich also nicht auch in meiner Art recht haben und der Frau die Klostergrillen mit Gewalt aus dem Kopfe treiben dürfen, die nun einmal in kein Fuhrmannshaus passen?"

Doch nein! Er beschloß auch weiter fort geduldig zu seyn, den inneren Widerstreit ganz stille zu verschlucken und durch lauter Demuth und Milde das Herz der guten bösen Frau dergestalt zu rühren, daß sie zuletzt doch noch den Fuhrmann eben so hoch über den Bauer und Winzer setze wie den Peter über den Pater.

Er stutzte als er diesen Entschluß gefaßt und grübelte nun über seine eigenen Gründe. Wie kam er denn dazu sich fort und fort Geduld und Demuth aufzuzwingen? „Einmal," sprach er zu sich selbst, „bin ich ein so guter Kerl, daß ich gegen eine so feine und fromme Frau gar nicht ordentlich grob seyn kann. Uebrigens kann man Alles, was man will und darum könnte ich's doch. Allein mir steckt die Geschichte im Kopf, welche der verwünschte Franziskaner am Schluß seiner Ehestandspredigt erzählte.

Also will ich Käthchen bessern durch Milde und Geduld? Und also wäre ich hier vergleichbar der guten Frau, die gehorsam den Wein einschenkte und Käthchen dem betrunkenen Maurermeister? Niederträchtiger Vergleich! Es ist eine Sünde auch nur daran zu denken. Die Frau ist ja viel besser als ich — wenn sie nur nicht gar zu gut wäre!"

Drittes Kapitel.

Der Zwiespalt in Natur und Art unsers jungen Ehepaars hatte sich bisher nur auf ihr häusliches Zusammenleben beschränkt. Aber bitterer noch sollte der Fuhrmann denselben nachgehends empfinden im Verkehr mit seinen Mitbürgern.

Bacharach war eine weit vorgeschobene Gränzstadt der Kurpfalz (Lorch, auf dem rechten Ufer, gehörte zum kurmainzischen Rheingau); das Jahr 1685 aber brachte dem Pfälzer Land eine ganz neue Ordnung der Dinge. Am 16. Mai starb Kurfürst Karl; mit ihm erlosch die reformirte Simmerische Linie und es kamen mit dem neuen Kurfürsten Philipp Wilhelm die katholischen Neuburger an's Regiment. Die Pfälzer Protestanten blickten besorgt in die Zukunft, die Katholiken athmeten auf: durch ein Decret vom 11. Oktober 1685 wurde ihnen freie Religionsübung zugesagt, und die Mönche, welche

bisher nur so an den Gränzen ein wenig in's Land hinein geschaut, rüsteten sich zum Wiedereinzug in die seit vierzig Jahren verlassenen Klöster.

Waren nun schon überall im Lande die Gemüther erregt durch diese neuen Thatsachen, um wie viel mehr in einem Städtchen wie Bacharach, welches gen Süd und Nord von streng katholischem, mainzischem und trierischem Gebiete ganz nahe eingeschlossen lag, und wo sich also die Katholiken bisher mehr als ihre andern Pfälzer Glaubensgenossen beengt gefühlt und darum doppelt strenge an katholischer Art und Sitte gehangen hatten.

Käthchen hielt sich in diesen aufgeregten Tagen gerade so stille wie vorher. Sie wirthschaftete rührig und treu, allein die häusliche Arbeit gedieh doch nur, wenn sie ihr Haus einmal ausnahmsweise nicht wie ein kleines Kloster ansah. Zwar schrie seit einem halben Jahre ein gesunder kleiner Bube äußerst kräftig im „Dormitorium," was nicht gerade klösterlich klang; die Seligkeit der Mutter blieb es aber darum nur desto mehr, mit dem Manne, dem Kinde und sich selbst allein in ihren vier Wänden abgeschlossen zu leben.

Diese Vereinsamung wurde ihr in ganz Bacharach übel vermerkt. Vor dem 16. Mai 1685 sagten die Reformirten: da sieht man die kreuzkatholische mainzische Rheingauerin, die sich in ihrem Hause ein Stück Kloster über den Rhein getragen hat, weil sie in Bacharach keines findet; und seit dem 16. Mai sagten die Katholiken: die ganze katholische Gemeinde, Mann und Weib, steht jetzt zusammen und rührt sich und freut sich, nur die Ramboldin bleibt trübselig in ihren Mauern und hält auch ihren Mann daheim, sie ist eben eine Fremde, eine Hergelaufene vom Ueberrhein und hat keinen Bacharacher Gemeinsinn. Oder ist sie etwa gar calvinisch geworden?

Dem Peter lief das schwer über die Leber, allein er schwieg. Ein ächtes Kind seiner Vaterstadt, war er überall bekannt und vordem auch gerne gesehen. Er hätte mit der schönen, feinen, braven, reichen Frau so rechten Staat machen mögen, sie hätte sich vor Allen hervorthun, ihr Lob hätte in Aller Munde seyn sollen. Nun aber lobte gar Niemand seine Frau, ausgenommen der einzige Unglücksmensch, der Franziskaner. Und doch war Käthchen so traulich, sinnig, friedsam und so fleißig im Hause, das

anmuthigste Frauenbild, erfüllt von einer stillen Liebe, welcher selbst eines Fuhrmanns Herz nicht widerstehen konnte. Er wußte manchmal nicht, ob er vor Rührung weinen möge oder vor Zorn.

Schade, daß dann der Pater Bonaventura nicht zur Hand war; der hätte ihm vielleicht gesagt, daß dies ja eben die höchste Freude sey, wenn man vor Zorn weine.

Und wenn die junge Frau dann gar so rührend ihren Mann bat, er solle doch nicht mehr auf die Trinkstube gehn, und es ihm daheim zum Ersatz so schön und freundlich machte, konnte er da widerstehen? Dennoch sprach er dann wieder zu sich: ein Fuhrmann gehört auch in's Wirthshaus, schon von Geschäftswegen. Und seine alten Zechfreunde zürnten ihm doppelt, daß er sie gerade jetzt mied, wo es beim Weinglase so viel Wichtiges zu rathen und zu reden gab wegen der neuen Zeit und des neuen Kurfürsten.

Freute er sich auch zuletzt des Sieges, den er über sich selbst gewonnen, indem er seiner Frau gefolgt, so schämte er sich hinterdrein wieder vor den Genossen, daß ihn die Frau besiegt habe; und doch

wollte er's durchsetzen und durch Sanftmuth und Nachgiebigkeit ihr beweisen, daß sie gerade in ihrem unbezweifelten Rechte am meisten Unrecht habe und Alles verderbe, weil sie es gar zu gut mache.

In dieser Zeit kam Pater Bonaventura öfters zum Besuch; seit dem neuen Religionsdecret durfte er sich ungescheut nach Bacharach wagen, würde aber in andern Häusern nicht besonders gastlich empfangen worden seyn. Käthchen forderte ihn nicht zum Besuche auf, freute sich aber, wenn er kam; Peter gab sich sauere Mühe, dem Mönche so artig zu seyn wie dem besten Freunde. Er forschte dann öfters im Gesichte seiner Frau, ob sie's auch merke, und ob so viel Vertrauen ihr Herz nicht bewege; allein sie nahm das Alles hin als verstehe sich's ganz von selbst.

Der Pater Bonaventura kam übrigens weder als neuer Hausfreund des Mannes noch als alter Jugendfreund der Frau, sondern schlechthin als Mönch, das heißt im Interesse seines Ordens.

Kaum hatten nämlich die Bacharacher Katholiken ihre volle Religionsfreiheit wieder erhalten, so spalteten sie sich als ächte Deutsche sofort in zwei

Parteien. Das alte Kloster sollte wiederhergestellt werden, und die ganze katholische Gemeinde war einig in dem Wunsche, daß es recht bald geschehe; denn die Winzer meinten, wenn im vergangenen Sommer auch nur ein ganz kleines Klösterchen in der Stadt bestanden hätte, so würde der Hagel die Weinberge gewiß nicht so grausam zerschlagen haben. Allein ob Mönche mit oder ohne Kapuzen das Kloster beziehen sollten, das war die schwere Streitfrage. Die große Mehrheit des Volkes begehrte Kapuziner; nur Wenige waren im Stillen den Franziskanern zugeneigt.

Nun sind zwar Kapuziner und Franziskaner so zu sagen leibliche Brüder; denn sie nennen sich gleicherweise Söhne des h. Franz von Assisi; allein sie waren von lange her feindliche Brüder, und die streiten bekanntlich am bittersten. Der giftige Haß aber, in welchem sich Franziskaner und Kapuziner schon so oft befehdeten, ging diesmal auch auf die beiden Parteien ihrer Anhänger in Bacharach über. — Es hatte der Mönchshandel für diese Stadt allerdings ein ganz besonderes Gesicht. Die Kapuziner waren 1621 nach Bacharach gekommen und hatten

sich in den Nothjahren des Krieges bei den Bürgern sehr beliebt gemacht. Später mußten sie aber den Franziskanern weichen, die von einem in der Stadt commandirenden Generale begünstigt wurden. Auf Beschwerde der Bürgerschaft brachte dann der Erzbischof von Trier die Kapuziner wieder zurück und empfahl sie als buccinatores S. Spiritus, als die Trompeter des heiligen Geistes, bis diese Trompeter auf Andringen des Kardinal-Infanten in Brüssel abermals den Franziskanern das Feld räumen mußten. Zuletzt kam dann der reformirte Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz und jagte die Franziskaner sammt den Kapuzinern zum Lande hinaus. Die Kapuziner aber waren hier wie anderwärts volksbeliebt gewesen, die Erkorenen der Bürgerschaft; die vornehmeren Franziskaner dagegen galten als Aufgedrungene, als die Günstlinge fremder hoher Herren. Nun wollten aber beide Orden wieder nach Bacharach zurück, beide stützten sich auf alte Besitzansprüche, und war doch nur e i n Kloster vorhanden.

Bruder Bonaventura untersuchte den Boden für die Franziskaner, und das war der wahre Grund, weßhalb er so fleißig bei den Fuhrmannsleuten

einsprach. Er forderte sie auf, unter Freunden für das gute Recht der Franziskaner zu wirken. Der Fuhrmann schwieg, die Frau verhieß ihr eifrigstes Fürwort.

Als der Pater hinweggegangen, sagte Peter zu der Frau mit leisem Spotte: „Wir Beide werden den ehrwürdigen Vätern kaum zu ihrem Kloster verhelfen können, weil wir nach Deinem Wunsche selber bereits, der Welt abgestorben, wie im Kloster leben. Ginge ich noch auf die Trinkstube, so könnte ich reden und werben."

Käthchen erwiderte mit glühender Heftigkeit, wie man sie noch gar nicht an ihr erlebt hatte: „Für mein Heil und unser Glück floh ich die Welt; wenn es aber das Glück und Heil der Gemeinde gilt, so entsage ich dem Frieden dieses Hauses und gehe wieder unter die Leute, und sollte ich sie abends am Marktbrunnen aufsuchen."

„Ich bin ein langsamer Fuhrmann," sprach Peter gelassen, „und kann so geschwind den Wagen nicht wenden. Du magst thun was Dir recht dünkt. Aber warum muß denn gerade von den Franziskanern Glück und Heil für die Stadt kommen? Die

Kapuziner sind doch auch ein guter Orden, ja von Kindesbeinen an habe ich sie stets als den allerbesten preisen hören. Woher willst du denn, klüger als ganz Bacharach und der Erzbischof von Trier, wissen, daß die Franziskaner mehr werth sind?"

Käthchen, in welcher jetzt alle die Eindrücke, welche sie in dem Franziskaner-Nonnenkloster der Klarissinnen empfangen, wie ein helles Feuer wieder aufloderten, war ganz verändert, sie glühte und bebte, sie war nicht mehr die stille, leidenschaftslose Frau. „Wollte Gott," rief sie, „der Christoph Keller wäre ein Kapuziner geworden und kein Franziskaner, daß Du nicht meinest, ich vertheidige die Franziskaner, weil Christoph ihren Rock trägt. Aber Recht muß doch Recht bleiben!" Und nun schilderte sie mit all der genauen Kenntniß, welche sie bei den Klarissinnen gewonnen, die unvergleichlichen Vorzüge der Franziskaner. „Sie sind der große Stammorden, verzweigt in so viele ächte Aeste der Cölestiner, Spiritualen, Clareniner, Soccolaner, Coletaner, Amadeisten, Capreolaner, Reformaten, Recollecten und wie sie alle heißen, daß selbst die Aebtissin von St. Clara sie nicht in einem Athem herzusagen

vermocht, die Kapuziner aber sind ein einziger falscher, dürrer Zweig, abgefallene Franziskaner und nichts weiter. Der h. Franziskus hat niemals eine Kapuze getragen, höchstens ein ganz kleines Kapüzchen wie die Kapuciolaner, die auch ächt sind, aber keinen ellenlangen Sack wie die Kapuziner. Solch eine spitze Kapuze paßt dem Teufel über seine Hörner, aber keinem Heiligen über seinen runden Kopf. Hat der Erzbischof von Trier die Kapuziner Trompeter des heiligen Geistes genannt, so besagt das gar nichts, wenn man erwägt, daß die Franziskaner von einem Papste die seraphischen Brüder genannt worden sind; denn ein Pabst ist mehr als ein Erzbischof und ein Seraph mehr als ein Trompeter, auch wenn er die heiligsten Noten bläst. Ohne Zweifel aber sind die Franziskaner der nützlichste Orden; denn die Kapuziner mögen viele gute Werke thun, die Franziskaner aber sind ihnen und allen Andern überlegen in der Kraft der Sündenvergebung; sie besitzen den stärksten Ablaß, den Portiunkelablaß, der wäscht alle Sünden am reinsten hinweg. Ja der Bruder Bonaventura hat mir einmal gesagt, eine Ehefrau könne den Portiunkelablaß

nicht blos für sich gewinnen, sondern durch ihr gläubiges Reu' und Leid zugleich sogar mit für ihren Mann: so durchdringend wirkt dieser Ablaß und so untrennbar eins achten die Franziskaner zwei durch das Sacrament der h. Ehe verbundene Gatten."

Eine solche Rede hatte der Fuhrmann von seiner Frau noch nie gehört. Er stutzte, besann sich eine Weile und sprach: „Dein letzter Grund war der beste, und ich habe wirklich gefunden, daß unser Franziskaner nicht blos im Worte, sondern auch in der That Respekt hat vor der Ehe. Thue Du also bei diesem Mönchshandel was Dir gut dünkt."

Diese milden Worte wirkten tief bewegend auf die Frau; Thränen traten ihr in's Auge und sie sagte: „Lieber Mann, ich habe unrecht an Dir gehandelt!"

Dann schwieg sie wieder.

Dem Manne lauteten diese Worte wie eine Erlösungsbotschaft: genau so hatte ja auch der Maurermeister zu seiner Frau gesprochen in der Geschichte des Franziskaners, welche ihm je mehr und mehr das auf den Kopf gestellte Spiegelbild seiner eigenen

Ehestandsgeschichte zu seyn schien. „Jetzt endlich,“ dachte er, „habe ich sie durch meine Güte besiegt, jetzt endlich wird sie erkennen, daß ihr Klostergeist für mein Haus nicht paßt, daß sie etwas minder gut werden muß und doch nicht schlechter.“

Käthchen fuhr fort: „Lieber Peter, Du hast den Bruder Bonaventura belogen, Du hast ihm erzählt, ich habe einen verstorbenen Freund vordem gerade so lieb gehabt wie Dich, da er selber doch dieser Freund war und noch sehr lebendig ist. Er fragte mich nach jenem Verstorbenen, ich aber konnte die Lüge nicht auf Dir und mir haften lassen und sagte ihm alles der Wahrheit gemäß. Da strafte er mich hart und legte mir schwere Bußen auf und spricht mich seitdem nie mehr, außer in Deiner Gegenwart. Ich aber war so schwach, Dir die ganze Unterredung bis heute zu verschweigen.“

Dem Fuhrmann rann bei diesen Worten ein ganzer Eimer kalten Wassers über den Rücken: das klang noch nicht nach Erlösungsbotschaft. Im Grunde hatte Käthchen ganz recht gethan. Aber warum mußte sie diese alte Geschichte nun eben dem Franziskaner erzählen, und zwar diesmal nicht aus

Gewissenhaftigkeit für sich, sondern aus Gewissenhaftigkeit für ihn, ihren Mann! Muß bei den Franziskanern die Frau etwa auch für ihren Mann beichten, wie Eins für das Andere Ablaß gewinnen kann? Nicht sie, sondern er hatte ja gelogen. Und warum mußte sie gerade jetzt ihm wieder beichten, was sie dem Franziskaner gebeichtet habe, in dem Augenblicke, wo er für die Franziskaner ihr zu Lieb in's Feuer gehen sollte! Menschen sind wir doch Alle, auch die Fuhrleute und Franziskaner. Doch schalt Peter seine Frau nicht, daß sie so meisterhaft die Kunst verstehe, ihrem Mann aus lauter Liebe und Unschuld das Leben so schwer zu machen.

Käthchen ging in ihrem kochenden Eifer jetzt fleißig unter die Leute und warb für die Franziskaner. Hatte man sie früher getadelt, daß sie daheim geblieben, so tadelte man sie jetzt, daß sie so umgangsbedürftig geworden war. Denn man merkte bald die Absicht. Nur eine Ueberrheinerin konnte so gut von den Franziskanern sprechen. Man warf einen bittern Haß auf den Fuhrmann, der in Bacharach wohl auch ein besseres Mädchen hätte finden können, als diese durch und durch Fremde aus Lorch.

Peter war froh, daß ihn sein Geschäft auf mehrere Wochen an den Niederrhein führte. Er dachte wohl auch oft nach Hause zurück, und es ging ihm heiß durch den Kopf, daß seine gute Frau ihn so elend mache, daß sie ihn aus lauter Gewissenhaftigkeit zur Eifersucht treibe, ihm aus Frömmigkeit das Haus umkehre, die Knechte und Mägde verderbe, das Fuhrwesen und die Kapuziner verleide, ihn mit den Mitbürgern entzweie und durch alle Milde doch nicht zu bessern sey. Nun sollte er gar noch den Franziskanern helfen, welche ihm, als Mensch und Bacharacher, der widrigste von allen Orden waren. Käthchens Tugend dünkte ihm wie eine schleichende Krankheit, welche man nicht sieht und nicht fassen kann und die doch den Körper aufreibt. Wenn sie nur einmal ein rechtes Unrecht thäte, statt immer unrecht das Rechte zu thun, dann wollte Peter das Uebel wohl kräftig anpacken und heilen.

Viertes Kapitel.

Von solchen Gedanken gemartert, zog der Fuhrmann im November 1685 wieder rheinaufwärts nach Hause. Auf der letzten Strecke war er die Nacht hindurch gefahren und je heller der Morgen aufdämmerte und je näher die Heimath rückte, um so größere unerklärliche Angst befiel ihn, als ob irgend ein großer Jammer ihn zu Hause erwarte. Als er darum hinter Oberwesel gegen die pfälzische Grenze kam, wo eine Kapelle mit einem wunderthätigen Marienbilde stand, dachte er, es thue wohl Noth, daß die Muttergottes, die hier schon so Manchem geholfen, auch ihn erleichtere und erleuchte. An der Thür der Kapelle sah man aber mancherlei beschriebene Zettel angeklebt von Bedrängten, welche sich zu Gebeten in dem Kirchlein verlobt hatten und die Vorübergehenden baten, sie durch Beisteuer eines

Vaterunsers in ihrem Verlöbniß zu unterstützen. Der Fuhrmann, der als frommer Katholik jedesmal im Vorbeifahren ein solches Vaterunser zu spenden pflegte, je nach Auswahl, bald für einen gichtbrüchigen Alten, bald für eine Wöchnerin, oder für ein krankes Kind, wohl auch für eine kranke Kuh, wurde heute durch einen besonders geheimnißvollen Zettel gefesselt. Derselbe lautete, mit sichtbar verstellter Hand geschrieben: „Eine gewisse Person, welche in einer gewissen Angelegenheit von schweren Zweifeln gequält ist, bittet jeden vorbeiziehenden Christen, daß er für ihre Erleuchtung ein Vaterunser bete."

„Solch einen Zettel könnte ich auch für mich schreiben," dachte Peter, „und da ich selber so sehnlich in meinen Zweifeln erleuchtet seyn möchte, so steht es mir wohl an, diesem unbekannten Leidensgenossen zu helfen." Also betete er nicht ein, sondern viele Vaterunser für die unbekannten Zweifel des Unbekannten und fuhr getrösteter zur Vaterstadt.

Schon vor dem Hause kam ihm die Frau entgegen, als ob sie ihn gar nicht habe erwarten können und begrüßte ihn freudig aufgeregt, fast verklärten

Gesichtes. Dem Mann war diese Verklärung etwas unheimlich; er fürchtete, da möge wieder ein recht erbauliches Unheil heranziehen. Käthchen aber ließ ihn gar nicht in's Haus treten, sondern sagte, er solle flugs vier frische Pferde vor den leichten Leiterwagen spannen, er müsse auf der Stelle gegen Oberwesel zurückfahren. Peter entgegnete, da komme er eben her und bevor er nicht tüchtig gefrühstückt und dann einen langen Schlaf gethan, spanne er um keinen Preis wieder ein.

Allein die Frau nahm ihn bei Seite und sprach: „In Bacharach brennt's in allen Köpfen: heute entscheidet sich's, ob wir die Kapuziner kriegen oder die Franziskaner! Leider ist der Anhang der Kapuziner von Tag zu Tag größer geworden, denn sogar der reformirte Pfarrer wirbt für diese falschen Mönche, und die Bürgerschaft hat einen Deputirten an den Kurfürsten gesandt, daß er uns doch um Gotteswillen die Kapuziner zukommen lasse. Es stünde schlecht mit unsern Freunden, wenn sie nicht klüger und flinker wären als ihre Gegner, und wenn w i r ihnen nicht Hülfe brächten."

Peter fuhr spöttisch dazwischen: „Sollen wir Beide

etwa gegen den Kurfürsten und den Erzbischof und die ganze Gemeinde die Franziskaner in Bacharach einsetzen und die Kapuziner vertreiben?“

„Ja das sollen und können wir Beide,“ entgegnete Käthchen fest und gelassen.

Dann erzählte sie, daß Bruder Bonaventura in den letzten Wochen öfters herüber gekommen sey, und sie beschworen habe, den Franziskanern zu helfen und daß sie keine Gefahr, Spott oder Ungemach scheuen solle an dem entscheidenden Tage. Der Plan, wie die Söhne des heiligen Franziskus ihr rechtmäßiges altes Besitzthum wieder gewinnen wollten, sey noch tiefes Geheimniß. So der Pater. Sie habe sich schwer geängstigt über derlei Reden und nicht gewußt, was sie dazu denken und sagen solle, und sey, Erleuchtung suchend, zur Marienkapelle gewallfahrtet und habe dort auch einen Zettel um Fürbitte angeschlagen. Nach unendlicher Seelenpein sey es ihr aber heute in frühester Morgenstunde urplötzlich ganz leicht geworden, und sie habe erkannt, daß sie um jeden Preis den Franziskanern helfen müsse. Nun aber sey sie ganz glückselig, seit ihr die Eingebung dieses Entschlusses geworden.

Peter unterbrach sie mit der Frage, um wie viel Uhr denn das gewesen sey, und als nun die Frau im Verfolg dieser Frage gar erfuhr, daß ihr Mann zur selben Stunde und ohne es zu wissen für sie gebetet habe, da war sie gar nicht mehr zu halten und behauptete, nun sey ein offenbares Zeichen gegeben, daß sie Beide die Franziskaner nach Bacharach bringen müßten. Vergebens stellte ihr Peter vor, daß er ja ihr Anliegen gar nicht gekannt und gegentheils Trost in dem Gedanken gefunden, sich von nun an diesen Verwickelungen zu entreißen und als ein fleißiger Fuhrmann, unbekümmert um alle Mönchshändel, ein ehrsames Leben in der Welt und mit der Welt zu führen. Das half nichts. Er hatte nun einmal seine Frau noch tiefer in ihre Meinung hineingebetet, obgleich er gern jetzt barfuß nach Trier gewallfahrtet wäre, um sie wieder herauszubeten. So mußte ihm alles, was er dachte und that, bei dieser unseligen guten Frau in's Gegentheil umschlagen.

Doch die Zeit drängte. Also fuhr Käthchen fort: „Kaum war ich zu dem festen Entschlusse gelangt, so kam ein Brief des Paters, folgenden Inhaltes:

„„Die Kapuziner werden heute noch nach Bacharach ziehen; es gilt, ihnen zuvorzukommen. Sendet darum einen Wagen mit vier Pferden um acht Uhr früh an die Pfälzische Grenze. Wir haben kein Fuhrwerk, das verführte Volk dieser Gegend wird uns keines geben, und gewinnt die Schnelligkeit Eurer Pferde nicht den Sieg, so ist das unglückliche Bacharach für immer in den Händen der Kapuziner.““

Käthchen beschwor ihren Mann, dem Brief Folge zu leisten; es ging auf acht Uhr, noch war es Zeit, aber höchste Zeit.

Peter widerstrebte.

Endlich drehte er sich rasch auf dem Absatze um und rief dem Knecht, daß er die vier Pferde einspanne und sagte zur Frau: „Ich fahre an die Grenze, vorher aber mußt Du mir ein heiliges Versprechen geben.“

Käthchen erschrack und zögerte. Peter aber sprach: „Du lässest zwar die Leute beten für ein Anliegen, welches sie nicht kennen; dennoch sollst Du mir nichts versprechen, was Du nicht vorher genau kennst. Also begehre ich nur, daß Du, während ich fort fahre,

an nichts anderes denkest, als wie ich jetzt, gleich als brenne es, im Sturm mit meinen vier Füchsen zur Grenze jage und dann einen ganzen Wagen voll Franziskaner im Galopp heimfahre, und wie ich als ein rechter Fuhrmann auf dem Sattelpferd sitze und mit der Peitsche knalle, daß es rechts und links zehnfach von den Felsen widerhallt, und daß ein Fuhrmann doch kein ganz gottloses Geschäft treibe, denn er kann nicht blos ein Faß Wein fahren, sondern auch ein ganzes Franziskanerkloster, namentlich seiner Frau zu Liebe. Das sollst Du bedenken und nichts anderes, bis wir zum Thore herein sind, und sollst selber mir an's Thor entgegen gehen, daß Du siehest, wie stolz ich die Rosse führe und alle die Mönche sammt den Laienbrüdern."

Käthchen hatte viel Härteres erwartet und versprach ihm darum alles leicht und freudig in die Hand. Beide hielten ihr Wort. Schlag neun Uhr jagte der Fuhrmann mit den Franziskanern durch's Thor, und Käthchen hatte während der ganzen Stunde an nichts anderes gedacht, als was ihr Peter doch für ein guter Fuhrmann und für ein guter Ehemann sey, daß er ihr zu Liebe die

Franziskaner, welche er nicht leiden konnte, nun gar selber in die Stadt fahre. Sie hatte sich freudestrahlend am Thore aufgestellt und winkte dem Manne und den Mönchen den ersten Gruß entgegen. Die Bürger, welche dem seltsamen Fuhrwerk begegneten, grüßten freilich in etwas anderer Art: sie warfen dem Fuhrmann Schimpfworte an den Kopf und sahen die Mönche ingrimmig an, ohne die Mütze zu rücken.

Diese aber ließen sich den kalten Empfang nicht anfechten, sondern liefen flugs zur Klosterkirche und lasen dort eine Messe, wodurch sie thatsächlich Besitz vom Kloster ergriffen zu haben behaupteten. Die Gemeinde bei diesem merkwürdigen Gottesdienste, welcher die Messe zu einem juristischen Akte machte, war äußerst klein; denn außer den Fuhrmannseheleuten war nur ein Häuflein Neugieriger den Franziskanern in die Kirche gefolgt.

Als die beiden Gatten aber wieder heraus auf die Straße kamen, wälzte sich ihnen ein großer Menschenschwarm entgegen: gefolgt von der ganzen Bürgerschaft kamen jetzt die Kapuziner. Gerufen von der Gemeinde und anerkannt vom Landesherrn

und vom Bischofe waren dieselben, im Vollbewußtseyn ihres Rechtes, ganz gemächlich zu Fuß gen Bacharach gezogen und erfuhren jetzt mit Schrecken, daß ihnen die Franziskaner vorgefahren und bereits im Besitze des Klosters waren. Die Menge tobte vor Wuth. Peter und seine Frau wären schwerer Mißhandlung wohl kaum entgangen, wenn nicht ein alter Bekannter den Fuhrmann rechtzeitig aufgegriffen und ihn sammt der Frau durch das Innere seines Hauses in ein stilles Seitengäßchen gebracht hätte, von wo sie auf großen Umwegen zu ihrer Wohnung schlichen.

Dort aber sah es übel aus. Während sie in der Kirche der Besitzergreifung der Franziskaner beiwohnten, hatte eine Rotte großer und kleiner Gassenbuben von ihrem Hause Besitz ergriffen, die Fenster eingeschlagen, viel Geräthe zertrümmert und auf die Straße geworfen, und erst nach hartem Prügelkampfe waren sie selbst dann wieder von des Fuhrmanns Knechten hinausgeworfen worden.

Käthchen, welche bis dahin wahren Mannesmuth gezeigt, brach bei diesem Anblick in Thränen aus und setzte sich sprachlos, gebrochen, zitternd auf die Treppe ihres einst so friedlichen Hauses.

Sie weinte nicht über den erlittenen Schaden, sondern weil sie jetzt erst erkannte, daß sie ihrem duldsamen Manne den Haß seiner ganzen Vaterstadt auf den Hals gezogen. Der Mann aber blieb so gelassen wie immer und sprach: „Die bösen Buben haben uns das Ausziehen erleichtert. Heute Abend hätten wir ohnedies das Haus und die Stadt verlassen; nun geht es etwas geschwinder und thut uns auch nicht mehr halb so leid."

Die Frau blickte ihn erschrocken, fragend an. Er fuhr fort: „Ich habe das Haus an die Franziskaner vermiethet; denn da das Kloster noch wüste liegt, müssen sie doch vorerst ein anderweites Obdach haben, bis sie dort wieder eingerichtet sind, und kein anderer Mensch in der Stadt würde ihnen jetzt Quartier geben. Also habe ich, da wir hereinfuhren, die Miethe bereits mit dem Pater Guardian abgeschlossen und Du weißt, Bettelmönchen schenkt ein guter Christ die Miethe um Gotteswillen."

Händeringend flehte Käthchen, daß er den Vertrag wieder rückgängig mache, sie könne ja niemals wieder Frieden gewinnen, wenn sie ihren Mann so von Haus und Hof vertrieben habe.

Der Mann aber entgegnete: „Die Miethe ist fest. Die Bacheracher Luft taugt für uns Beide nicht mehr; bis hierher bin ich Dir gefolgt, jetzt folge Du mir: umgekehrt ist auch gefahren! Wir ziehen nach Lorch in Deine Heimath und bauen dort den Wein, welchen Deine Väter getrunken; er ist ohnedies besser als der Bacharacher."

Da sprach Käthchen: „Lieber Peter, es kann nicht seyn; in Lorch wärest Du kein Fuhrmann mehr, und siehe, ich werde nicht wieder glücklich, wenn Du nicht wieder ein Fuhrmann wirst. Ich versprach Dir ja heute Morgen, eine Stunde lang über das Fuhrwesen nachzudenken, und habe es redlich gethan, und als Du so stolz zum Thore hereinfuhrst, hätte ich Dir um den Hals fallen und sagen mögen, Du sollest doch dein Lebenlang ein rechter Fuhrmann bleiben."

Peter hob sie lächelnd von der Treppe auf und rief: „Jetzt sprichst Du endlich gescheidt, weil Du nicht mehr so gar grausam gescheidt sprichst wie vordem. Es wird sich auch überm Rhein schon wieder machen mit dem Fuhrwerk, und hier hätten mir die Kaufleute doch kein Faß Wein mehr zu

fahren gegeben, seit ich die Franziskaner gefahren.“ Und er küßte sie, und sie waren friedevoller mit einander in dem verwüsteten Hause, als je zuvor, da noch so klösterlicher Friede auf demselben geruht.

Am Abende zog der Fuhrmann aus und die Franziskaner zogen ein. Ihre Feinde, die Kapuziner, hatten vorläufig das Volk beschwichtigt, denn sie waren so klug, der Gewaltthat nicht Gewalt entgegenzusetzen, sondern ließen die Franziskaner gewähren, schickten aber Eilboten nach Heidelberg zum Kurfürsten und nach Trier zum Erzbischof, daß man ihnen zu ihrem Rechte verhelfe. So ließen die Bürger denn auch den Fuhrmann mit den Seinigen ungehindert abziehen.

Als Peter Rambold nach einiger Zeit mit dem Nachen von Lorch herübergekommen war, um den Rest seiner Habe abzuholen, fand er im Bacharacher Hafen ein Schiff mit den sämmtlichen Franziskanern befrachtet, zum Abstoßen bereit. Er rief den Pater Bonaventura an und fragte, wohin denn die Reise gehe? Etwas niedergeschlagen antwortete dieser: „Rheinabwärts! Gott weiß wohin. Der Kurfürst hat uns verrathen und der Bischof hat uns verlassen.“

Der Fuhrmann wünschte Glück auf den Weg, legte aber ein wenig bei neben den Mönchen und sagte dem Pater ganz heimlich: „Wenn Ihr wieder einmal die Ehestandspredigt haltet, so dürft Ihr fortan jene alte Geschichte nicht mehr erzählen von der Frau, die durch so große Demuth und Gehorsam ihren trunkenen Mann bekehrte, denn ich weiß eine bessere, die ich selbst erlebt habe, und Ihr wißt sie auch. Seht, einen recht groben Sünder durch Demuth zu bekehren, das ist in der Ehe nicht so gar schwer, aber eine halbe Heilige, die aus lauter Liebe und Güte und Tugend alles verschraubt und verderbt, in Demuth und Gehorsam zur Umkehr zu bringen, daß sie schlecht und gerecht lebt wie andere Menschenkinder und nicht wie eine verheirathete Nonne, das ist das Allerschwerste. Namentlich für einen Fuhrmann. Es wäre mir armem Sünder auch gar nicht gelungen, wenn nicht unser Herrgott ein Einsehn gehabt und mir Euch Franziskaner zur Hülfe geschickt hätte. Denn wäret Ihr nicht vierspännig in Euer Unglück gefahren, so säße ich heute nicht so selig in meinem Glücke."

* *
*

Pater Bonaventura kam später in ein Kloster auf dem Westerwalde und soll in dortiger Gegend seine berühmte Ehestandspredigt den Bauern noch öfters gehalten haben. Nur mit etwas verändertem Schlusse. Er sprach nämlich jetzt nach der alten Geschichte vom bekehrten Säufer: „Ich habe Euch diese Geschichte schon oft erzählt, und Ihr fraget wohl, warum ich sie immer wieder erzähle? Einfach deßhalb, weil ich keine bessere für Euch weiß. Ich habe zwar einmal erlebt, daß ein Fuhrmann durch noch viel schwerere Dulderproben seine Frau bekehrte, aber die Geschichte erzähle ich Euch nicht: sie ist zu subtil, denn sie hat sich droben am Rhein bei den feinen Pfälzern zugetragen, und Ihr groben Westerwälder würdet sie doch nicht verstehen.“

Die Dichterprobe.

Als Epilog.

Richard Märker war zum Dichter geboren und wäre auch ganz gewiß ein wirklicher Dichter geworden, wenn er nicht hätte sterben müssen, bevor er's überhaupt noch werden konnte. Woher ich aber so bestimmt weiß, daß er ein Dichter geworden wäre, da er's in der That doch nicht geworden ist, das will ich in der folgenden kleinen Geschichte darthun.

Erstes Kapitel.

Wir saßen eines Abends unter Freunden zusammen im rebenumrankten Gartenhause, und ein edler Wein ging in die Runde, Neroberger Sechsundvierziger, ein Feuerwein, ein Poet unter den Weinen, der vielleicht noch einmal den Steinberger besiegt und den Johannisberger. Allein nur Kenner

kennen ihn vor der Hand; er ist ein Zukunftswein, sein Name lebt noch nicht im Volksmunde.

„Und gibt es überhaupt große Poeten, gleichviel ob unter den Weinen oder den Menschen, welche recht eigentlich in den Volksmund kommen?“ so fragte Einer aus dem Kreise. „Wenn selbst unsere gefeiertsten Sänger, die das Glück haben, schon lange todt zu seyn und also Zeit und neidlos vergönnten Raum immer volksthümlicher zu werden, wenn ein Schiller oder Goethe jetzt herniedersteigen und ihr eigenes Volk mit allwissendem Blicke durchschauen könnten, sie würden sich seltsam verwundern, wie wenig ihre Werke hier oder wie verkehrt sie dort in den Volksmund gedrungen sind. Und doch nennen wir diese Werke mit besonderem Stolze Gemeingut der Nation. Die Literarhistoriker machen es umgekehrt wie die demokratischen Politiker, aber trotzdem sehen Beide durch das gleiche Vergrößerungsglas. Wenn nämlich der gemeine Mann spricht, so sagt der Demokrat, das ist die Stimme des Volkes, und wenn der Gebildete einen Dichter liest, so sagt der Literat, dieser Glückliche wird vom Volke gelesen. Der Eine blickt von unten hinauf

und merkt nicht, was oben geschieht, der Andere von oben hinab und ahnet nicht, was unten vorgeht."

Mit diesen Worten war der reichste Zündstoff zu heiter aufflackerndem Streite gegeben. Ein Jeder wollte den allzu scharf gespitzten Gedanken widerlegen oder beschränken, erläutern oder erweitern. Nur Richard Märker schwieg und prüfte bald ernsthaften Gesichtes den Wein, bald lächelnd unsere Gründe und Einwürfe.

Da wir nun aber als sechs Deutsche beisammen saßen und bisher nur fünf widersprechende Ansichten entwickelt hatten, so fragten wir ihn zuletzt erstaunt, ob der denn nicht auch eine besondere Meinung für sich habe?

Er erwiderte: eine Meinung habe er diesmal nicht für sich, wohl aber eine Erzählung. Denn dieselbe Frage, welche wir da eben durchstritten, habe er einmal durchgelebt und sey sogar eigens gereist, um zu erforschen, wie weit er selbst bereits in's Volk gedrungen. Wenn wir nun Geduld hätten, nach gegenseitig erschöpften Gründen zum Schlusse noch dieses kleine Erlebniß anzuhören, dann lege

er sich mit Vergnügen die Buße auf, uns dasselbe zu erzählen. Denn eine Beichte und Buße sey seine Erzählung allerdings und das Beste daran also wohl für ihn wie für uns, daß sie höchstens zwei Cigarren lang dauere — gemächliches Rauchen und Windstille vorausgesetzt.

Da wir nun versicherten, daß wir nicht blos Geduld sondern auch rechte Lust zum Hören hätten, so begann er:

„Ich habe vor etlichen Jahren ein Büchlein drucken lassen, welches ihr Alle gottlob nicht kennt; denn geräuschlos wie es auftauchte, ist es alsbald auch wieder versunken. Es heißt oder hieß die „„Chronik von Hohen-Iseneck,““ und sollte, so meinte ich, meine schönsten Jugenderinnerungen verklären und verewigen. Drüben im Gebirge, im Isenecker Thal hatte ich als Knabe gar frische, fröhliche Tage verlebt, und was mir aus jener weltverlassenen Gegend im Gedächtnisse saß von Geschichten, Anekdoten und Sagen, das verflocht ich in der „Chronik“ zu einem bunten Kranze. Wo mir eine wirkliche Geschichte nicht reich und glänzend genug schien, da wob ich neue Fäden ein,

verwickelte und färbte nach Herzenslust, und wo man von einem seltsamen Felsen oder großen Baum an Ort und Stelle gar nichts erzählte — sie schauten mich aber an, als wollten sie etwas von sich erzählt haben, — da that ich dem Felsen und dem Baume den Gefallen und ersann eine Geschichte zu Beiden und berichtete sie so fest und gewiß, als ob ich den Text der ächtesten Urkunde wortgetreu wiedergäbe.

Denn wer sich einmal an's dichterische Erfinden macht, der ist ja ohnedies ein kleiner Herrgott, und es kommt ihm nicht darauf an, ein Dutzend Menschenkinder mehr oder weniger zu erschaffen und eine Handvoll Menschenschicksale mehr oder weniger zu verketten und zu lösen. So ergoß ich also auch eine wahre poetische Uebervölkerung über mein Thal und nannte dasselbe im Stillen mein Königreich; denn ich hatte es erobert und colonisirt mit den eigensten Dienstleuten meiner Phantasie, um es meinen sämmtlichen Lesern zum Lehen zu geben.

Doch nur wenige Vasallen meldeten sich für dieses Lehen: das Buch ward kaum gelesen, und die Kritik focht mich nicht an, weil sie völlig schwieg.

Um meinetwillen war mir das sehr gleichgültig, aber für das Hohen-Isenecker Thal that mir's leid. Ich hatte dieses reizende Stück unbekannten Landes dankbaren Herzens der Welt zeigen, ich hatte es durch die Poesie geographisch berühmt machen wollen, wie Auerbach sein Nordstetten, ich hegte eine volle Jugendfreundschaft für Hohen-Iseneck und hatte meine Novellen-Staffagen fast nur gezeichnet, um die Landschaft malen zu dürfen. Denn mit Natur-Heimweh und Natur-Poesie beginnt der Jüngling, mit Menschen-Heimweh und Menschen-Poesie schließt der reife Mann.

Und mein Thal mit seinen Bergen und Burgen sollte nun dennoch unbekannt bleiben wie mein Buch!

Da überraschte mich der Brief eines befreundeten Pfarrers aus dem Isenecker Thale. Quer über den Rand standen zur Ausfüllung des leeren Raumes die Zeilen gekritzelt: „Ihre Chronik beschäftigt gegenwärtig unser ganzes Thal; denn sie wird fleißig nachgedruckt vom Hinterbrunner Wochenblatt, der einzigen Zeitung, welche hier von Hand zu Hand geht. Wir sind jeden Samstag um so gespannter auf die Fortsetzung, da Sie uns weit mehr von uns

zu erzählen wissen, als wir selber allesammt bis dahin gewußt hatten."

Es klang zwar etwas Spott aus diesem Satze, aber dennoch freute er mich königlich. Hatte ich der Welt nicht zu zeigen vermocht, welche Schätze von Poesie in Hohen-Isseneck geborgen liegen, so zeigte ich's doch wenigstens den Hohen-Isseneckern. Und wenn nun gar jene Geschichten, die ich eigens der Landschaft auf den Leib geschrieben und neu erfunden hatte, dort sich einpflanzten, umbildeten, vom Volksmund aufgenommen, selbst wieder Volkssage wurden, war das nicht ein seltenerer Ruhm, als ihn die größte Leserschaar und das lauteste Lob der Kritik zu bieten vermag? Gibt es einen beneidenswertheren Nachruhm für Heine, als daß er seine Loreley, von welcher vordem nicht einmal die St. Goarshäuser das Mindeste gewußt, dem ganzen deutschen Volke so fest in den Mund gedichtet, daß man diesem literarischen Gespenste sogar schon einmal eine überlebensgroße Statue hat setzen wollen? Und mit welchem Stolze müßte es Heinrich von Kleist erfüllen, wenn er jetzt nach Heilbronn käme und sähe, wie man dem Fremden das Haus seines

Käthchens von Heilbronn zeigt, welches doch niemals wo anders hauste, als in seinem Buch und auf den Brettern! Ja nicht blos berühmten Dichtern fiel das blinde Loos dieses seltenen Glückes, sondern manchmal auch sehr unberühmten. Steht nicht der Schmied von Kochel monumental gemalt an der Sendlinger Kirchenwand über den wirklichen Gräbern jener wirklichen Bauern, denen er in der Schlacht vorgestritten haben soll, und er ist doch nur das Luftgebilde eines ganz namenlosen Novellenschreibers! Und wenn es diesem Novellisten gelungen ist, die Gestalt seines fabelhaften Schmiedes dem Gedächtnisse des Volkes so scharf einzuprägen, indeß die Gestalten der wirklichen Kämpfer vergessen sind, warum konnten nicht auch etliche von meinen Phantasiegestalten im Iseneker Thale dauernd Leben gewinnen durch freundliche Vermittelung des Hinterbrunner Wochenblatts?

Ich wollte mir die kleine Freude gönnen, ganz heimlich in dem trauten Thale zu lauschen, ob sich schon ein kleiner Ansatz solchen Erfolges spüren lasse, zu lauschen, wie denn eben jetzt meine Geschichten vom Volke aufgenommen und fortgebildet würden.

Und gewiß, ich war genügsam. Ich hätte Lohnes übergenug gehabt, wenn ich nur etwa ein Mädchen am Brunnen die rührende Liebesgeschichte hätte erzählen hören vom Grafen und der Köhlertochter und wie sie einander zum erstenmale bei der Grafenlinde erblickten! — so hieß nämlich der Baum neben dem Oberwirth in Hohen-Iseneck, und weil Niemand wußte, warum er so hieß und ein Kohlenschuppen neben der Linde stand, hatte ich die Liebe des Grafen und der Köhlertochter dazu erfunden. Nun wußte man's. Oder wenn ich auch nur etwa zwei Bauern auf der Bierbank kräftig hätte lachen sehen über meinen martialischen Freiherrn, den ich in's vorige Jahrhundert hinein auf die Burg Hohen-Iseneck gezaubert! Derselbe hatte zwei Karthaunen am Burgthore aufgepflanzt, und wann er morgens aufstand, wurde ein Schuß gelöst, und wann er abends schlafen ging, wieder ein Schuß; wurden aber im Lauf des Tages die beiden Kanonen losgeschossen, so bedeutete dies, daß der Pfarrer aus dem Dorfe hinaufkommen solle, um mit dem gnädigen Herren Whist zu spielen. Das heißt, die Bauern besaßen zwei alte Böller zu Freudenschüssen, und Niemand

wußte, woher das seltsame Geschütz stamme. Jetzt hatte ich's ihnen gesagt, obgleich die Anekdote eigentlich sehr weit von unserer Gegend, bei Mirow in Mecklenburg, gewachsen war. Allein Verpflanzen ist auch Schaffen.

Wenn nun dieser Freiherr, den ich zu den Böllern erfunden und mit einem langen Lebenslauf ausgestattet hatte, soweit volksthümlich geworden wäre, daß die Bauern um seinetwillen das schlechte alte Geschütz in Ehren gehalten und niemals gegen ein bequemeres neues vertauscht hätten, so würden ja alle meine schriftstellerischen Mühen genug belohnt gewesen seyn.

Also zog ich zu Pfingsten nach Hohen-Isseneck, um zu erforschen, wie weit ich bereits in's Volk gedrungen. Ein besonderes Incognito brauchte ich nicht zu erkünsteln, da mich in meinem Thale ohnedies kaum ein Mensch mehr kannte.

Zweites Kapitel.

Der Erzähler verschnaufte ein wenig. Wir behaupteten, das Resultat seiner Entdeckungsreise schon recht klar vor Augen zu sehn, allein wir seyen gespannt auf den Weg, welchen er habe gehen müssen, um zu einem so gar nicht überraschenden Ziele zu kommen.

Märker hörte uns sehr gelassen zu, füllte sein Glas auf's Neue und sprach: „Was ich gesucht und nicht gefunden, das könnt ihr Alle leicht wissen, aber was ich nicht gesucht und gefunden habe, das erräth doch Keiner.“

Dann that er einen tiefen Zug zur Stärkung auf den Weg und fuhr fort:

„Bis an den Rand der Berge war ich gefahren. Ich athmete auf, als ich, der Bildungsatmosphäre des Eisenbahnwagens zweiter Klasse entronnen, durch's

Waldesdickicht rasch hinanstieg und gleichsam Leib und Seele badete in der göttlich frischen Luft und dem Dufte der Tannen. Die Berge von Hohen-Isenek tauchten bereits hinter den Wipfeln empor und der erste Hauch des Abendwindes begaun mir thalabwärts entgegen zu streichen. Es war derselbe Hauch, der vor Jahren so manchmal meine Stirne gekühlt hatte, dieselben Bäume und Berge, nur schienen mir die Bäume größer, weil sie gewachsen waren, und die Berge kleiner, weil ich inzwischen ein größeres Stück Welt gesehen hatte. Eines jedoch vermißte ich zu meinem tiefen Leidwesen: der Hohen-Isenecker Burgberg hatte seine Burg verloren; nur ein kleiner Trümmerhaufen leuchtete noch statt der hohen Dcppelthürme in der Abendsonne.

Da trat ein Bauer, der aber halb wie ein Landstreicher aussah, den Weg kreuzend, seitwärts aus den dicksten Büschen. Eine gewaltige Gestalt, mit harten, finstern Zügen stand er unheimlich vor mir, wie aus dem Boden gewachsen. „Grüß Gott!" rief ich ihm zu und dachte dabei, das ist der beste Gruß an ein so verdächtiges Gesicht; denn unmittelbar auf dieses Wort wird dich der Mann doch nicht

anpacken oder todtschlagen mögen. Der Bauer dankte, schlug meinen Weg ein, schritthaltend mit mir, und sah im Gehen öfters lauernd ringsum. Doch das ist so Bauerngewohnheit.

Ich fragte ihn, als der Isenecker Berg wieder über den Wald hervorsah, ob denn da droben nicht unlängst noch eine Burg gestanden?

„Freilich!“ erwiderte er, „allein sie ward voriges Jahr auf den Abbruch versteigert. Und das ist jammerschade.“

Der Mann schien ein Herz zu haben für die Denkmale seiner Heimath, und die Sagen der Burg waren ihm gewiß nicht fremd; vielleicht hatte er sogar meine Geschichte vom Herrn von Hohen-Iseneck und seinen zwei Karthaunen im Hinterbrunner Wochenblatt gelesen. Also fragte ich ihn, warum er denn den Abbruch des alten Gemäuers bedauere?

Er sah mich lächelnd an: „Das ist nun einmal dumm gefragt! Die Burg hätte droben stehen bleiben sollen, weil sie immer droben gestanden hat, seit die Menschen Brod essen, und weil sie auf den Berg gehörte, wie die Nase in mein Gesicht. Die Burg war der schönste Spielplatz für die Buben

aus dem Dorfe; die Weiber brachen ihren Flachs im Burghofe und rösteten ihn in dem viereckigen Thorthurme, und zudem wohnte sich's gar nicht schlecht auf Hohen-Iseneck."

„Wohnen?" fragte ich erstaunt. „Das Mauerwerk stand ja dachlos und zerfallen seit Menschengedenken."

„Nun im Keller fand man doch noch einen guten Unterschlupf bei Tag und Nacht, und nur Wenige kannten den Eingang," erwiderte mein seltsamer Begleiter. „Seht, die Bauern im Isenecker Thal sind eigene Leute: sie nehmen Einen nicht gerne auf um Gotteswillen. Drüben im Schwarzbachthale dagegen sind die Menschen noch christlich und gönnen jedem müden Wandersmann einen Platz in der Scheuer. Dort lassen sie die Burgen stehen, und doch brauchte man sie nicht; hier haben die geizigen Bauern ihre Burg abgebrochen und sie ist doch so nützlich und nothwendig gewesen."

Ich bemerkte, dieser Unterschied zwischen dem Iseneck- und Schwarzbachthale sey mir neu und ergötzlich; übrigens seyen die beiden so eng benachbarten Thäler meines Wissens überhaupt gar ungleich

geartet. „Drüben am Schwarzbach,“ sagte ich, „gibt es nur zerstreute Höfe, hier im Iseneckerthale hingegen geschlossene Dörfer“ — „Nester!“ unterbrach mich der Mann, welcher sichtbar einen Groll auf die Isenecker hatte. — „Das eine Thal war früher ritterschaftlich,“ fuhr ich fort, „das andere bischöflich“ — „ist mir Alles gleich,“ schaltete mein Begleiter ein; — „Tracht und Mundart weichen merklich von einander ab“ — „ich kümmere mich den Teufel darum“ —; — „das Schwarzbachthal hat Kalkfelsen, das Iseneckthal Buntsandstein“ — „auf die Steine kommt's nun gar nicht an; ich will Euch aber den Hauptunterschied sagen,“ rief der Andere, und ich horchte gespannt auf; denn meine Weisheit war zu Ende. Nach einer Pause sprach Jener: „Im Schwarzbachthale gibt es gar keinen Hund, im Iseneckthale aber bellt eine solche Bestie bei jedem Hause. Das ist der Hauptunterschied; denn das heißt, am Schwarzbach herrscht noch Treu und Redlichkeit, auf den einsamen Höfen ist keine Hausthüre verschlossen, kein Kettenhund wacht im Hofe, kein armer Mann wird ungespeist und unbeherbergt abgewiesen. Hier dagegen haben sie Gitter

an den Fenstern, Schlösser an allen Thüren, Hunde hinter jedem Hofthor, recht wie das böse Gewissen; sie nehmen keinen fremden Wanderer auf, und verleiten dadurch die armen Menschen zu Diebstählen und Einbrüchen. Und wer andere Leute zu Spitzbuben macht, der ist ein ärgerer Spitzbube, als wer selber einer wäre. Ein junger Bauer von den Schwarzbachhöfen, der Mathias Schnitzer, wenn Ihr ihn kennt, hat sich neuerdings einen grimmigen Wächterhund angeschafft, den Sultan, wenn Ihr ihn gekannt habt. Den habe ich ihm vor der Nase todtgeschossen. Denn wer sein Vaterland mit Gewalt verderben will, dem muß man's mit Gewalt wehren."

Ich staunte über diesen seltsamen Sittenrichter und würde mich an ihm ergötzt haben, wäre der Wald nicht gar so einsam gewesen.

„Also seyd ihr nicht aus diesem schlimmen Thale?" fragte ich.

„Nein und Ja! Gebürtig bin ich nicht von hier; aber bekannt bin ich doch, wie ein böser Kreuzer."

„Und was seyd Ihr denn Eures Zeichens?"

„Was ich bin? Ein armer Mann und Tagelöhner;

hab' kein Haus und kein Geld und kein' Freud' in der Welt."

Jetzt wußte ich klar, daß dieser Freund der Burgruinen dennoch kein eigentlicher Romantiker sey und meine Geschichte des tollen Herrn von Hohen-Iseneck schwerlich gelesen habe. Allein eine Frage ist ja erlaubt, also fragte ich: „Könnt Ihr lesen?"

„Ein Bischen zum Hausgebrauch, erwiderte er.

„Nun gut," fuhr ich fort, „da Ihr so gerne untergeschlupft seyd in der ehemaligen Burg da droben, so leset doch einmal die neueste Nummer des Hinterbrunner Wochenblattes."

Der Mann blieb stehen, heftete sein Auge auf mich, als wolle er mich in den Boden hinein sehen, spähte dann wieder ringsum und fuhr mit der rechten Hand in die Hosentasche, wo nach Bauernsitte ein Löffel und ein großes im Hefte feststehendes Messer hervorblitzte. Er griff aber diesmal nicht nach dem Löffel, sondern nach dem Messer, welches noch zu andern Zwecken, als zum Butterbrodstreichen bestimmt schien. Dann sprach er mit gedämpfter, zornig zitternder Stimme: „Was meinst Du von wegen des Wochenblatts? He! Bist Du

auch so ein Spion, der die Leute auskundschaften will?"

Ich war so verwirrt, mehr noch durch den grimmigen Ausdruck, in welchen sich plötzlich das Gesicht des Mannes verwandelte, als durch seine Frage, daß ich ihn anstarrte und keine Antwort gab.

Im selben Augenblicke bog ein anderer Bauer um die Waldecke. Als ihn mein Begleiter herankommen sah, gab er mir einen Stoß auf die Brust, daß ich rückwärts in den Straßengraben fiel, und sprang in gewaltigen Sätzen quer waldein den Berg hinauf, wo er rasch hinter den Büschen verschwand.

Der Andere eilte herbei, mir zu helfen. Allein ich war, wie man sagt, mit dem blauen Auge davon gekommen, das heißt mit dem Schrecken und einem beschmutzten Rocke. Mein Befreier reichte mir darum die Hand, daß ich aus dem Graben wieder in die Höhe kam, klopfte mich etwas aus und schrie dazwischen in den Wald hinein: „Komm' heraus, Spitzbube, wenn Du Muth hast! Ich will Dir das Schußgeld zahlen für meinen Hund!" Der Gerufene ward wirklich wieder einen Augenblick sichtbar, schon hoch oben in den Felsen, und rief

herab: „Mathias, tritt mir nicht wieder in den Weg! es sollte mir leid seyn um alter Freundschaft willen: Du hast gesehen, daß ich treffen kann!“

Mathias hatte keine Lust, den Flüchtling weiter zu verfolgen, was auch wohl vergebene Mühe gewesen wäre. Er wandte sich vielmehr zu mir und fragte: „Wisset Ihr denn auch, wer der Mann gewesen ist? — Das war der Kaspar Broß, der Maurer von Zell, welcher vorige Lichtmeß den Rentboten beim grauen Stein beraubt und nachher den großen Einbruch auf dem Eschenloher Schloß verübt hat, und darauf kam er in's Zuchthaus und ist wieder ausgebrochen und hat sich vom dritten Stockwerk heruntergelassen, und jetzt treibt er sich seit Wochen in hiesiger Gegend umher und hat mir meinen Hund, den Sultan, erschossen.“

„Also seyd Ihr der Mathias Schnitzer von den Schwarzbachhöfen?“ unterbrach ich ihn.

„Freilich! Habt Ihr auch schon von der Geschichte gehört? Jetzt aber ist die Polizei dem Broß, dem Spitzbuben, auf der Spur, der im Uebrigen kein unrechter Mann ist, und hat einen Steckbrief ausgeschrieben in der letzten Nummer des Hinterbrunner

Wochenblattes, und die Isenecker Bauern machen Streifzüge, um ihn zu fangen."

Nun begriff ich, warum dieser Kaspar Broß so böse geworden, als ich ihn aufforderte, die neueste Nummer des Wochenblattes zu lesen. Ja dieser Freund malererischer Burgruinen würde mich, ohne die Dazwischenkunft des Mathias Schnitzer, wohl gar niedergestochen haben, bevor ich ihm nur verdeutscht hätte, daß ich nicht ihn, sondern mich selbst in den Isenecker Wäldern verfolge und daß ein wesentlicher Unterschied sey zwischen den Volksstudien eines Poeten und eines Gensdarmen.

Also merkte ich schon, daß es seinen Haken habe, meine eigene Volksthümlichkeit zu erforschen und beschloß, etwas vorsichtiger zu seyn im Citiren des Hinterbrunner Wochenblattes, welches vorn meine Geschichten und hinten Steckbriefe bringt.

Drittes Kapitel.

Der Schreck war mir in die Beine gefahren und ich sah es nicht ungern, daß Mathias noch ein Stück Weges mit mir ging. Er fragte mich, wie ich denn mit dem gefährlichen Menschen in Streit gerathen sey, und ich erzählte ihm (unter bescheidener Verschweigung meiner Autorschaft), daß ich dem Kaspar Broß lediglich die Geschichte von der Burg Hohen-Isseneck im Wochenblatte zum Lesen hätte empfehlen wollen, Jener aber habe mich falsch verstanden und gemeint, ich empfehle ihm die Lektüre seines eigenen Steckbriefs.

Mathias bemerkte darauf: „Solche Burggeschichten sind für die alten Weiber; ein frischer Bursch oder gestandener Mann hat keine Zeit dazu;“ — woraus ich schloß, daß meine Feder. im Schwarzbachthale noch nicht ganz volksthümlich geworden sey.

Allein diese Enttäuschung kümmerte mich wenig. Kaum hatte mich Mathias verlassen, so schritt ich wieder froh und königlichen Muthes durch das nun weit geöffnete Thal, welches ich mein Reich nannte. Unsereiner lebt immer in der Einbildung. Jetzt aber dachte ich schon gar nicht mehr an meine Chronik, sondern lediglich an den Kaspar Broß; Mathias hatte mir noch manchen kecken Zug zu seinem Bilde gezeichnet, und jener Spitzbube, welcher sonst kein unrechter Mann, hatte mir's förmlich angethan. Fast wünschte ich, er möge wieder neben mir gehen, wenn er nur sein Messer ruhig in der Hosentasche lasse. Dieser Mensch verübte die schwersten Verbrechen, aber mit Humor und mit moralischen Grundsätzen. Er befehdete die Kultur und pries den Naturzustand, ohne übrigens Rousseau zu kennen; er that den schutzlosen Einödbauern kein Leid, weil sie ihre Thüren nicht verriegelten und ihm willig ein Brod gaben und ein Bund Lagerstroh: er hatte einen feinen Sinn für die Romantik jenes patriarchalischen Kommunismus des goldenen Zeitalters und wußte doch kein Wort von Thomas Morus oder Campanella. Dagegen plünderte er mit Vergnügen

jene Bauern, welche ihren Geldkasten von Kettenhunden bewachen ließen: er huldigte dem Satze, daß Eigenthum Diebstahl sey, und hatte doch Proudhon nicht gelesen. Im Uebrigen war er ein äußerst schlimmes Subject, Dieb, Straßenräuber und entsprungener Züchtling. Er hatte ganz das Zeug zu einem volksthümlichen Helden. Rinaldo Rinaldini und Karl Moor waren ihm wohl schwerlich jemals begegnet; ob er aber vom Schinderhannes und dem bayerischen Hiesel Genaueres wußte und sich nach ihnen gebildet hatte?

In solchen Gedanken schwebte ich leichten Schrittes den Weg dahin und zeichnete mir die Gestalt des humoristischen Spitzbuben immer breiter, tiefer, individueller. Es trifft sich doch nicht alle Tage, daß uns ein Mensch in den Straßengraben wirft, damit wir ihn, wenn wir wieder herausgekrochen sind, um so deutlicher als eine Novellenfigur erkennen und liebgewinnen sollen. Diese Figur hatte ich jetzt fest, Konflikte lagen genug vor, wenn ich nun nur auch eine Handlung dazu gefunden hätte! Nach dieser Handlung suchte ich, und so vergaß ich ganz und gar, daß ich eigentlich ausgezogen sey, nach den

Spuren meiner Chronik von Hohen=Iseneck zu suchen, und über dem neuen frisch erlebten Helden verlor ich meine alten erfundenen völlig aus dem Gesicht."

Hier unterbrachen wir den Erzähler. Ich stieß hell an mit seinem vollen Glase und rief: „Jetzt bist du auf dem rechten Wege! Erst muß man ein Don Quixote gewesen seyn, dann kommt man nachgehends sicher auf den Weg der Poesie."

„Und dieser rechte Weg, fiel Richard Märker ein, ohne sich den Faden entwinden zu lassen, führte mich nach Dorf Hohen=Iseneck gerade zu der Stunde, wo das Abendbrod am besten schmeckt, nämlich um sieben Uhr.

Das Dorf lagert sich vom Burgberg zum Bache hinab, als ob die Häuser von oben her aus einem Sacke geschüttet worden seyen. Unten im Thale steht ein Wirthshaus und oben am Berge ein anderes. Das Haus im Thale heißt zum Kronprinzen und ist wegen seines Weines und seiner Forellen berühmt; das Haus auf dem Berge heißt zur Grafenlinde und ist zur Zeit wegen gar nichts berühmt, hätte aber berühmt werden können, wenn meine Chronik von Hohen=Iseneck berühmt geworden wäre.

Darum trank ich im Kronprinzen nur einen Stehschoppen und spähte begehrlich durch die einladenden Räume; allein Kronprinzen gibt es genug in der Welt, aber vielleicht nur Eine Grafenlinde, und wenn der Kronprinz auch das bessere Wirthshaus war, so war die Grafenlinde ohne Zweifel das poetischere. Also ließ ich nach kurzer Rast den Kronprinzen links liegen und stieg hinauf zur Grafenlinde.

Ein ehemaliger Herrschaftsbau, war sie jetzt zum Wirthshause heruntergekommen. Noch führte die stolze alte Freitreppe, — etwas unsicher durch zwei ausgebrochene Stufen — zu der Hausthüre, welche man ein Portal nennen konnte. Seine zwei Halbsäulen, in gutem Renaissancestyl, umrahmten bei meinem Eintritt die ächt niederländische Gruppe des Wirthes und der Wirthin, eben beschäftigt, die Eingeweide eines frischgeschlachteten Hammels auszuwaschen. Der Hintergrund der Hausflur verschwamm in geheimnißvollem Halbdunkel. Einem Koloristen der Piloty'schen Schule wäre dieser dunkle Grund für zwei Dukaten nicht feil gewesen.

Der Wirth empfing mich zwar etwas grob, allein seine Mundart war so ächt, daß man die halb

gebrummten, halb gesprochenen Antworten sogleich als Sprachproben für Firmenich's deutsche Völkerstimmen hätte aufschreiben können. Im Gastzimmer herrschte erquickende Stille; ich war der einzige Gast und hatte prächtig Raum und Zeit meine Gedanken spazieren gehen zu lassen. Hier saß ich auf historischem Boden mit mir selbst allein und mit meinem Glase Bier, welches einen kleinen Stich hatte, und aß eine Groschenwurst, ohne irgend zu bedauern, daß ich nicht im Kronprinzen geblieben war, wo die Forellen jetzt eben fertig geworden wären. Denn in eben diesem Hause, vielleicht in dieser Stube, hatte der letzte Abt des nahen Klosters Rodau seine letzten kummervollen Tage verlebt. Er war ein strenger, starrer Mönch, fanatisch und herrschsüchtig und um siebenhundert Jahre zu spät auf die Welt gekommen. Mit einem Geiste, welcher im Jahre 1090 sein Kloster sieggewaltig emporgehoben haben würde, hatte er 1790 die Säkularisation desselben nur um so schneller herbeigeführt. Als nun aber der Exabt im alten Isenecker Amthause (und dies war jetzt das Wirthshaus zur Grafenlinde) ein dürftiges Asyl gefunden, erhielt er seltsam genug einen unfreiwilligen

Hausgenossen in der Person des letzten Herrn von Hohen-Iseneck. Dieser hatte voll lustigen Uebermuthes die Reste eines weiland großen Vermögens durchgebracht, und als sein Geld zur Neige ging und auch die Burg seiner Väter ihm über dem Kopfe in Trümmer zu fallen begann, führten ihn die Gläubiger in das Amthaus, wo er auf Ehrenwort als ein lebendiges Faustpfand bleiben mußte. Das Kloster und die Burg waren durch's ganze Mittelalter die beiden Herrschersitze geistlicher und weltlicher Macht im Thale gewesen, der Sage nach gegründet von zwei Brüdern, trotzdem aber in ewigem Streite wegen ihrer Gerechtsame. Und nun mußte der abgesetzte Abt des eingezogenen Klosters und der eingesetzte Herr der verfallenen Burg in denselben engen Mauern das Brod der Armuth essen und aus denselben Fenstern eine fremde Welt, eine unerhört neue Geschichte an ihren Augen vorüberziehen sehen!

War das nicht der Stoff zu einem Gedichte? Und schaute mich dieses unwirthliche Wirthszimmer nicht selber an wie ein Gedicht? Zwar war der Tisch etwas sehr schmutzig, aber die Zimmerdecke

war von Kreuzgewölben überspannt; zwar schmeckte das Bier etwas sauer, aber die Fensternische war mindestens vier Fuß tief, wie bei einem alten Burggemäuer. Und in dieser nämlichen Fensternische hatte vielleicht der letzte Abt mit dem letzten Ritter gesessen und sie hatten gezankt, gestritten und grimmig einander gescholten. Denn so war es weiter ausgemalt in meiner Chronik von Hohen-Iseneck: der Abt zeigte dem Ritter, daß er seine Burg verloren, weil er zu lustig gelebt, und der Ritter dem Abte, daß er sein Kloster ruinirt, weil er zu ascetisch gewesen; der Ritter wollte den Abt zu Spiel und Becher, und der Abt den Ritter zur Buße bekehren. Darüber geriethen sie sich täglich furchtbar in die Haare, und wie Burg und Kloster durch's ganze Mittelalter miteinander gestritten, so lag jetzt der letzte Ritter mit dem letzten Abte rastlos im Streite, bis eines Tages der Ritter unbußfertig gestorben ist, wodurch allerdings die Kirche hier wie anderswo das letzte Wort behalten hat.

Ueber diesen Gedankenbildern hatte ich ganz vergessen, daß das alte Amthaus zur Zeit ein Wirthshaus war, und als sich langsam die Zimmerthüre

aufthat, glaubte ich, Ritter und Abt müßten jetzt hereintreten. Allein es kam nur ein Bauer, der sich rings umschaute und dann gelassenen Schrittes zu meinem Tische ging, wo er sich am andern Ende schweigend niederließ, und in langen Zwischenräumen traten dann noch fünf Bauern gleich bedächtig, spähend und schweigend herein und setzten sich alle der Reihe nach. Zuletzt kam auch der Wirth, aber nicht, um diesen Gästen Wein oder Bier aufzutragen, sondern um ihnen die Haare zu schneiden, weil es gerade, wie ich schon erwähnte, Pfingstsamstag war. Das gab ein höchst charaktervolles Bild, fast wie aus Schenk's Dorfbarbier. Solch eine Scene würde ich im Kronprinzen trotz aller blaugesottenen Forellen niemals erlebt haben.

Ich lauschte den Gesprächen, welche die sechs Bauern unter der Scheere des Wirthes führten, allein sie sprachen nicht von alten Rittern und Aebten, sondern von dem Helden des Tages, von Kaspar Broß, und wie er unterm Schutze des h. Leonhard aus dem Zuchthause entsprungen sey, und von ihren Kühen, welche sie zur Leonhardskirche bei Stein führten, damit sie vor Seuchen und

anderem Unheil bewahrt bleiben; denn der h. Leonhard, dem man die Ketten weiht, ist der Patron der Gefangenen und des Viehes.

Auf meine Frage, warum sie denn die Kühe sechs Stunden weit nach Stein trieben, da doch auf eine halbe Stunde Wegs beim Kloster Rodau gleichfalls eine Leonhardskirche stehe, erwiderte mir einer der Geschorenen: „Der h. Leonhard von Rodau ist gut für die Pferde, aber für die Kühe reicht er dem h. Leonhard von Stein das Wasser nicht.“

Aus der Antwort ersah ich, daß diese Bauern allerdings noch nicht ganz reif seyen, um jene feine Ironie der Geschichte zu verstehen, welche die gemeinsame Gründung und das gemeinsame Ende von Kloster und Burg so wunderlich verknüpfte, die großen historischen Züge zuletzt noch einmal im Genrestyl der Anekdote spöttisch wiederholend. Darum begehrte ich ein Licht, denn es war inzwischen dunkel geworden, und ging auf mein Zimmer.

Der Wirth geleitete mich. Als wir die stattliche Treppe mit massivem Geländer von geschnitztem Eichenholz hinanstiegen, welche zum oberen Stockwerk führte, und den mächtigen oberen Flur mit

hallenden Tritten entlang schritten, da mußte ich einen Augenblick stille stehn, um das Auge meiner Phantasie in dem dämmrigen Raume umherschweifen zu lassen. Es war mir, als hörte ich die Stimme des Ritters und des Abtes ganz hinten in der dunkeln Ecke, wie sie sich immer noch stritten und gegenseitig zu bekehren suchten. So hatte ich's geschildert in meiner Chronik, wo ich die alten Herren auch nach ihrem Tode noch unsichtbar doch hörbar im Amthause herumgeisten lasse, als neckische Kobolde über Ascese und Lebensgenuß disputirend, und wer die seltsamen Philosophen um Mitternacht plötzlich hört, der muß lachen, wenn es ihm nicht eiskalt über den Rücken läuft.

Diese Kobolde riefen mir auf einmal wieder meinen Reisezweck in's Gedächtniß; ich konnte es nicht lassen, ganz leise zu spüren, ob meine Chronik denn nicht wenigstens bei dem Wirthe in's Volk gedrungen sey und sprach: „Dies also ist das alte Amthaus, wo der letzte Herr von Hohen-Iseneck gestorben ist und der letzte Abt von Rodau?"

„Wenn's wahr wäre!" entgegnete der Wirth. „Mein Haus ist seiner Lebtage kein Amtshaus

gewesen, sondern hier war vor Zeiten die Rentkammer. Das Amthaus stand unten im Dorfe, wo jetzt der Kronprinz steht, und dort ist auch der Abt und der Herr von Hohen-Iseneck gestorben. Mein seliger Vater hat sie Beide noch gekannt und hat uns oft erzählt, wie gemüthlich die zwei Herren in ihrem Elend zusammen gehaust hätten, und welch ein sanfter, allzeit freundlicher Mann der einst so gestrenge Abt in seinen schlimmen letzten Tagen noch geworden sey."

Ich prallte zurück, starr vor Staunen. Also war ich nicht blos heute mit meinem Reisestab, sondern auch vorher mit dem Mosisstabe meiner Dichtung in's falsche Wirthshaus gerathen.

Der Wirth aber fuhr ganz von selber fort: „Es ist freilich eine Schande, wie heutzutage die Zeitungen lügen, und die Polizei sollte es ihnen verbieten. Denn im Wochenblatt stand gedruckt, daß die Geister der beiden Alten heute noch in meinem Hause umgehen, wo diese doch kein Mensch weder todt noch lebendig jemals gesehen hat. Wenn die Zwei irgendwo spucken, so muß das drunten beim Kronprinzen seyn. Allein da unten hin schickt

man die reichen Herrschaften und mir schickt man die Gespenster in's Quartier."

Es lag mir auf der Zunge, dem Wirth zu beweisen, daß es für mich eine poetische Nothwendigkeit gewesen sey, die letzten Tage des Abtes und Ritters in dieses so wunderschön heruntergekommene Wirthshaus zu verlegen, selbst wenn ich gewußt hätte, daß das alte Amthaus da gestanden habe, wo jetzt der neumodische Kronprinz steht. Und wenn die Beiden gemüthlich zusammen gehaust hätten, und der Abt zuletzt noch so gar mild und weich geworden sey, so hätten sie sich zu ihren übrigen Sünden zuletzt auch noch einer psychologischen Verzeichnung ihrer beiderseitigen Charaktere schuldig gemacht, welche zu corrigiren mir als Dichter ein volles Recht zustehe. Wollten die Leute in Wirklichkeit nicht plan- und stylgemäß sterben, so müsse man sie hinterdrein poetisch dazu zwingen, wie das alle guten Dichter mit ihren todten Helden gethan. So hätte ich sprechen mögen. Aber ich fürchtete jetzt, mich als Autor zu bekennen; denn der Wirth schaute mich sammt seinem Wirthshause (auch ohne Gespenster) schon unheimlich genug an.

Viertes Kapitel.

Also ging ich schweigend in mein Zimmer.

Das war wundersam eingerichtet. Außer einer zerbrochenen Kinderwiege und dem Bett, auf dessen ungewaschenen Linnen muthmaßlich schon etliche Fuhrleute geschlafen hatten, enthielt es nicht den mindesten Hausrath, nicht einmal einen Stuhl, die Kleider darauf zu legen. Der Wirth war höchst wahrscheinlich in jüngster Zeit gepfändet worden.

Und diese Spelunke hatte ich eigens aufgesucht, wo ich's doch unten im Kronprinzen so gut hätte haben können, und nun war der Abt und der Ritter nicht einmal hier gestorben, und vor dem Wirth — dem einzigen Manne, der mich gelesen — mußte ich mich verleugnen, damit er nicht mir als Dichter die volksthümlichsten Grobheiten mache, während ich doch vielmehr Ursache hatte, ihm als Wirth Grobheiten zu machen!

Ich wollte die Zimmerthüre schließen, allein das Schloß hatte keinen Schlüssel. Ich öffnete das Fenster: der Riegel blieb mir in der Hand. Kaspar Broß würde mit moralischer Befriedigung dieses nach allen Seiten vertrauensvoll sich öffnende Zimmer betrachtet haben.

Unschlüssig, ob ich wieder fortgehen oder bleiben, wachen oder schlafen solle, legte ich mich an's offene Fenster und starrte in die laue Nacht hinaus. Am Himmel zogen flache Wölkchen und die Sterne funkelten doppelt hell zwischen durch, gerade gegenüber dem Fenster aber waren Wolken und Sterne und Himmel verdeckt durch den hoch aufsteigenden Lindenbaum, die uralte Grafenlinde, und ein Strom des süßesten Blüthenduftes floß von seinen tausend Zweigen. Ich vergaß den Modergeruch der dumpfigen Stube hinter mir sammt ihren leer gepfändeten vier Wänden, und über dem leisen Gesumme der Nachtfalter und Mücken, die durch mein Licht in Schaaren vom Baum herbeigelockt wurden, hörte ich nicht mehr das laute, wüste Geschrei der Bauern in der Wirthsstube. Der Friede der Nacht und seliger Träumerei kühlte meine müden Sinne auch ohne

Bett und Schlaf, und ich vergaß ganz die bitteren Erfahrungen, welche ich über Tags auf meiner Forscherreise gemacht, und ärgerte mich nicht einmal über die vernichtende historische Kritik des Wirthes.

Im Gegentheil: der Mann hatte mir ein neues reizendes Problem hingeworfen, womit ich träumend spielte. Denn ließ es sich nicht auch denken und psychologisch fein motiviren, daß der strenge Abt mild geworden war und der lustige Ritter ernster und strenger in der Schule des Unglücks und daß sie einander brüderlich die Hand reichten in ihrem Asyle? Und war dies nicht auch ein dichterischer, weil ein versöhnender Schluß des langen Streites der feindlichen Brüder von Burg und Kloster? Der Abt und der Ritter hatten alle Macht verloren, doch hätten sie sich noch streiten können bis an ihr seliges Ende, allein sie zogen es vor, den hundertjährigen Streit zuletzt wenigstens persönlich und menschlich in Frieden ausklingen zu lassen. — Der stille Odem der Nacht, der Blüthenhauch des Lindenbaumes, das friedvolle Leuchten der Sterne — es stimmte Alles so schön zu diesem milden Gedankenzuge, und ich zerpflückte mit wahrer Lust die

frühere humoristische Geschichte von den beiden bekehrungssüchtigen Alten, und baute mir eine neue, größere Geschichte auf, welche nicht mit zankenden Poltergeistern schloß, sondern gleich diesem göttlichen Frühsommerabende in verklärendem Sonnenuntergang. Dem Wirth aber dankte ich im Stillen, daß er mir meinen alten Novellenstoff so prächtig neu gewendet, ärgerte mich auch gar nicht, daß die alte Bearbeitung schon gedruckt war und die neue nicht füglich hinterdrein gedruckt werden konnte. Denn wenn ich sie nur hier bei dem Lindenbaum ganz heimlich für mich ausdichtete, so hatte ich schon Lohnes genug.

Da weckten mich schwere Mannestritte und flüsternde Stimmen unter'm Fenster aus meiner Friedenspoesie. Gemessen ausschreitend nach Bauernart ging ein stattlicher Mann die Straße hinauf, im Sternenlicht schimmerte die Büchse, welche er an der Seite trug. Die Gestalt brauchte man nur einmal gesehen zu haben, um sie auch in der Dämmerung sofort wieder zu erkennen: es war Kaspar Broß.

Ein paar Bauern traten auf die Freitreppe des

Wirthshauses. Kaspar kehrte sich drohend um gegen sie und rief: „Ihr Lumpenkerle getraut Euch doch nicht an mich.“ Dann nahm er die Büchse schußgerecht in den Arm und ging langsam zum Lindenbaum.

„Schießt ihm in die Beine!“ rief eine Stimme von der Treppe herüber. Fast im selben Augenblicke fiel ein Schuß. Kaspar wankte, schlug ein Rad und stürzte lautlos zusammen.

Die Leute von der Treppe schlichen sacht herbei, wie der Jäger nur vorsichtig zu dem Hirsche geht, welchen sein Schuß gefällt hat, denn er weiß, daß das blos verwundete Thier, gefährlicher als ein Eber, wieder aufspringen und ihn mit den Zacken seines Geweihes durchbohren würde.

Allein hier hatte es keine Gefahr mehr. „Da liegt er todt,“ rief endlich eine Stimme; „der Mathias hat in der Angst etwas zu hoch gehalten und hat ihn durch den Rücken geschossen statt durch die Beine.“

Auf den Lärm liefen die Nachbarn und sämmtliche — nunmehr glatt geschorene — Gäste aus dem Wirthshause zusammen; auch mich trieb es auf

den Platz hinunter. Eine Streifwache der Isenecker Bauern hatte hier auf den Räuber gelauert, und nur ein Mann vom Schwarzbachthale war unter ihnen, eben jener Mathias Schnitzer, welchem Kaspar den Hund erschossen. Mathias war vorangegangen, als die Andern vor dem verachtenden Gleichmuth Kaspars scheu zurück wichen und Keiner Hand an ihn zu legen wagte; er wußte aber auch, daß Kaspar zuerst auf ihn zielen würde, als derselbe zur Büchse griff, also that er den ersten Schuß und der Schuß hatte getroffen.

Die Bauern umstanden eine Weile schweigend den todten Mann. Endlich brach der Ortsschultheiß die ergreifende Stille und befahl die Leiche aus dem Wege zu heben und auf den Tisch zu legen, welcher den Stamm der Linde umgab. Niemand wollte einen Finger rühren, Alle wichen scheu zurück. Da trat Mathias vor, sah dem Todten mit festem Blick und treuherzigem Ausdrucke in's Gesicht und sagte: „Kaspar! Hab' ich Dich todtgeschossen, so kann ich Dich auch auf den Tisch legen!" — packte den schweren Körper herzhaft mit beiden Armen und trug ihn ganz allein auf den Tisch.

Als nun Lichter herbeigebracht waren und der Schultheiß ein vorläufiges Protokoll über den Thatbestand aufzunehmen begann, rief ein alter Mann, sichtlich der Patriarch des Dorfes: „Der Mathias hat einen so guten Schuß gethan, drum wollen wir auch ein Schußgeld für ihn sammeln!“ warf eine Münze in seinen Hut und ging mit demselben im Kreise herum, und in wenigen Minuten lag ein hübsches Häufchen Geld auf dem Hutfutter. Wie man für einen Raubvogel Schußgeld zahlt, so steuerten sie Schußgeld für den Räuber und dachten nicht, daß der hinterrücks Erschossene doch vor Gott ihr Bruder gewesen und eine unsterbliche Seele gehabt habe gleich ihnen.

Mathias ließ sie ganz ruhig gewähren und sammeln; als ihm aber der Alte das Geld darreichen wollte, stieß er zornig den Hut zurück und sprach: „Heute Abend war ich dem Kaspar schon einmal begegnet auf der Landstraße im Markwald, der Herr dort weiß davon“ — er deutete auf mich — „da habe i ch dem Kaspar Schußgeld verheißen für meinen Hund, und das habe ich ihm jetzt bezahlt, und nicht Euer Schußgeld begehre ich. Und wenn

ich's dem armen Burschen in Pulver und Blei gezahlt habe, so will ich's ihm auch jetzt noch in Silber zahlen!" Bei diesen Worten warf er ein paar Kronenthaler auf den Tisch, daß sie neben die Leiche rollten. „Für dieses Geld, Kaspar, soll Dir eine Denktafel gemalt und Seelenmessen gelesen werden. Wegen Recht und Gerechtigkeit habe ich den Kaspar erschossen und nicht euretwegen, daß ihr jetzt ruhig schlafen könnt, ihr Isenecker Schwernöther! Ihr Dorfbauern habt den Kaspar gezwungen zu stehlen; denn eure Küchen waren kalt, wenn er um eine Suppe bat, und eure Scheuern verschlossen, wenn er im Gewittersturm ein Nachtlager suchte."

Der Alte entgegnete: „Umgekehrt ist auch gefahren! Ihr Schwarzbacher Einödbauern vielmehr habt den Kaspar zu diesem Ende geführt. Denn wenn ihr nicht allem Gesindel Unterschlupf gäbet auf euren Höfen und alle Landstreicher unbesehen aus euern Schüsseln essen ließet, dann hätte der Kaspar arbeiten müssen und hätte nicht aus dem Zuchthause zu brechen gebraucht, weil er niemals hinein gekommen wäre."

Mathias rief, wie sie's am Schwarzbach machten,

so sey es Christenpflicht und ein gutes Werk, und wer einem hungrigen Wandersmann erst das Gewissen visitire, bevor er ihm ein Stück Brod schneide, der sey schlecht katholisch, gerade so schlecht wie die Hohen-Isenecker.

Dieses Wort zündete und Alle schrien wüthend durcheinander gegen den einen Mathias. Den Schimpf, schlecht katholisch zu seyn, konnte die Gemeinde Hohen-Iseneck nicht auf sich sitzen lassen. Und indem sie nun immer wilder darüber disputirten, was christlicher sey, einen Spitzbuben zu beherbergen oder ihm die Thüre zu weisen, pries Mathias immer lauter den Kaspar Broß, der ein ganz guter Kerl gewesen, abgesehen von seinem bischen Rauben und Stehlen, und was Schlechtes in ihm gesteckt habe, das hätten Andere mehr verschuldet als er selber.

Hierauf warfen natürlich die Andern dem Mathias die Frage entgegen, warum er denn einen so guten Menschen erschossen habe, und Mathias rief: „Daran seyd ihr gleichfalls Schuld!"

Nachdem aber zuletzt Keiner sein eigenes Wort mehr hören konnte und somit alle Gründe erschöpft

schienen, griff man beiderseits zu dem allerletzten Grund, nämlich zu den großen Messern, welche die hiesigen Bauern in der linken Hosentasche tragen. Und so geschah es nun, daß die Hohen-Isenecker das Messer zückten gegen denselben Mann, welcher sie eben erst von ihrem schlimmsten Feinde befreit hatte und dem sie kaum eine Ehrengabe gespendet, die noch unberührt am Boden lag. Mathias aber zog das Messer für den Kaspar Broß, welchen er doch eben erst als einen Räuber niedergeschossen hatte. Keiner von Allen aber war sich des wahren letzten Grundes dieses nur scheinbar widersinnigen Haders bewußt; denn genau genommen stritten sie gar nicht um den erschossenen Spitzbuben, sondern um das Recht der väterlichen Sitte am Schwarzbach und im Iseneckthale, sie stritten über jenen Hauptunterschied der beiden Thäler, welchen mir der todte Mann dort auf dem Tische zuerst aufgedeckt, daß man nämlich hüben Hunde hält und drüben keine Hunde, dort die Thüren offen läßt und hier die Thüren schließt (ausgenommen im Fremdenzimmer der Grafenlinde).

Vergebens suchte ich Frieden zu stiften; Niemand gab mir Gehör. Es schien, als ob das vergossene

Blut heute Abend unabwendbar noch mehr Blut fordere. Denn von den Worten zu Schlägen und Stichen war es jetzt nur noch eine Spanne weit. Ich wandte mich, Beistand suchend für mein Vermittleramt, an den Schultheißen, der etwas seitab stand und ganz ruhig seinen „Augenschein" vervollständigte; er war solche Scenen schon genügend gewöhnt. Mit großer Aufmerksamkeit untersuchte er eben eine schöne Schnupftabaksdose, die man bei dem Erschossenen gefunden, vermuthlich ein gestohlenes Gut, und bemühte sich, die Schrift zu entziffern, welche auf einem Deckel unter einem Porträtkopfe stand. Er las buchstabirend: „Friedrich Schiller," schaute dann zu mir auf und fragte: „Wer ist das?" und ich glaube, er hielt es für den Namen des rechtmäßigen Eigenthümers der Dose.

Ich sah den Mann mit großen Augen an: der Schultheiß von Hohen-Isenech wußte wirklich nicht, wer Schiller sey! Im selben Augenblick aber fuhr es mir wie ein Blitz durch die Seele: ich wollte ja erforschen, ob mich diese Leute kannten, und sie kannten Schiller nicht einmal! Ueber das Letztere wenigstens wollte ich jetzt gründlich in's Klare kommen.

Ich sprang auf eine Bank, hielt die Dose hoch empor, daß Alle sie sehen konnten, und rief mit der äußersten Kraft meiner Stimme: „Wer ist Friedrich Schiller?“

Meine Erscheinung auf der Bank, die geheimnißvolle Dose, die unerwartete Frage — das Alles zusammen wirkte schlaghaft. Als ich vorhin meine Gründe zwischen den Streit warf, die zur Sache gehörten, da gönnte mir Niemand das Wort; jetzt aber, wo ich die fremdartigste Frage hineinschleuderte und den Leuten statt Friedensgründen eine Tabaksdose zeigte, schwiegen Alle, ließen die Fäuste sinken, staunten und gafften mich an.

Ich wiederholte meine Frage. Keiner antwortete. Endlich riefen einige Stimmen, der Mann sey hiesigen Orts ganz unbekannt. Das hinderte mich nicht, die Frage nochmals und noch lauter zu wiederholen.

Jetzt erst bemerkte ich einen kleinen Knaben, der ganz nahe vor mir stand und mir den Zeigefinger entgegenstreckte, wie's die Schulbuben thun, wenn sie zum Hersagen ihres Sprüchleins aufgefordert seyn wollen. Ich nickte ihm zu, und er sprach mit überdeutlicher, heller Schulstimme: „Friedrich Schiller war ein großer Dichter.“

„Gottlob!“ seufzte ich und fragte den Kleinen, wem er denn zugehöre? Sein Vater war der Lehrer des Dorfes. „Und hast Du schon ein Gedicht von Schiller gelesen?“ — „O ja, viele!“ — „Und welches gefällt Dir denn am besten?“

Der Knabe besann sich eine Weile; — „Pegasus im Joche!“ rief er endlich. — „Und warum gerade dieses?“ — „Weil ein Pferd darin vorkommt, und ich lese immer am liebsten von Pferden.“

An diesen Vorzug seines Gedichtes hatte Schiller gewiß nicht gedacht. Allein ich faßte mich; jetzt hatte ich noch das Wort und wollte es festhalten, um die Streitenden zu beschwichtigen. Also erklärte ich den Leuten etwas genauer, wer Schiller gewesen sey und was er auf dieser gestohlenen Dose zu bedeuten habe, und fuhr dann mit kühner Wendung fort, daß Schiller nebst vielen großen Gedichten auch die Räuber geschrieben, ein Stück, welches mehrfach hierher passe. Denn dort komme auch so ein Mann vor, der schuldig durch sich selbst und auch durch Anderer Schuld geworden sey, ein großer Sünder und doch im Uebrigen kein unebener Bursche, fast wie Kaspar Broß. Hierauf aber zeigte ich ihnen

weiter, daß sich in dieser kleinen Tragödie unter der Grafenlinde, gleich wie in den großen Tragödien der Geschichte und der Bühne, Recht und Unrecht gar wunderlich durcheinander schlinge, und so thäten die Isenecker nicht ganz unrecht, daß sie Hunde hielten, und die Schwarzbacher nicht ganz recht, daß sie keine hielten; Mathias habe halb recht, halb unrecht gethan, den Kaspar zu erschießen, und die Isenecker hätten ein Stücklein recht und ein Stücklein unrecht in ihrem Streit mit dem Mathias, wie dieser in seinem Streit mit ihnen. Das könne kein Mensch genau auseinanderlesen, so wenig als die Schuld und Unschuld des Kaspar Broß. Nur Eines sey jetzt schlechthin unrecht von beiden Seiten, daß sie die Messer zögen, die sollten sie auf der Stelle wieder einstecken.

Mit diesen Worten war ich leider ins falsche Fahrwasser gerathen. So lange ich von Schiller sprach, hatten die Bauern ganz ruhig zugehört, gleichsam sich beugend vor meiner geheimnißvollen überlegenen Bildung. Als ich aber wieder auf ihren Streit umbog, da wollte es Jeder auch wieder eben so gut und besser wissen als ich, und Keiner mochte

sich von mir sagen lassen, daß er auch nur das kleinste Stücklein Unrecht habe. Der Sturm brach abermals los, zwanzig Stimmen schrieen durcheinander, allein sie kehrten sich nun nicht mehr gegen den Mathias, sondern gegen mich, und da ich, einmal im Feuer, keine Sylbe zurücknahm, vielmehr den Leuten nur um so lauter zu beweisen suchte, daß Jeder im vorigen Streite doch ein Stück Unrecht gehabt, so kam es nahe daran, daß sie mich von der Bank herunter gerissen und statt des Mathias geprügelt hätten.

Im rechten letzten Augenblick fühlte ich mich von hinten mit starken Armen gepackt und ganz sanft von der Bank gehoben: es war der Mathias Schnitzer, welcher mich sodann fest bei der Hand ergriff und aus dem Getümmel riß. „Zwei gegen zwanzig ist ein schlechtes Spiel," rief er mir zu und führte mich, während ich noch immer nach rückwärts fortdisputirte, hinweg in's Dunkel hinein. Dann brachte er mich auf einem Umweg an die Rückseite des Wirthshauses, wo ich durch ein Hinterpförtchen, das heißt durch den Kuhstall, wieder hineinschlüpfen und mein Zimmer gewinnen konnte. Unterwegs gewann ich

auch wieder so viel kühlen Verstand, daß ich das Heilsame dieser gewaltthätigen Entführung begriff und dem Mathias beim Abschied am Kuhstall dankend die Hand drückte. Hatte er mich doch zweimal an diesem ersten Tage meiner Forscherreise gerettet, zuerst, indem er mich aus dem Straßengraben zog, als ich hineingeworfen worden war, und dann, indem er mich behütete, daß ich nicht zum zweitenmale hineingeworfen wurde.

Auf der öden Stube machte ich während des Restes der Nacht eine beschauliche Promenade zwischen der zerbrochenen Wiege und dem ungastlichen Bette auf und ab wie ein Pendel.

Zu der Novellenfigur und den Conflikten, welche ich schon unterwegs im Straßengraben gefunden, hatte ich jetzt auch die Handlung. Beschämt und zugleich ermuthigt merkte ich den ungeheuren Unterschied zwischen den matten Farben, welche ich in meinem Büchlein aufgetragen, und den brennend grellen, die mir heute das Leben geboten. Niemand erfindet solche Züge, wie das Gespräch der Bauern über die beiden heiligen Leonharde, wie die schneidend charakteristische Scene, da der Mathias den

Todten auf den Tisch hob und der alte Bauer das Schußgeld sammelte, wie die Geschichte mit der Dose und dem Pegasus. Dergleichen fiele uns niemals ein, wenn wir's nicht selber gehört und gesehen hätten.

Jetzt besaß ich einen neuen Stoff und vergaß in der Freude darüber ganz, daß ich mit meinen alten Stoffen heute so kläglich bestanden hatte. Meine Forscherreise aber beschloß ich mit diesem ersten Tage, weil ich für einen zweiten Tag den rettenden Arm des Mathias Schnitzer doch nicht wieder zur Seite gehabt hätte.

Am andern Morgen fand ich übrigens, daß ich mich ganz unnöthig abmühe, den Kaspar Broß mit seinen Conflikten als Helden einer Novelle zu verarbeiten, da vielmehr eine Novelle ganz anderer Art schon fertig vorlag, wenn ich nur getreu erzählte, wie ich gestern auszog, um meine Geschichten von Hohen-Iseneck im Volksmunde zu suchen und diese zwar nicht fand, wohl aber ungesucht eine neue Geschichte von Hohen-Iseneck, deren duldender Held nicht jener Spitzbube war, sondern *ich selber*.

Dieses Gedankens voll ging ich nur noch zu dem

Pfarrer, welcher mich mit seinem Briefe in dieses mein romantisches Thal gelockt, und erzählte ihm recht offenherzig, wie mir's ergangen, fragte ihn dann aber auch, wie er mir habe schreiben können, daß meine Chronik gegenwärtig das ganze Thal beschäftige?

Mit herzlichem Lachen erwiderte er, unter dem ganzen Thale habe er die sämmtlichen vier Haushälterinnen der vier Pfarrer des Thales verstanden, und die seyen in der That für Belletristik das einzige mögliche Publikum des ganzen Thales. Uebrigens habe er durch seine ironischen Zeilen meinen dichterischen Eifer vielmehr abzukühlen als anzufeuern gedacht. Und hierauf begann er mir scharf in's Gewissen zu reden, daß ich Zeit und Kraft mit der leichten Flitterarbeit von Erzählungen und Novellen vergeude.

Ich entgegnete, den Zweck der Abkühlung habe er völlig verfehlt. Vor meiner Reise sey ich abgekühlt und flügellahm gewesen, seit ich aber in Folge seines Briefes ausgezogen, um mich selber im ganzen Isenecker Thale gelesen zu sehen, sey mir Lust und Muth zu neuen Geschichten unendlich gewachsen.

Denn obgleich der einzige Mensch, welcher sich als mein Leser ausgewiesen, unbekannter Weise genügend über mich geschimpft habe, so sey doch dieser eintägige Fußmarsch so zu sagen unter den Beinen mir gleich wieder zur Novelle geworden, die brauche ich nicht mehr zu erfinden, nicht auszumalen, ich brauche sie nur zu schreiben und darnach gelüste mich so unbändig, daß ich kaum Feder und Papier erwarten könne.

Der Pfarrer verstand mich nicht und hielt mich wahrscheinlich für etwas verrückt.

Und hiermit schließt meine Geschichte."

*　　*
*

Nachdem Richard Märker also gesprochen hatte, erholten wir uns Alle durch eine frisch entkorkte Flasche, er vom Reden, wir vom Hören. Darauf nahm ich noch das Wort:

„Unser Freund hat uns erzählt, wie er beim Forschen nach der Verbreitung seiner früheren Geschichten diese selbst und allen Ehrgeiz des Erfolges vergessen hat aus lauter heller Freude darüber, daß ihm die Forscherreise an und für sich schon binnen

wenigen Stunden zu einer neuen Geschichte aufwuchs. Allein er hat nicht nur eine neue Geschichte ungesucht gefunden, sondern noch etwas weit Besseres dazu, was freilich Andere leichter erkennen mögen, als er selber; auch ziemt es Andern mehr als ihm, dieses auszusprechen. Ich meine: er hat ein vollgültiges Zeugniß seines Dichterberufes gefunden. Alle Enttäuschung nnd Widerwärtigkeit gab ihm nur frische Ideen zu neuem, fröhlicherem Schaffen, das Rohe und Wüste hat sich ihm sofort im Goldschimmer des Humors verklärt, die thatsächliche Ironie des wirklichen Lebens auf sein ideales Streben ward ihm sogar wieder zum dichterischen Motiv, und das Spießruthenlaufen der Selbstkritik gestaltete sich ihm zur Novelle. Wem das Alles geschieht und wer das Alles vermag, der ist darum noch kein Dichter, allein er hat die Probe bestanden, daß er wenigstens zum Dichter geboren ist und einer werden kann."

Der letzte Strahl der Abendsonne verglühte hinter unserer Rebenlaube, und wir ließen die Gläser in diesem Golde blinken und anklingen und leerten sie zum letztenmale auf das Wohl des künftigen Dichters.

Zum letztenmale! — Leider war dieser verglühende Sonnenblick nur allzu prophetisch gewesen. Richard Märker starb wenige Monate nachher. Er hatte uns seine Forscherreise so lustig erzählt, daß er dadurch zuvächst die Lust verlor, sie noch einmal schriftlich zu erzählen. Das ist auch ein Zeichen des geborenen Poeten. Was mündlich und beim Nero-berger gar viel anmuthiger zu hören war, als es sich hier liest, das schrieb ich aus dem Gedächtnisse nieder. Und nicht im Sinne dessen, was Richard Märker's bescheidenes Wesen darin finden wollte, sondern was seine überlebenden Freunde darin gefunden haben, überschrieb ich diese Erzählung: „Die Dichterprobe."

Riehl, Wilhelm Heinrich,

Neues Novellenbuch

Stuttgart 1867